<36609972130017

Leo N. Tolstoj,

sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung.

Von

Raphael Löwenfeld.

Erster Teil.

Berlin.
Richard Wilhelmi.
1892.

Frau

Sofia Andrejewna Gräfin Tolstoj

in Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Die Kultur ist eine unbarmherzige Gleichmacherin. Je älter sie wird, mit desto größerer Kraft vernichtet sie alles Eigenwesen. Nur die Stärksten können ihr Trotz bieten. Sie nur können ihre natürlichen Gaben entfalten und aus der uniformen Menge als selbständige Erscheinungen hervorragen. Der Unverstand nennt sie Sonderlinge, er mag's nicht leiden, daß einer um einen Kopf größer sei, als alle. Der Vorurteilsfreie, dem die Fähigkeit ward, Großes zu bewundern, sieht in ihrer Selbständigkeit die Äußerung einer ungewöhnlichen Kraft, die über das Können der Zeit hinausgewachsen ist und den Kommenden führend die Wege weist.

So steht Leo Tolstoj vielgescholten und vielbewundert da. Von Geburt ein Kind der bevorrechteten und genießenden Minderheit, durch Denken und Empfinden ein Freund der Schwachen und Entbehrenden. Alle Leiden der Zeit — in seinem Vaterlande durch die Schroffheit der Gegensätze noch herber empfunden — finden in seinem großen Herzen das volle Mitleid. Und wie er lehrt, so lebt er. Bei keinem unserer Zeitgenossen ist Denken und

Handeln so eins, wie bei Leo Tolstoj. Das ist seine Größe als Mensch, die nur von denen bestritten und begeifert wird, welche die Welt aus dem engen Winkel ihrer Ichsucht betrachten. Wer frei den Blick in die Zukunft schweifen läßt, wer der Sprache der Gegenwart verständnisvoll lauscht, erkennt in Leo Tolstoj einen der seltenen Männer, die nur in großen Wendepunkten der Weltgeschichte kommen — zu lehren, zu warnen, zu retten!

Tolstoj der Mensch ist noch nicht erkannt. Tolstoj der Dichter hat die Welt erobert. In allen Zungen sprechen seine russischen Menschen zu uns. Und gerade weil ihre Gesundheit und Schönheit im Nationalen wurzelt, aus dem auch die Kraft ihres Schöpfers erwachsen ist, sind sie uns Vollnaturen von allgemein menschlicher Prägung. Das eben ist das Merkmal des großen Dichters, daß er die kleine Welt, der er liebend nahe steht, zu einem Abbild der großen zu gestalten weiß. Wehe darum denen, die sein Schaffen in den Äußerlichkeiten nachahmen möchten, welche nur sein geistiger Besitz sein können, und die einer anders denkenden und fühlenden Gesamtheit den fremden Dichter als Muster für ihr eigenes Schaffen anpreisen. Nachzuahmen ist nicht, was man nicht selbst geschaut und innerlich durchlebt hat, nachahmungswert ist nur die tiefe, herzerschütternde Teilnahme, die den Dichter befähigt, durch den Mund des winzigsten der Menschen die Menschheit sprechen zu lassen.

Tolstoj in seiner ganzen Wesenheit vorzuführen, ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Ich fühle ganz, wie sehr ich hinter ihr zurückgeblieben bin. Aber man

wird einen ersten Versuch nicht mit der ganzen Strenge beurteilen, welche berechtigt sein mag, wo aus hundert geklärten Einzelarbeiten ein größeres Ganzes zusammenzufügen ist. Eine Biographie Tolstojs findet keine Vorarbeiten. Weder in russischer noch in deutscher oder französischer Sprache ist je etwas ausführliches über das Leben dieses merkwürdigen Mannes geschrieben worden. Ich schöpfe aus einzelnen Notizen in russischen Zeitschriften, aus Angaben des Grafen Tolstoj selbst und hauptsächlich aus dem werthvollen Material, das mir die ausgezeichnete Gattin des Grafen zur Verfügung gestellt hat. Karg ist auch dieses noch für die Wißbegierde eines Biographen und die edle Neugier des Lesers, der den Mann verehrt. Fehlt mir doch sogar die Kenntnis einer Sammlung von Jugendbriefen, die in einer öffentlichen Bibliothek Moskaus aufbewahrt wird, für jetzt aber noch nicht zugänglich ist. In meinen „Gesprächen über und mit Tolstoj" (Berlin 1891, Richard Wilhelmi) habe ich über den Anteil der Gräfin Sofia Andrejewna an dieser biographischen Arbeit berichtet. Der gütige Leser wird da auch vieles über das häusliche Leben Tolstojs finden, was ihn vielleicht für die Mühe des Lesens entschädigt und was in diesem Buche nicht recht eine Stelle finden konnte.

Dieses Buch aber wolle er als einen ersten Versuch ansehen. Biographien großer Männer können nur durch die Mitarbeit vieler und durch die immer erneute Arbeit von Jahren werden, was sie sein sollen. Ich zögere darum nicht, mit der Veröffentlichung dieser unvollkommenen Arbeit zu beginnen. Ich rechne auf die Nachsicht des

kritischen Richters und auf die Güte aller derer, welche das Glück hatten, Leo Tolstoj im Leben zu begegnen. Ich werde für jede, noch so kleine Ergänzung meiner Arbeit dankbar sein — für die Berichtigung falsch dargestellter oder die Mitteilung neuer Thatsachen, wie für Abschriften von Briefen. Genossen seiner Jugend (in Kasan, Moskau, Petersburg, Paris, London), Besucher seines gastfreien Hauses in Jasnaja Poljana bitte ich freundlichst um ihre Förderung.*)

Sollte es mir vergönnt sein, diese Arbeit noch einmal dem Publikum vorzulegen, so wird sie dem Ideale, das mir vorschwebte, um ein bedeutendes näher sein.

Berlin, im Dezember 1891.

Raph. Löwenfeld.

---

*) Adresse: Dr. R. Löwenfeld, Berlin W., Steglitzerstr. 26.

I.

Jugendjahre.

Jasnaja Poljana. — Die Familie. — Moskau. — Kasan. — Auf dem Lande. — Petersburg. — Nach dem Kaukasus.

Im Gouvernement Tula, fünfzehn Werst von der Hauptstadt des gleichen Namens entfernt, an der großen Heerstraße von Moskau nach Kursk, liegt im Bezirk Krapiwna das Gut Jasnaja Poljana. Wer von Tula aus den Herrensitz besuchen will, biegt rechts von der hübschen Kunststraße ab und fährt einen schmalen Seitenweg auf das Dorf zu. Ein schlichter weißgetünchter Stein in der Form einer gestutzten Pyramide bezeichnet die diesseitige Grenze des altadligen Besitzes. Wenige Minuten von dem Grenzstein entfernt liegt Dorf und Gut. Bei der Einfahrt fallen dem Reisenden die Überreste früherer herrschaftlicher Größe auf: zwei runde, steinerne, eisengedeckte Türme, welche jetzt das Thor von Jasnaja Poljana bilden. Sie sind vom Alter auf die Seite gebeugt und mit Moos und Gras überwachsen. Eine dichte schattige Birkenallee, die einen vernachlässigten Obstgarten durchschneidet, führt zu dem Wohnhaus des Gutsherrn. Künstlich angelegte Teiche und ein Park schließen den

bescheidenen Herrensitz ein, der einst der Teil eines stolzeren Ganzen war.

Im vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hat ein Brand den herrschaftlichen Palast des Gutes zerstört. Nur zwei zweistöckige Flügel des großen Baues sind stehen geblieben. Der eine beut den zahllosen Gästen des jetzigen Besitzers, des Grafen Leo Nikolajewič Tolstoj, Aufenthalt, der andere ist seine und seiner Familie bescheidene Wohnung.

Dieser Flügel, das jetzige Herrenhaus, hat in den letzten Jahrzehnten viele Wandlungen durchgemacht. Im Jahre 1862 war Graf Tolstoj genötigt den kleinen Bau zu erweitern, denn die wachsende Familie erheischte mehr Raum und Bequemlichkeit. Kunstlos wie der Hauptteil war auch dieser Anbau. Nur das Bedürfnis entschied, der Schönheitssinn hatte kein Wort mitzureden. Drei Fenster breit nach links wuchs der alte Bau, und noch heute sieht man an der unsymmetrischen Form des Ganzen genau die Grenze zwischen dem Erbe der Vergangenheit und der unscheinbaren Ergänzung der jüngeren Zeit. Ebenso kunstlos und bescheiden ist die Erweiterung des Hauses nach der rechten Seite, die aus dem Jahre 1888 stammt, ein Holzbau von noch kleinerem Umfang und noch geringerer Schönheit. Im Frühling 1890 ist an der linken Seite des Hauses eine große Veranda aufgeführt worden, in den Sommermonaten der Hauptaufenthalt des gräflichen Paares, ihrer Familie und ihrer zahlreichen Gäste. Vor dem Hause auf einem grünen Wiesenplatz steht ein großer Rundlauf, an dem die Kleinen mit lautem Lachen ihre Geschicklichkeit zeigen und da, wo im Anfang des Jahrhunderts der große Mittelbau des

alten Schlosses stand, locken Turngeräte jeglicher Art auch die Erwachsenen zur Übung ihrer Kräfte ein.

Das Innere des einstöckigen Hauses ist von ausgesuchter Einfachheit. Im Erdgeschoß liegt das Arbeitszimmer Leo Tolstojs, die reiche Bücherei, die Schlafzimmer. Im oberen Stockwerk die Wohnzimmer der Familie und der große Musiksaal. Nirgends deutet etwas auf Reichtum und überkommenen Glanz. Nur die wenigen Ahnenbilder, welche die langen Wände des Saales schmücken, erinnern uns daran, daß der jetzige Herr des Hauses der Sohn einer von Alters her verdienten und begüterten Familie ist.

Das Arbeitszimmer Leo Tolstojs unterscheidet sich wenig von dem Studierstübchen eines jungen Hochschülers. Ein einfacher Tisch, auf dem einige Bücher umherliegen, einige Stühle, ein Sofa, ein kleiner Schrank. In einer Nische die Büste des verstorbenen Bruders Nikolaj Nikolajewič, an der Wand einige Bilder. Bemerkenswert davon ist das Bildnis Schopenhauers mit der eigenhändigen Unterschrift des Philosophen und eine Gruppe russischer Schriftsteller aus dem März 1856.

Die Bibliothek umfaßt Werke aus allen Gebieten in fünf bis sechs Sprachen: hauptsächlich in der russischen, deutschen, französischen und englischen, aber auch böhmisch und italienisch sind vertreten. Vorherrschend sind jetzt (1890) die klassischen Dichter Rußlands und die Theologie. —

Jasnaja Poljana war das Erbgut der Fürstin Maria Nikolajewna Wolkonskaja, der einzigen Tochter des Fürsten Nikolaj Sergejevič Wolkonskij, eines angesehenen Generals aus den Zeiten der großen Katharina.

Die Wolkonskijs führen ihren Stammbaum auf den hl. Michael, Fürsten von Černigow zurück, der 1246 von den Mongolen zu Tode gemartert wurde, weil er sich weigerte, den heidnischen Gottesdienst abzuhalten. Maria Nikolajewna hatte ihr Erbe ihrem Gatten Nikolaj Iliič Tolstoj mit in die Ehe gebracht.

Die Familie Tolstoj ist alten Ursprungs. Viele Mitglieder derselben haben sich in Ämtern und hervorragenden Stellungen Verdienste um ihr Vaterland erworben. Nach einer Überlieferung, welche in der Genealogie der russischen Adelsgeschlechter fortlebt, stammt das Grafengeschlecht der Tolstoj von einem deutschen Edelmanne ab, der vor Jahrhunderten nach Rußland eingewandert ist. Sein Name Dick wurde von der einen Linie des in drei Zweige geteilten Stammes beibehalten, denn Tolstoj ist die wörtliche Übersetzung dieses Namens. Zur Zeit Peters des Großen sind zwei Tolstojs in der Öffentlichkeit hervorragend thätig gewesen: Iwan und Peter Andrejewič. Sie waren beide eifrige Anhänger Sofias und gehörten zu den geistigen Urhebern der Strelitzenempörung im Mai 1682. Als aber der Sieg Peters gewiß erschien, schlugen sie sich zu ihm und erhielten auch volle Verzeihung. Peter Andrejewič besaß zwar nie das unbedingte Vertrauen des Zaren. Bei lustigen Gelagen, erzählt man, zog Peter ihm gern die große Perücke vom Kopf und sagte, ihm auf die Glatze klopfend: Köpfchen, Köpfchen, wärest du nicht so gescheidt, ich hätte dich längst vom Rumpfe befreit. Der Fürst schätzte ihn aber als gebildeten, klugen und gewandten Mann; er gebrauchte ihn zu hervorragenden Sendungen und zu Unternehmungen, welche eine besondere Geschicklichkeit ver-

langten. Mit dreißig Jahren hatte Peter Andrejewič Tolstoj Weib und Kind verlassen und sich der Schaar junger Leute angeschlossen, die nach dem Westen gingen, um sich europäische Bildung anzueignen. Die Verwandtschaft mit dem einflußreichen General-Admiral Apraxin und die Käuflichkeit des Kanzlers Golowkin hatten ihn dann in die Nähe des Kaisers gebracht, und er erhielt das wichtige Amt eines Gesandten in Konstantinopel. Durch die veränderte Stellung des Sultans zu den kriegführenden Fürsten Karl XII. und Peter I. traf ihn das traurige Geschick einer vierjährigen Gefangenschaft in dem Gefängnis der sieben Türme. Im Jahre 1714 wurde er aus dem Kerker entlassen und kehrte nach Moskau zurück, von dem Kaiser durch neue Schenkungen und Würden reich entschädigt für die Verluste, die ihm die Plünderung seines Hauses durch den türkischen Pöbel gebracht hatte. Im Jahre 1716 begleitete er den Zaren auf seiner Reise nach Holland und Frankreich. Die folgenschwerste That seines Lebens war die Auffindung des Zarensohns in seinem Versteck im südlichen Italien. Der ernste Streit mit dem Vater hatte den Thronfolger Alexej zur Flucht nach dem Westen gezwungen. Der Zar ließ ihn überall suchen. Tolstoj fand sein Versteck im Kastell St. Elmo bei Neapel auf und bestimmte ihn nach Moskau zurückzukehren. Das Gericht, das der Zar berief, verurteilte den Zarewič am 25. Juni 1718 zum Tode. Die Schwierigkeit schien in der Art der Vollstreckung dieser Strafe zu bestehen; aber zwei Tage darauf erfuhr man, daß er sein Leben beendigt habe. Der Volksmund schrieb die Vollstreckung des Urteils Peter Andrejewič Tolstoj zu. Er stieg immer höher in der Gunst seines

Herrn und erhielt — bisher ein einfacher Bojar — am 7. Mai 1724 den Grafentitel. Auch unter Peters Nachfolgerin Katharina, deren Thronbesteigung zum Teil sein Werk war, stand er in hohem Ansehen. Peter II. aber haßte ihn, weil er die Hauptschuld an dem Untergange seines Vaters trug, und schickte ihn einen Tag nach Katharinas Tode in das Solowezkische Kloster bei Archangel. Hier starb er am 17. Februar 1729.

Peter Andrejevič wirkte auch als Schriftsteller zur Förderung der petrinischen Neuerungen. Er hinterließ eine „Reisebeschreibung" und zwei Übersetzungen. Die Reisebeschreibung ist eine geistvolle Wiedergabe der Eindrücke seines ersten Aufenthalts im Westen. Er lernte Polen, Deutschland, Italien kennen und hatte einen scharfen Blick für alles, was der Nachahmung würdig war. Seine Übersetzer-Thätigkeit umfaßt zwei Werke von großer Bedeutung. Er übertrug Ovids Metamorphosen in Prosa und eine italienische Schrift „Über die Verwaltung des türkischen Reichs." Ein ferneres Zeugnis für seine hohe Bildung und sein Bildungsstreben ist die reiche Büchersammlung, die er noch in der Verbannung zustande brachte.

Der erste Graf des Namens Tolstoj hatte einen Sohn Iwan Petrowitsch. Er wurde mit dem Vater seines Amtes (als Gerichtspräsident) entsetzt und ins Kloster verwiesen; er starb hier nicht lange nach seinem Vater. Das Geschlechtsregister, das zu Lew Nikolajewič herabführt, ist folgendes: Iwan Petrowičs Sohn, Andrej Iwanovič, hatte wiederum einen Sohn, Ilija Andrejewič, der in „Krieg und Frieden" abkonterfeit, ist und dessen Sohn Nikolaj Iliič ist der Vater des Dichters.

Nikolaj Iliič hatte die Feldzüge 1812 und 1813 als Oberstlieutenant mitgemacht und nach dem Friedensschluß mit Napoleon seinen Abschied genommen. Sein großes Vermögen hatte der schöne, stattliche Mann im Spiel vergeudet und die Heirat mit der häßlichen, nicht jugendlichen, aber außerordentlich vermögenden Tochter des fürstlichen Hauses Wolkonskij war mehr eine wirtschaftliche Notwendigkeit, als ein Ergebnis der Neigung. Trotzdem war die Ehe mit Maria Nikolajewna eine überaus glückliche. Sie hatten eine große Familie: vier Söhne — Nikolaj, Sergej, Dmitrij, Lew — und eine Tochter, das jüngste der Kinder, Maria.

Lew Nikolajewič ward am 28. August/9. September 1828 geboren. Die Mutter kannte er gar nicht. Sie starb, als er anderthalb Jahre alt war, und der Vater verließ die zahlreiche Familie, als der jüngste der Söhne neun Jahre zählte. Die Familie war eben, im Jahre 1837, mit sämtlichen Kindern und mit dem deutschen Hauslehrer, Theodor (Iwanovič) Rössel nach Moskau übergesiedelt, wo der älteste Sohn seine vorbereitenden Studien für die Universität machen sollte, und wo eben zur weiteren Ausbildung der jüngeren Knaben der französische Lehrer Prosper St. Thomas ins Haus genommen war. „Von allen Seiten ist mir gesagt worden“, so schreibt später Lew Nikolajewič von seinen Eltern, „daß mein Vater und meine Mutter gut, gebildet, mildherzig und gottesfürchtig gewesen sind.“

Unmittelbar nach diesem unglücklichen Familienereignis zogen die drei jüngeren Kinder im Sommer 1837 wieder auf das Land zurück und wuchsen hier unter der Obhut einer Verwandten, T. A. Jorgolskaja, und der

Schwester ihres Vaters, Gräfin A. J. Osten-Sacken auf. Aber auch die Tante starb, ehe die Kinder ihrer Pflege entraten konnten, im Jahre 1840, und die Fürsorge der Unmündigen fiel an die zweite Schwester des Vaters, Pelagia Iliinisna Juskowa, die in Kasan verheiratet war.

Frau Juskowa war — wie sie der Dichter selber später in seinen „Bekenntnissen" charakterisiert — „ein gutmütiges Wesen und sehr fromm." Mit der Frömmigkeit verband sie aber ein leichtsinniges und hoffärtiges Wesen. Ihre Gläubigkeit war wie die der Kreise, in welchen sie aufgewachsen war, eine ganz äußerliche; ihr ganzes Leben lang hatte sie die Gebräuche des orthodoxen Glaubens gehalten, „aber als sie, fast achtzig Jahre alt, zum Sterben kam, wollte sie nicht das Abendmahl nehmen; sie fürchtete den Tod und ärgerte sich über alle, weil sie leiden und sterben müsse." Äußerer Glanz und Streben nach Ämtern und Würden war das, was sie in das Herz der Kinder pflanzte; nichts wünschte sie für ihren herangewachsenen Pflegesohn so sehnlich herbei, wie ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau — „rien ne forme un jeune homme, comme une liaison avec une femme comme il faut!" pflegte sie zu sagen — die Stellung eines Adjutanten, am liebsten beim Kaiser selbst, und den Besitz einer großen Zahl leibeigener Bauern.

Lew Nikolajewič war, als er zu dieser Tante kam, elf Jahre alt und somit noch ganz der Erziehung und Ausbildung bedürftig. Der älteste Bruder Nikolaj vertauschte die Moskauer Universität mit der minder bedeutenden von Kasan; Sergej und Dmitrij bezogen 1842 die mathematische Fakultät, und Leo ein Jahr später die

Fakultät für orientalische Sprachen. Bis zu Leos Eintritt in die Hochschule blieb der französische Erzieher bei dem jungen Grafen. Noch zu der Reifeprüfung begleitete er ihn. Erst nachdem sein jüngster Zögling die Uniform des Studenten angezogen hatte, verabschiedete sich St. Thomas.

Die Universität Kasan hatte wenige Professoren, die es mit ihrem Lehramt und ihrer Wissenschaft ernst nahmen. Die meisten der Herren, die unter dem Ehrennamen eines Universitätslehrers ihr Staatsgehalt bezogen, waren der Bestechung zugänglich. Sie nahmen für Geld unreife Jünglinge in die Universität auf, die nach der Ehre geizten, den Studentenrock zu tragen, verliehen für Geld Magister- und Doktoren-Titel und ließen sich von hochgestellten Damen ihr Urteil über schlecht vorbereitete Prüflinge ins Ohr flüstern. Die furchtbare Prophezeihung, die Puškin freimütig gegen Kaiser Nikolaus ausgesprochen hatte, schien hier in Kasan ganz und gar verwirklicht. „Wie in Rußland alles käuflich ist", hatte er in der Denkschrift „Über die Volksbildung" im Jahre 1826 gesagt, „wird auch das Examen bald ein Handelszweig für Professoren werden. Das Examen gleicht einem schlechten Schlagbaum, durch den alte Invaliden für Geld diejenigen hindurch lassen, denen es nicht gelungen ist, seitwärts hindurchzufahren." Solch alter Invaliden gab es damals an der Universität Kasan eine große Anzahl.

Leo Tolstoj kam mit einem dieser Ehrenmänner in nähere Beziehung. Er war Professor der Ästhetik und zugleich Sekretär der Prüfungs-Kommission, ein gutmütiger Dickwanst, der seine Nase lieber in das Glas versenkte, als in die Geschichte der russischen Litteratur, die sein

Fach war. Für die Aufnahme in sein Haus, die teuer bezahlt wurde, oder für besonderen Unterricht in seinem Gegenstande, wußte er auf allen erdenklichen Umwegen seine Günstlinge vorwärts zu bringen.

Bei diesem Manne hat sich Tolstoj zur Reifeprüfung vorbereitet. Er hatte ihn in die Vergangenheit des russischen Schrifttums eingeführt und — für den glücklichen Ausfall des Examens gesorgt.

Nur ein Jahr blieb Tolstoj der Philologie treu. Eine unglückliche Übergangsprüfung aus dem ersten Kursus in den zweiten bestimmte ihn ein anderes Studium zu wählen. Er hatte auch wirklich alles gethan, um einen unglücklichen Ausgang des Examens hervorzurufen. Er hatte weniger die Hörsäle der Universität, als die Ballsäle der reichen adligen Gesellschaft besucht. Er hatte sich dem Klub der sogenannten „Aristokraten“ angeschlossen und im Kreise lustiger Kommilitonen, die über einen größeren Wechsel verfügten als die meisten, die junge Freiheit reichlich genossen. In diesem Jahre hatte die Ankunft des jungen Herzogs von Leuchtenberg in Kasan eine Reihe von Festlichkeiten hervorgerufen. Auch die Universitätsbehörden nahmen an ihnen teil und schickten, um die Feste zu verschönern, dem Adelsmarschall eine Liste mit den Namen derjenigen Studenten, welche zu den großen Bällen eingeladen werden sollten. Der Name des Grafen Tolstoj befand sich selbstverständlich darunter. Nach der Abreise des Herzogs jedoch — erzählt ein Altersgenosse Tolstojs — als die Erinnerungen an das glänzende Fest die lebhaftesten Debatten in der „aristokratischen“ Studentengruppe hervorriefen, nahm Tolstoj auffallender Weise nicht den geringsten Anteil daran und verhielt sich so gleich-

giltig ablehnend, daß selbst seine engsten Kameraden ihn für einen Sonderling und Philosophen hielten.

Tolstoj befand sich, wie man sieht, schon damals in der zwiespältigen Gemütsverfassung, die er erst in der vollen Reife des Mannesalters überwand. Sein Leben bewegte sich ganz in den Gleisen des Hergebrachten, sein besseres Wollen war schon zu jener Zeit des eigenen Handelns strafender Richter.

Das Treiben der Aristokratengruppe war wenig dazu angethan, die Liebe der Kommilitonen zu gewinnen. Ihre Ausschließlichkeit wurde vielmehr als Dünkel empfunden. Ein Studiengenosse, welcher Gelegenheit hatte, den Vorträgen über russische Litteratur beizuwohnen, welche sich der junge Graf von dem Fachprofessor vor der Ablegung der Reifeprüfung halten ließ, Nasarjew, schildert ihn als einen überaus stolzen und eingebildeten Jüngling. „Seine affektierte Kälte, sein borstiges Haar und die verächtlich blinzelnden Augen" stießen ihn ab. „Zum ersten Mal in meinem Leben — erzählt er — begegnete ich einem Jüngling so voll seltsamer, mir völlig unbegreiflicher Wichtigthuerei und Selbstzufriedenheit. Den Professor — angethan mit seinem gewöhnlichen halbweiblichen Schlafrock — schien die Anwesenheit des steifen, hochnasigen Schülers durchaus nicht zu genieren. Mit schweren Schritten ging er im Zimmer auf und ab und erzählte mit überlauter klangvoller Stimme irgend etwas Interessantes aus der Geschichte der russischen Litteratur, genau so, als ob er in der Universität in einem mit Zuhörern überfüllten Saale doziert hätte. Nach Schluß der Stunde entfernte sich der Graf Tolstoj ohne ein Wort des Abschiedes."

Derselbe Universitätsgenosse verbüßte gemeinsam mit

Leo Tolstoj eine 24stündige Karzerstrafe. Sie waren zu spät zur Vorlesung gekommen und hatten durch Lärmen die Ruhe des Hörsaals gestört. Die Universitätsbehörde scheint indessen den jungen Grafen sehr begünstigt zu haben, denn sie gestattete ihm sogar, seinen Diener im Korridor des Karzers warten zu lassen.

Aus dem Karzer selbst erzählt Nasarjew folgendes: „Unwillig warf Tolstoj seinen Pelzmantel ab und schritt mit der Mütze auf dem Kopfe rasch auf und ab, ohne mich der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen. Er guckte zum Fenster hinunter, knöpfte seinen Rock auf und zu und verriet in jeder Bewegung eine große Nervosität und den Ärger über die alberne Situation. Äußerst empört über seine Unhöflichkeit lag ich da, das Gesicht in ein Buch gesteckt, und gab mir den Anschein, als bemerkte ich ihn garnicht. Plötzlich machte er die Korridorthür auf und rief laut befehlend, als ob er zu Hause wäre, seinem Diener zu:

„Sage dem Kutscher," — welcher vermutlich auf der Straße wartete — „er solle an dem Fenster vorüberfahren."

„Zu Befehl," antwortete der Diener, und der verdrießliche junge Graf faßte Posto am Fenster, um irgendwie die Zeit totzuschlagen. Ich fuhr fort zu lesen, allein es wurde mir dann doch bald zu dumm, und ich näherte mich gleichfalls dem Fenster. Unten auf der Straße, abwechselnd Schritt oder scharfen Trab haltend, fuhr der stramme steife Kutscher des Grafen auf und ab. Ich sagte irgend etwas über den schönen Rapphengst. Ein Wort gab das andere, und eine Stunde später befanden wir uns mitten in einer endlosen, wütenden Diskussion,

deren Hauptgegenstand nicht die Sache bildete, über die gesprochen wurde, sondern seltsamer Weise ein plötzlich zum Vorschein gekommener, fast feindlicher Antagonismus unserer beiderseitigen Gedanken und Überzeugungen.

„Beim Tagesgrauen ging die Thür des Karzers auf, um den Wachtmeister herein zu lassen. Mit höflichem Gruß erklärte uns der gestrenge Gefängniswärter, daß wir nun endlich frei seien und uns nach Hause trollen dürften.

„Tolstoj zog die Mütze tief über die Augen, wickelte sich in den kostbaren Biberpelz, nickte mir etwas herablassend zu und verließ das Zimmer mit einer letzten Verhöhnung gegen den ‚Tempel der Wissenschaft‘.“

Schon damals hatte Tolstoj eine sehr geringe Achtung vor der „Wissenschaft“. Rücksichtslos gegen Überkommenes jeglicher Art, ironisierte er die größten Dichtungen seiner Nation, weil sie in Versen geschrieben waren. Die schöne Form bedeutete ihm nichts, weil sie, nach einer Meinung, die er sein ganzes Leben hindurch vertrat, dem Gedanken Fesseln anlege.

Die Geschichte, erklärte er ohne weiteres, ist nichts anderes, als eine Sammlung von Fabeln und oft unsinnigen kleinlichen Details. Positiv sind darin nur die Masse absolut wertloser Jahreszahlen und Eigennamen. Der Tod des Fürsten Igor, die Schlange, welche den Held Oleg gebissen hat u. s. w. — was ist es anderes als Ammenmärchen, und wer braucht zu wissen, ob die zweite Ehe Iwans des Schrecklichen mit der Tochter Tomrücks gerade am 21. August 1562 und die vierte mit Anna Alexejewna Kallowsky im Jahre 1572 geschlossen worden ist. Und doch verlangt man, daß ich

das alles auswendig lernen soll, und thue ich es nicht, so kriege ich eine schmähliche Eins in meiner Zensur. Und erst die Art, wie die Geschichte geschrieben wird! Alles wird da nach dem einen, willkürlichen Maßstab zugestutzt, welchen der Herr Historiker aufzustellen beliebt. Da haben Sie gleich ein Beispiel: Der schreckliche Zar, von dem uns gerade in diesem Semester Professor Iwanow so viel zu erzählen weiß, verwandelt sich im Jahre 1560 plötzlich ganz mir nichts dir nichts, aus einem tugendhaften, edlen und weisen Herrscher in einen sinnlosen, lüderlichen und grausamen Tyrannen. Warum? weshalb? wieso? Ja, darnach darf man nicht einmal fragen!

Ihm erschien die ganze Universität, „der Tempel der Wissenschaft“, als eine unnütze, zwecklose Einrichtung, aus der der Mann weder für sein bürgerliches Leben noch für das Leben in der Stadt etwas Nützliches heimbringe, nützlich für seine eigene Person oder für andere.

Dem Professor der russischen Geschichte war der junge Graf freilich besonders gram. Er war es, der ihn bei der Übergangsprüfung vom ersten in den zweiten Kursus fallen ließ, obwohl Tolstoj gerade seine Vorlesungen höchst pünktlich besucht hatte, lediglich weil er mit den Angehörigen seines Schülers einen Streit gehabt. Derselbe Professor — berichtet Tolstoj in einem Aufsatze aus dem Jahre 1862, und man hat keinen Grund an der Genauigkeit seiner Erzählung zu zweifeln — habe ihm eine Eins im Deutschen gegeben, obwohl er die Sprache besser gekannt hätte, als alle Studenten desselben Kursus.

Man wird an die feine Schilderung in Tolstojs Erstlingswerke erinnert, wenn man die wahrheitsgemäße Erzählung dieser Prüfung mit anhört.

Die Examina fanden gewöhnlich in dem großen Festsaal der Universität statt. Die Juristen der beiden ersten Jahrgänge warteten halb irrsinnig vor rasender Angst auf die Ankunft des „blutdürstigen“ Professors der Geschichte.

— — — Endlich kommt die Reihe an den Grafen Tolstoj. Er nähert sich dem Tische und nimmt ein Billet. Ich schlängele mich dicht in die Nähe und warte gespannt der Dinge, die da kommen sollen. Ich war sehr neugierig auf die Art, wie mein Kollege, den ich im Grunde der Seele längst für einen hervorragenden Menschen hielt, sich nun auszeichnen dürfte. Es vergingen 2—3 Minuten. Ich wartete noch immer pochenden Herzens. Tolstoj starrte das Billet an, wurde abwechselnd rot und bleich und schwieg. Man schlug ihm vor, ein anderes zu wählen. Er that es, doch wiederholte sich auch damit dasselbe Spiel. Auch der Professor schwieg. Er durchbohrte bloß den verwirrten Studenten mit seinen giftighöhnischen Blicken. Die peinliche Szene nahm ein jähes Ende, indem Graf Tolstoj das Billet in die Schale zurücklegte und, ohne jemanden noch eines Blickes zu würdigen, ruhig zur Ausgangsthüre schritt.

„Eine Null! Eine Null hat er ihm eingeschrieben?“ flüsterten die Kameraden um mich herum, so daß ich vor schmerzlichem Mitleid ganz verzweifelt war. In der nahen Gruppe der „Aristokraten“, welche herausgeputzt wie zu einem Ball erschienen waren und ein gleiches Schicksal zu erwarten hatten, erzählte man sich, daß mehrere Damen aus hohen Adelskreisen den Professor der Geschichte solange mit Bitten, den Grafen zu schonen, bestürmt hätten, bis er endlich müde wurde und den schönen Anwal-

tinnen das feierliche Versprechen leistete, dem jungen Tolstoj keine „Eins“ zu geben.

„Da hat er sich schlau aus der Schlinge gezogen!“ lachten die Studenten, „sehr schlau! Eine Null ist keine Eins — so bleibt er in seinem Recht und hat sein Wort nicht gebrochen.“

Im folgenden Jahre — erzählt Tolstoj in dem oben erwähnten Aufsatz — erhielt ich in der russischen Geschichte eine Fünf. Ich hatte mit einem Kommilitonen gestritten, wer von uns ein besseres Gedächtnis habe, wir lernten jeder eine Frage auswendig, und ich bekam bei der Prüfung gerade die Frage, die ich gelernt hatte, wie ich mich noch erinnere, den Lebensgang Mazeppas.

Tolstoj hatte ja nicht ein bestimmtes Ziel im Auge, wie die weniger vom Schicksal begünstigten Genossen. Nur Wissen zu gewinnen galt es, nicht bestimmtes Wissen. Ihn reizte nicht die Fülle wissenswerten Stoffes, sondern die Lösung solcher Aufgaben, die er sich nach eigener Neigung gewählt hatte.

Daraus erklärt es sich, daß ihn auch die Vorlesungen in der neuen Fakultät wenig anzogen, und daß schließlich auch die Übergangsprüfung in der Rechtsabteilung mit einem Mißerfolg endete.

Die Universität Kasan besaß nur einen Lehrer, der dieser Neigung entsprach und der darum auch einen tiefergehenden Einfluß auf Tolstoj ausübte, den Rechtslehrer Professor Maier. Dieser wußte den strebsamen Jüngling durch ein Thema, das er ihm zu bearbeiten gab, so zu fesseln, daß er darüber die regelmäßigen Studien und Prüfungen vernachlässigte. Eine Vergleichung von Katharinas Entwurf zur Ausarbeitung des neuen

Gesetzbuchs (Nakaz Jekateriny) mit Montesquieus „L'esprit des lois", war, was die ganze Aufmerksamkeit Tolstojs in Anspruch nahm.

Sein von Natur grüblerisches Wesen entwickelte sich schon in dieser Zeit in bestimmter Richtung. Er hatte eine scharfe Erinnerung für scheinbar kleine und doch in seelischer Beziehung bedeutsame Ereignisse und leitete aus allem, was ihn umgab, Fragen her, deren Beantwortung ihm wichtig erschien. Das an Widersprüchen reiche Leben seiner Erzieherin, die Meinungen vorgeschrittener Schulgenossen und Universitätsfreunde machten ihn in allem schwankend, was ihm als Wahrheit gelehrt worden war, und so war ihm im Alter von achtzehn Jahren von dem Glauben der Kindheit nichts mehr geblieben, als der unüberwindliche Zweifel und die Unmöglichkeit, einen sittlichen Halt für sein Leben zu gewinnen.

Ich erinnere mich (erzählt Tolstoj) daß, als ich elf Jahre alt war, ein Knabe, ein Kamerad, der das Gymnasium besucht hatte, uns erklärte, es gäbe keinen Gott, und daß wir alle diese Nachricht als etwas neues, interessantes und sehr mögliches aufnahmen, obwohl wir ihm keinen Glauben schenkten.

Ferner erinnere ich mich, wie ich im Frühjahre am Tage des Examens am Schwarzsee spazieren gegangen und zu Gott gebetet habe, er möge mich das Examen bestehen lassen und als ich die Katechismus-Texte auswendig lernte, sah ich es klar ein, daß der ganze Katechismus Unwahrheit sei.

Schon mit sechzehn Jahren hatte Lew Nikolajewič das Bedürfnis, das Sittlichkeitsideal, das schlummernd in ihm lebte, zu begründen; er begann sich mit Philosophie

zu beschäftigen, und „sofort verflog der ganze Verstandesbau der Theologie zu Staube, wie er seinem Wesen nach gegenüber den Forderungen des gesunden Menschenverstandes zerfliegen muß.“

Der Landaufenthalt in den Ferien und kurz nach den Studienjahren in Kasan leistete diesem innerlichen Ringen Vorschub. Hier konnte der strebende Geist des jungen Gutsbesitzers sich ganz seinen Idealen hingeben. Er las die alten und neuen Philosophen, studierte die klassische und moderne Litteratur, in der Hoffnung, bei den Denkern und Dichtern der Vergangenheit die Richtschnur für die Gestaltung seines Lebens zu finden.

Man darf, ohne die Besorgnis Erfundenes für Erlebtes auszugeben, die Charakterzüge Nikolaj Irtenjews, des Helden seines Erstlingswerks, als die wesentlichen Eigenschaften Tolstojs in seinen Jugendjahren ansehen. Aus der fortgesetzten Erzählung seines Lebens wird man den zuverlässigen Eindruck haben, daß Sein und Schaffen des Dichters in den Vorzügen und Fehlern wurzeln, die Nikolaj Irtenjew mit grausamer Offenheit und unerheuchelter Bescheidenheit in seiner Selbstschilderung darbietet.

Das wesentliche meiner Lebensanschauung — sagt Nikolaj Irtenjew — bestand in der Überzeugung, daß die Bestimmung des Menschen das Streben nach sittlicher Vervollkommnung sei, und daß diese Vervollkommung leicht, möglich und unendlich sei. Bisher jedoch hatte ich mich nur an der Entdeckung neuer Gedanken, welche dieser Überzeugung entsprangen, und an der Gestaltung glänzender Pläne einer sittlichen, thatenreichen Zukunft ergötzt, noch hatten sie nur meiner Vernunft, nicht meinem Gefühl gefallen, aber es kam eine Zeit, wo diese Gedanken mit so frischer

Kraft einer moralischen Entdeckung vor meine Seele traten, daß ich erschrak, als ich darüber nachsann, wie viel Zeit ich vergeudet hatte, und sofort, in demselben Augenblick wollte ich diese Gedanken zur That machen mit dem festen Entschluß, ihnen nie untreu zu werden.

Die „Entdeckung neuer Gedanken" ist ein Grundzug in dem Wesen Nikolaj Irtenjews und seines Schöpfers. Stundenlang konnte er da sitzen und nachdenken, von Frage zu Antwort, von Antwort zu Frage übergehend und sich endlich ganz in dem Irrgarten von andrängenden Ideen verlierend. Ich dachte nicht mehr — erzählt er von seinem Ebenbilde Irtenjew — über die Frage nach, die mich beschäftigte, ich dachte über das nach, worüber ich nachdachte. Wenn ich mich fragte, worüber ich nachdenke, antwortete ich: ich denke nach, worüber ich nachdenke. Und worüber denke ich nun nach? Ich denke darüber nach, daß ich nachdenke, worüber ich nachdenke und so fort. Alle Vernunft ging in die Brüche. —

Die Brüder hatten die Universität und die Stadt verlassen, Leo war allein. Er empfand die Einsamkeit schwer. Und da ihn weder der Wissenszweig, dem er sich nun gewidmet hatte, festhielt, noch Sorge um das Leben zur Wahl eines Berufes zwang, ließ er Kasan und die begonnene Arbeit und zog auf das Gut (Jasnaja Poljana), das ihm bei der Erbteilung zugefallen war. Hier sollte ein neues Leben beginnen im Verein mit Tante Jorgolskaja, der geliebten Pflegerin seiner ersten Jugend.

Mit welcher Hoffnung ging der junge Gutsbesitzer an das Werk, welches ihm das Glück der Geburt zur Lebensaufgabe gemacht hatte! Mit welcher Begeisterung erfüllte ihn das Bewußtsein, Herr so vieler Menschen zu sein

und ihnen Vater und Berater werden zu können. Er war zu den Ferien auf seinem Besitztum gewesen, hatte hier den ganzen Sommer zugebracht und wollte nun, nachdem er den Entschluß gefaßt die Studien aufzugeben, in seinem kleinen Reiche im Sinne seiner Ideale walten.

Er fand sein Gut in schlechtem Zustande und forschte nach den Ursachen des Übels. Er erkannte sie in der bejammernswerten Lage der Bauern und in der Unzuverlässigkeit der Starosten und Verwalter. Hier war ein Feld für einen Menschen, der Gutes zu thun wünschte und dem das Glück der andern mehr am Herzen lag, als das eigene. Was waren alle ehrgeizigen Pläne der weltlichen Tante Juskow gegen die heilige Pflicht, die gewissermaßen mit ihm geboren war?

Und der junge Gutsbesitzer gab sich ihr mit ganzem Herzen und ganzer Seele hin. Er arbeitete sich wissenschaftlich und selbstthätig in den Beruf des Landwirts ein, suchte die ihm gehörigen Bauern bei der Arbeit und in ihren Häusern auf, stand ihnen ratend und helfend bei — nur von dem Gedanken geleitet, das Glück, das ihm mit dem Vorrechte des Herrn und dem ererbten Reichtum unverdient zu Teil geworden, mit den guten Leuten zu teilen, die in geistiger Finsternis, in Ärmlichkeit und Unsauberkeit ein nahezu tierisches Dasein lebten. Wie alle Jugend leicht zur Überschwänglichkeit geneigt, malte er sich die Erfüllung aller Wünsche in nächster Zukunft aus. Mit aufrichtiger, stetiger Thätigkeit vermeinte er beides, Armut und Unbildung, in wenigen Jahren in dem Umkreis seiner Besitzungen tilgen zu können.

Aber nicht in des Herrn Macht lag es, mit dem besten Wollen die Sünden von Jahrhunderten wegzutilgen.

Die Bauern begriffen ihren jungen Wohlthäter nicht. Wollte er, von dem Elend der stinkend-schmutzigen Isba (Bauernstube) schmerzerfüllt, dem Insassen ein schmuckes steinernes Häuschen zuweisen, so scheute die Trägheit vor dem Umzug, berief sich die Anhänglichkeit auf das Erbe der Ahnen; wollte er Schulen gründen und wünschte die Bauernkinder zu Menschen zu erziehen, so bat der ungebildete Vater, das schwache Kind nicht mit Wissen vollzupfropfen; bot er dem Bauern ein redliches Geschäft an, damit sein Geld nicht schimmelnd im Kasten liege, so leugnete der Verschlagene seine Wohlhabenheit ab und klagte wimmernd über die bösen Nachbarn, die ihn in den Geruch des Reichtums bringen, wenn sie bei ihm einen blauen Kassenschein sehen. Der Wohlthäter hatte das Gefühl, als thäte er den Leuten ein Unrecht, denen er ein menschenwürdiges Dasein schaffen wollte.

Und eine Seelenscham überkam ihn ob seiner allzu jugendlichen Erwartungen. Er war Landwirt geworden, um seinen Bauern sein Leben zu widmen, und sie verstanden nicht, was er wollte, wenn sie auch für seine väterliche Güte Dankbarkeit hatten. Was ihm als das Höchste erschienen war: Gutes zu wirken in dem begrenzten Bereich seiner eigenen Herrschaft, an der Seite eines geliebten Weibes und im Verein mit ihr, die ihn verstand, die alle edlen Regungen seiner Seele begriff und mitempfand; mit Verzicht auf allen eigenen Lebensgenuß, mit den geringen Bedürfnissen eines Diogenes, nur den andern zu leben — es war ein Unerreichbares, ein Unausführbares. Denn die er mit seiner Liebe beglücken wollte, waren unter der Bürde der ererbten Übel bis zur Fühllosigkeit herabgesunken. Er gestand sich nun, daß die Tante, die ihn

vor allzustürmischen Hoffnungen gewarnt, die Wahrheit gesagt hatte, „daß es leichter sei, selbst Glück zu finden, als es anderen zu bereiten.“

Da erfaßte ihn von neuem der Drang nach Wissen; und der Wunsch nach einem Beruf, ein Wunsch, der ihm bisher fremd gewesen, ward rege. Der neunzehnjährige Gutsbesitzer nahm im Herbst 1847 Abschied von Jasnaja Poljana und der guten Tante Jorgolskaja und ging nach Petersburg.

Er wußte noch nicht klar, was er wollte. Zwei Wege lagen vor ihm. Er konnte in die Armee eintreten und an dem ungarischen Feldzuge (1848/49) teilnehmen oder seine Studien abschließen und in eine Beamtenstelle einrücken. Dem Sohne der gräflichen Familie Tolstoj stand beides offen. Er hatte auch eine Zeit lang den Plan, sich in die Garde-Kavallerie einreihen zu lassen. Aber der Wissenstrieb siegte über den unklaren Thatendrang, und er wandte sich wieder den Rechtsstudien zu. Das in Kasan verabsäumte Examen sollte in Petersburg nachgeholt werden. Er hielt denn auch geduldig zwei Stationen des Kriminalrechts aus — dann aber war's mit den guten Vorsätzen vorbei. Der Frühling kam, und ihm winkten auf dem Lande die Freuden, deren Reiz in den nordischen Landen um so größer ist, als ihre Dauer kurz. Sorgen um die gemeinen Bedürfnisse des Lebens quälten den begüterten Jüngling nicht, und fort ging's nach Jasnaja Poljana, wo alles in Lenzesfarben und Blüten prangte.

Lew Nikolajewič hatte aus Petersburg einen verbummelten, aber hochbegabten deutschen Musiker mitgebracht und ergab sich mit Leidenschaft der Musik. Er

war dem unglücklichen Menschen in einem Ballhause in Petersburg begegnet und hatte sich seiner, liebevoll angenommen. Der Mann, den widrige Schicksale in das fremde Land verschlagen und widrige Leidenschaften heruntergebracht hatten, hieß Rudolph. Mit ihm nahm Tolstoj die Übungen der frühen Jugend wieder auf. Damals hatte er, wie seine Umgebung, die Modemusik getrieben, nun wurde er ein begeisterter Anhänger der ernsten deutschen Richtung, und Beethoven ward der bewunderte und geliebte Meister.

Rudolph, Lew Tolstoj und sein Bruder Sergej führten in Jasnaja Poljana ein lustiges Leben. Sergejs Leidenschaft waren die Zigeuner — nicht die nomadisierenden Halbwilden, die bettelnd und wahrsagend durch die Länder Europas ziehen, sondern die russischen Zigeuner, die an Moskaus Vergnügungsorten singen und tanzen, und deren Frauen mit ihren orientalischen Reizen schon so manchem russischen Manne Ehre und Leben gekostet. Sergej hat später eine Zigeunerin geheiratet und war nahe daran, auch den jüngeren Bruder Leo zur Ehe mit einer Zigeunerin zu verleiten.

Zügellos ergab sich der lebensfrohe Kreis den Vergnügungen der reichen Jugend. Zwei Jahre gingen hin in Saus und Braus, in Spiel und Jagd. Denn der junge Gutsherr war auch ein Freund des Waidwerks und versagte sich den Genossen nicht am grünen Tisch.

Da kam der älteste der Brüder, Nikolaj, aus dem Kaukasus, wo er als Offizier diente, nach Jasnaja Poljana. Er redete dem jüngeren Bruder zu, mit ihm zu gehen und eine Stellung in der Armee zu suchen. Aber Leo schenkte dem Rate kein Gehör. Es behagte ihm auf

dem lustigen Landsitz und am Spieltisch in Moskau, und um das Morgen sorgte er sich wenig. Aber mit dem Gotte des Spiels ist kein ewiger Bund zu flechten. Ein unglücklicher Abend kann das Geschick eines Menschen wenden. Und so war es mit Tolstoj. Er hatte mehr verspielt, als er durfte und beschloß nun — was er ohne äußeren Zwang nicht gethan hatte — dem Bruder in den Kaukasus zu folgen.

Die russische Jugend sah den Kaukasus mit der idealisierenden Anschauung Puskins und Lermontows als eine der Wirklichkeit entrückte Welt an, wo man alle Bitternisse des Daseins vergessen könne und an den Brüsten der Natur verjüngtes Leben gewinnen. Unglückliche Liebe, zerrüttete Vermögensverhältnisse führten Tausende von Jünglingen in jenes Land, das sie sich mit ewigem Schnee und jungfräulichem Eise bedeckt vorstellten, mit reißenden Gebirgsgewässern, „mit Dolchen, braunen Pferden, Tscherkessinnen" — eine schauerliche Schönheit. Aber stets strafte die traumhaften Erwartungen die grausamste Enttäuschung.

Im Frühling 1851 verließ Tolstoj die Heimat als ein Flüchtling aus dem weltlichen Treiben der alten Hauptstadt, dem er, wie alle Alters- und Standesgenossen seinen Tribut gezahlt hatte. Auch diese Reise ward ohne ein bestimmtes Ziel unternommen. Denn Lew Nikolajevič wollte nicht, wie sein Bruder gewünscht, drüben eine Stellung in der Armee finden; er wollte nur den Verhältnissen hüben entfliehen. Im Anfange des Juni kommt er hin. Er lebt unabhängig zwei Sommermonate in Pjatigorsk und legt sich in einem entbehrungsvollen Leben die Sühne für die Tage von Moskau auf. In

einer Bauernisba, für die er monatlich fünf Rubel Miete zahlt, nimmt er Wohnung, allem Überflüssigen entsagt er — um schnell die Schulden zu tilgen, die er aus Moskau mit sich genommen.

Mit der gleichen Freude, mit dem er sich in Jasnaja Poljana seinen Bauern gewidmet hatte, mit der Freude, die ebenso sehr aus der Wißbegier wie aus dem Glück des Wohlthuns enspringt, tritt er auch hier dem Volke näher. Er hat sich einen Genossen angeschafft, der Land und Leute kennt, den Kosaken Jepischka, und mit diesem durchstreift er das Gebirge, jagt Eber und Hirsch, und zeichnet mit geübter Hand Köpfe von besonderem Ausdruck und Örtlichkeiten, die ihn durch irgend etwas anziehen, in sein Skizzenbuch.

Eines Tages waren sie beide ausgezogen, um einen Habicht zu fangen. (Im Kaukasus jagt man mit Habichten, wie man bei uns im Mittelalter mit Falken jagte.) Sie hatten Glück und brachten freudig ihre Beute heim. Aber noch eine andere Freude sollte ihnen auf dem Rückwege werden, eine unerwartete. Sie begegneten nämlich einem Großonkel, Ilija Andrejewič Tolstoj, der Adjutant des kommandirenden Generals Fürsten Barjatinskij war. Er lud den jungen Verwandten zu sich und redete ihm zu, als Volontär in die Armee einzutreten. Lew Nikolajewič war jetzt zu diesem Schritte bereit. Äußere Hindernisse nur verzögerten die Ausführung. Er hatte seine Papiere zu Hause zurückgelassen, und es machte Mühe, sie zu bekommen. Ohne Papiere aber war die Sache nicht zu regeln. Er mußte sich in Geduld fassen und seine Vorbereitungen zum Junkerexamen betreiben. Endlich kamen die unentbehrlichen Schriftstücke. Er machte sein

Examen in Tiflis und trat im Herbst 1851 in die leichte Artillerie als Junker ein. Seine Brigade, die zwanzigste, der 4. Batterie zugehörig, lag in dem Kosakendorfe Starogladow am linken Terekufer zwischen der Stannica Šelkozawodskaja (Seidenmanufaktur) und Kargalinskaja in der Nähe der Stadt Kizljar. Starogladow liegt, wie alle Orte am linken Terekufer auf einer Anhöhe; die kosakischen Bewohner des Fleckens beschäftigen sich mit Fischfang und Weinhandel. Jenseits des Flusses wohnten die Tscherkessen; und zählten auch die Stämme dieser Gegend nicht gerade zu den feindlichsten und überfallslustigsten, so waren sie doch auch nicht gerade zuverlässig in ihrer Friedfertigkeit. Der Ruhe konnten sich die russischen Truppen nie hingeben, denn im Kaukasus herrschte seit Jahrzehnten ein ewiger Kleinkrieg. Tolstoj nahm an ungezählten Streifzügen als Feuerwerker vierter Klasse teil und war einmal nahe daran, in tartarischer Gefangenschaft sein Leben zu verlieren. (Er hat später im „Gefangenen im Kaukasus" den Hergang fast wahrheitsgetreu erzählt.)

Er lernte nun die Natur der Bergvölker wie das besondere Wesen des russischen Soldaten in den Kaukasusländern in allen ihren Lebensäußerungen kennen.

Der nachdenkliche Geist Tolstojs hatte sich wohl von der alten Tradition über den Kaukasus, „als ob dies ein gelobtes Land für unglückliche Leute jeder Art sei" freigemacht; aber schon der Wechsel des Ortes, die Nähe des geliebten Bruders und die neue Umgebung, in die er hineinkam, mußten wohlthuend auf ihn wirken.

Die Eindrücke der Natur, das abwechslungsreiche Lagerleben, die Freude an der Beobachtung von Tugenden

gerade in der untern Schicht des Volkes weckten in dem Dreiundzwanzigjährigen die Schaffenslust, und in schneller Folge entstanden im Kaukasus seine ersten dichterischen Arbeiten.

Sein Tagebuch verrät uns manches, wenn auch nicht so viel, wie wir gern wissen möchten, über die Zeit der Entstehung seiner Werke. Am 9. Juli 1852 ist seine erste Erzählung, Die Kindheit, so weit fertig, daß er sie nach Petersburg schicken kann. Der Morgen des Gutsherrn, Der Überfall, Das Knabenalter entstehen in rascher Folge und neue Entwürfe drängen sich in dem Geiste des schaffensfreudigen Dichters. Schon am 18. Oktober schreibt er den Plan zu einer „kaukasischen Erzählung“ (den späteren „Kosaken“) nieder, am 9. November denkt er schon an die Fortführung seines Romans in dem dritten Teile: Jünglingsjahre, und unter dem ermutigenden Eindruck, welche ihm eine lobende Kritik seines Erstlings gemacht, die ihm die Post am 25. November aus der fernen Heimat gebracht hatte — sie war von Nekrassow aus Petersburg — entstehen die ersten Kapitel dieser Erzählung.

Alle diese Werke sind mehr die Schilderung von Selbsterlebtem, Selbstbeobachtetem und innerlich Erfahrenem, als die freie Erfindung eines schöpferischen Geistes, aber sie zeigen alle eine überraschende Selbständigkeit. Kein russischer Schriftsteller der jüngeren Jahrzehnte ist so durchaus frei von den Einflüssen der großen romantischen Dichter des Landes wie Tolstoj. Die Fäden, die von der deutschen Romantik, von Schiller und Byron nach Rußland hinüberführen, sind wie abgerissen. Die Betrachtung der Natur ist eine andere, wenn man will, trocknere ge-

worden. Der Mensch wird weniger als der Träger äußerer Schicksale erfaßt, denn als eine Welt für sich. Sein Werden und Wollen werden mit inniger Liebe verfolgt. Nicht, was sich groß äußert, gilt für bedeutend, sondern alles, was auf den sittlichen Fortschritt des Einzelwesens einfließt, erschiene es auch dem flüchtigen Blicke noch so klein.

Betrachteten die Dichtungen Puskins und Lermontows den Kaukasus mit seinen Kuppen, Bergströmen und interessanten Völkerschaften als etwas Neuentdecktes und zugleich Übermächtiges, vor dessen Majestät der Mensch verstummt, so gilt Tolstoj im äußersten Gegensatz hierzu nur der Mensch. Wie sich der Gebirgsbewohner uneingeengt von den Fesseln der europäischen Bildung und bar ihrer Segnungen in der Freiheit einer großen Natur entwickelt hat, welche Wandlungen der Sohn eines gebildeten Volkes an der Grenzscheide von Europa und Asien durchmacht, wie er sich den neuen Verhältnissen anschmiegt, wie er sie liebgewinnt, wie er ihnen unterliegt, wie er sie hassen lernt, wie er stumpf und gleichgiltig gegen das einförmige Leben wird — das beschäftigt den jungen Dichtergeist. Er streift bewußtvoll den Schleier, den die Romantik um das Auge des Beobachters gewoben, fort, um Welt und Menschen mit dem freien Blick des realistischen Künstlers zu beobachten.

II.

Erstlinge.

(Plan eines Romans. — Die Kindheit. — Das Knabenalter. — Die Jünglingsjahre. — Neuer Romanentwurf. — Morgen eines Gutsbesitzers.)

Lew Nikolajewič lag in seinem engen Stübchen träumend auf dem Ofen. Seine Gedanken waren in Petersburg. Am 9. Juli hatte er mit zagender Hoffnung sein erstes Werk an Nekrassow geschickt und niemand, niemand kannte sein Geheimnis. Welche Ehre im „Sowremennik“ von dem ganzen gebildeten Rußland gelesen zu werden! In Nekrassows Händen lag die Entscheidung über seine Zukunft. Machte ihm dieser Mut zu weiterem dichterischen Schaffen, so konnte er nicht ohne Talent sein. Und wie schön malte er sich die Stunde aus, in der ihm die Post die Anerkennung des großen Dichters bringen sollte. Mit welchem Stolze wollte er vor den geliebten Bruder Nikolaj hintreten und ausrufen: Siehe, ich bin ein Dichter! Oder ist alles Selbsttäuschung? Glaube ich, was ich wünsche? . . . Da kam der ersehnte Brief. Voll Anerkennung, voll Hoffnung auf die Zukunft. Nur eines fehlte, um das Glück vollzumachen:

für das Erstlingswerk das Erstlingshonorar. Nekrassow wollte „die Kindheit“ im „Zeitgenossen“ drucken, eine Gegenleistung in klingender Münze könne er nicht gewähren. Aber das trübte den Triumph des jungen Dichters nicht.

In freudiger Erregung fiel er dem Bruder um den Hals, zeigte ihm den Brief Nekrassows, der ihm gewissermaßen das Zeugnis ausgestellt hatte, daß er ein Dichter sei, und schrieb in sein Tagebuch, hoffnungsfroh und bescheiden zugleich: ich glaube doch, daß ich nicht ohne Talent bin.

Aus dem Drange nach Bekenntnissen ist Tolstojs Erstlingswerk hervorgegangen. „Wissen Sie, warum ich mich so eng an Sie angeschlossen habe? Warum ich Sie mehr liebe, als Menschen, mit denen ich näher bekannt bin, und mit denen ich mehr gemein habe? Mir ist das sogleich klar geworden. Sie besitzen eine wunderbare, seltene Eigenschaft — Aufrichtigkeit.“ So sagt Fürst Nechljudow, das zweite Ich Nikolaj Irtenjews, zu seinem jungen Freunde. Und wie die Aufrichtigkeit eine hervorstechende Tugend Irtenjews ist, bildet sie auch in dem geistigen Wesen Leo Tolstojs die unverrückbare Grundlage. Ein Drang nach Bekenntnissen erfüllt ihn ganz, nach Aufrichtigkeit vor sich und der Welt — denn nur wer sein ganzes Selbst gleichsam prüfend vor sich ausgebreitet hat, kann das Werk der sittlichen Vervollkommnung beginnen — nach einer grausamen Aufrichtigkeit, die gerade für das eigene Ich den höchsten Maßstab hat.

Und aus dem Bekenntnis wird, auf dem Wege der Läuterung durch die Einbildungskraft des Dichters, ein Kunstwerk, in dem Dichtung und Wahrheit so innig

einander durchdringen, daß das Erlebnis des Erzählers zur allgemeinen Erfahrung, der Erzähler selbst zum Typus wird.

Wie ich wurde, was ich bin, wollte der vierundzwanzigjährige Dichter erzählen, und er schilderte, wie ein Kind des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts, das in einem vornehmen russischen Hause zur Welt gekommen, die Jugendjahre seines Lebens bis zur Mannesreife durchlebt.

Tolstoj hatte den Plan zu einem großen Roman: Geschichte der vier Lebensstufen (Istoria četyrech epoch) entworfen. In der Ich-Form sollte die geistige oder richtiger seelische Entwicklung des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Mannes wie Selbsterlebtes erzählt werden. Der großartige Plan ist nur in Teilen ausgeführt worden. Das Mannesalter wurde nie in Angriff genommen, die „Jünglingsjahre" sind nur zur Hälfte gediehen; blos „Kindheit" und „Knabenjahre" wurden vollendet. „Die Kindheit" war das erste Werk mit dem Tolstoj in die Reihe der Schriftsteller trat. Es erschien 1852, zwei Jahre darauf folgte „das Knabenalter" und 1855—57 arbeitete der Dichter an den „Jünglingsjahren". Das Versprechen mit dem die Erzählung schließt, „in der folgenden glücklicheren Hälfte der Jünglingsjahre zu erzählen, wie lange die sittliche Erhebung anhielt, worin sie bestand und welche neuen Grundlage sie meiner moralischen Entwickelung gegeben," hat er nie erfüllt.

Nikolaj Irtenjew schildert in ausführlichster Weise sein Leben bis zu dem Augenblick, wo nach einjährigem Universitätsbesuch und einer unglücklichen Übergangs-

prüfung eine gewaltige sittliche Umwandlung mit ihm vorgeht. Das reiche Elternhaus in Petrowskoje nicht weit von Moskau, wird uns so vertraut, als wären wir freundgastlich auf ihrem Landsitz aus und ein gegangen. Papa und Mama des kleinen Nikolenka, der deutsche Hauslehrer Karl Iwanowitsch Mauer, Mimi, die Erzieherin der Haustochter Ljubotschka und ihr eigenes Kind Katjenka, Bruder Wolodja, die zahlreiche Dienerschaft des Hauses, unter der Natalia Ssawischna eine so bevorzugte Stellung einnimmt, weil sie Mamas Wärterin vom Lebensanfange gewesen, Grischa der Tollmann (Jurodiwyj), der von Zeit zu Zeit immer wieder im Herrenhaus von Petrowskoje bettelnd einkehrt, weil die Herrin ihm wohlwollend ist — alle Persönlichkeiten, die das Kind umgeben, die es kennen lernt und von welchen es Eindrücke irgendwelcher Art empfängt, werden uns durch eine unübertreffliche Kunst der Wiederbelebung von Erinnerungen, welche allgemeine Eigenschaften mit feinen Einzelzügen zu dem treuesten Wirklichkeitsbilde zu vereinigen weiß, so nahe gebracht, als hätten wir täglichen Verkehr mit ihnen gepflogen. Und Nikolaj Irtenjew führt uns auch in sein Unterrichtszimmer, wo der biedere empfindsame deutsche Bürgerssohn des Bakels waltet, in das Arbeitszimmer, wo Papa seine Geschäfte erledigt, in das Gastzimmer, wo die Hausgenossen zur Mahlzeit um den Tisch herumsitzen, wo die bösen Kinder Grischa bei seinen tollen Verzückungen belauschen. Wir dürfen zuhören, wie Mauer den beiden Knaben diktiert und wie sie fröhlich spielen, wie Groß und Klein, Männlein und Weiblein sich an der Jagd ergötzt, wie sie nach dem lustigen Tage heim-fahren und reiten. Dieses Kindesleben in dem engen Landhause ist wie das

vieler Kinder: ebenso reich an kleinen Freuden, ebenso voll von tiefen Eindrücken für alle Zukunft, ebenso anmutend in seiner Harmlosigkeit.

Die ersten Veränderungen der äußeren Umstände wie des inneren Menschen vollzieht sich mit der Übersiedelung nach Moskau. Fern von der milden Güte der Mutter, in weniger angenehmem Umgange mit dem Vater, der in der spielfrohen Stadt heitere Gesellschaft aufsucht, unter dem Auge der patriarchalisch-tyrannischen, vornehm-zurückhaltenden Großmutter, und in der Erziehung des ihm unangenehmen Gouverneurs, des Franzosen St. Jérôme, wird allmählich das Kind zum Knaben. Der Umgangskreis der Großmutter bietet seiner nie müden Beobachtung neue Persönlichkeiten, neue Verkehrsformen, neue Beziehungen von Mensch zu Menschen dar. Die Fürstin Kornakow und ihr liebliches Töchterchen, Fürst Iwan Iwanowitsch, die Iwins; der Geburtstag der Großmutter, der Kinderball, der Umgang mit andern Knaben; besonders aber die feine Scheidewand, die sich kaum merklich und doch so deutlich zwischen Knaben und Mädchen aufbaut, wecken eine neue Welt von Gedanken und Gefühlen in ihm. Die Anschauungen des Kindes sind wie von einem plötzlichen Sturm verweht, und alles, Welt und Menschen, zeigen ein anderes Gesicht, als ob sie ihm „plötzlich eine andere noch unbekannte Seite zugekehrt hätten." Und vollends weicht das Wesen des Kindes dem bewußtvolleren Leben des Knaben, da der Tod in den teueren Kreis hineingreift, die dem Kinde die Welt war. Die Mutter, die ganz Liebe, Hingebung, Frömmigkeit war, stirbt, und die treue Pflegerin ihrer ersten Lebensjahre, die dienende Freundin der Frau und ihrer Angehörigen,

die treue Schaffnerin des Landhauses von Petrowskoje, Natalia Ssawischna, folgt ihr. An zwei Gräbern trauert Nikolaj Irtenjew. Zum ersten Mal hat er das Werk des Todes mit eigenen Augen gesehen, zum ersten Mal hat er in Natalia Ssawischna ein Menschenwesen erkannt, dessen ganzes Leben „reine, selbstlose Liebe und Aufopferung gewesen.“ Und er richtet die Frage an den Himmel: „Hat mich die Vorsehung nur darum mit diesen beiden Wesen vereinigt, um mich dieselben ewig betrauern zu lassen?“

Mit diesem Seufzer, welcher den ersten Zweifel, enthält, schließt Nikolaj Irtenjew die Erzählung aus seinen Kinderjahren.

Er tritt in das Knabenalter. Immer deutlicher treten die Zweifel vor seine Seele und immer klarer werden die neuen Anschauungen, die bisher nur, wie Ahnunng, in ihm geschlummert. Er begreift, daß außer ihm und seiner Umgebung noch eine Welt ist, und daß diese Welt Unterschiede von Arm und Reich, von Hoch und Niedrig kennt. Und wie diese Vorstellnngen mit immer schärferer Deutlichkeit in ihm lebendig werden, so erwachen auch andre, ganz neue, die er selbst ahnend nicht empfunden hat. Daß es den Mann zum Weibe hindrängt, sagt ihm eine Regung des Neides gegen den wenig ältern Bruder Wolodja, der schon den Mut hat, dem Hausmädchen Mascha sich kühn zu nähern, und die verwandte Empfindung der Eifersucht erweckt ein Kuß, den Ssonitschka, das anmutige Töchterchen der Walachina, im Pfänderspiel halb verstohlen Sergej Iwin giebt. Der Tod der Großmutter klärt ihm immer mehr das Verhältnis der Menschen zu einander auf. Er erkennt, daß der Eigennutz unsere

Empfindungen regiert und der Genuß. Er wagt zu prüfen und zu urteilen, wo er bisher ohne nachzudenken sich gebeugt hat; selbst die Handlungen des Vaters erscheinen ihm nicht mehr bedingungslos gut und schön. Wolodjas und seiner Freunde Thun fordert sogar oft seine Mißbilligung heraus; nur einer von ihnen gewinnt sein Herz, Fürst Neschljudow. Sein Wesen ist Irtenjews Art verwandt. Er philosophiert gern mit dem klugen „Diplomaten“, (wie Nikolaj im Scherz von Wolodjas Freunden genannt wird) und versucht sich gern an den Problemen der sittlichen Vervollkommnung des Einzelwesens und der Gesamtheit. Durch diesen Freund erkennt Irtenjew sich selbst, er macht sich seine Lebensanschauungen zu eigen und — reift durch diesen Gewinn vom Knaben zum Jüngling.

Nechljudows sittlichender Einfluß führt zu dem Beginn eines neuen Lebens. Alle alten Sünden abstreifen, und von nun an nur dem Vervollkommnungsideal leben! Das erste soll durch die Beichte erreicht werden, das zweite, höhere durch die Anlegung der „Lebensregeln“. Und wirkt auch die Beichte nur vorübergehend eine gehobene Stimmung, und werden auch die „Lebensregeln“, die nicht mehr so einfach erscheinen, da man sie zu Papier bringen will, wie sie sich dem weitstrebenden Besserungsdrange zeigten — so veredelt sich Irtenjews Wesen doch durch das bloße Wollen. Die glücklich bestandene Aufnahmeprüfung in die Universität ist schon die Folge der ernsten Anschauungen und der gewissenhafteren Arbeit. Die Vergnügungen der jungen Leute, in deren Kreis Nikolaj nun als Gleichberechtigter eintritt, erweitern wiederum seinen Gesichtskreis. Sein Examenglück wird durch einen lustigen Schmaus gefeiert, und im leichten Rausch läßt

sich Irtenjew eine Beleidigung gefallen, die ein händelsüchtiger Lump ihm zufügt. Der Verkehr in der Gesellschaft, die Höflichkeitsbesuche, Liebeständeleien und tiefere Neigungen, der Eintritt einer jungen, hübschen, gefallsüchtigen Stiefmutter in die Familie, der Umgang mit den Studenten bei fröhlichen Gelagen und bei den Vorbereitungen zur Übergangsprüfung sind überreich an Eindrücken, die der grübelnde Geist des Jünglings auf seine Weise verarbeitet. Er ist seinen „Lebensregeln" nicht mit ganzer Strenge treu geblieben. Als er nun beim zweiten Examen durchfällt, packt ihn die Reue mit unnachsichtiger Selbstquälerei. Er greift wieder zu seinen „Lebensregeln", um die Arbeit von neuem zu beginnen — in diesem Augenblick der Einkehr fest überzeugt, daß er in Zukunft nie etwas Böses thun, nie eine Minute müßig verbringen, nie seinen Lebensregeln untreu werden würde.

Von welcher Bedeutung dieser moralische Aufschwung für Nikolaj Irtenjews weitere Entwickelung war, das sollte (wie schon oben gesagt) „in der folgenden, glücklicheren Hälfte des Jünglingsalters" erzählt werden — die nie geschrieben wurde.

Die Form dieser Erstlings-Dichtung könnte wohl dazu verleiten, in den Schicksalen Nikolaj Irtenjews die Wiedergabe eigener Erlebnisse zu sehen. So lange man den Lebensgang Tolstoj's nicht kannte, war das möglich. Da wir wissen, daß er Vater und Mutter in dem zarten Alter verlor, das kaum Erinnerungen hinterläßt, viel weniger aber zu Urteilen befähigt, daß seine ersten Jahre abwechselnd in Moskau und Kasan in der Obhut von Tanten verflossen, müssen wir in den Eltern und der Großmutter Irtenjews Gebilde dichterischer Gestaltungs-

kraft anerkennen, an welcher die freischaffende Phantasie gleichen Anteil mit Beobachtungen in der weiteren Umgebung anspricht.

Wie Tolstoj im allgemeinen zu Werke ging, kann man annähernd aus der Erzählung von den beiden Hauslehrern erschließen. In Leo Tolstojs Hause waren, wie wir wissen, ein Deutscher und ein Franzose um die Erziehung der Knaben bemüht und zwar, wie auch in Irtenjews Selbstschilderung, in der Reihenfolge, daß der Franzose als der zweite in die Familie kam. Leo Tolstojs Lehrer hießen: Theodor Iwanowitsch Rössel und Prosper St. Thomas — Irtenjews Erzieher Karl Iwanowitsch Mauer und St. Jérôme. Die Personen der Dichtung sind also offenbar mit den Erinnerungen des Lebens im unmittelbaren Zusammenhange, gleichzeitig aber auch (da den Lebensstufen die Aufgabe einer Autobiographie ganz und gar fern war) von der Wirklichkeit unabhängig.

Anders ergänzte der Dichter an anderer Stelle die Lücken des Selbsterlebten. Da er seinen Vater nicht gekannt, bediente er sich eines anderen älteren Herrn aus seinem Umgangskreise gewissermaßen als Modell: der Großvater seiner zukünftigen Gattin mütterlicherseits ward zum Vater Irtenjews, und die Mimi der Kindheit ist das Abbild der Gouvernante in dem Hause des Großvaters der späteren Gattin Tolstojs, also der Erzieherin ihrer Mutter. Auch aus dem Vergleich der Prüfungsschilderung, die wir oben gegeben haben, mit dem Examen Irtenjews ergiebt sich ein ähnliches Verhältnis.

Die Linie genauer zu bestimmen, welche Erfindung von Erfahrung trennt, ist bei den Lebensstufen schwieriger noch, als bei anderen Dichtungen. Im Grunde ist alle

Dichtung nur Wiedergabe empfangener Eindrücke in einer selbstgewählten Beleuchtung, und wer sich im Roman die Aufgabe stellt, das Werden eines Menschen bis zu einem gewissen Zeitpunkt darzustellen, wird die Einzelzüge seines Bildes nirgends anders herleiten können, als aus der Schatzkammer des Selbst-Erfahrenen, so sehr auch das Gesamtbild von allem entfernt ist, was ihm auf dem eigenen Lebenswege begegnet ist.

Darf man aber demnach die Lebensstufen in Bezug auf das Thatsächliche von Nikolaj Irtenjews Schicksalen als Dichtung in dem erläuterten Sinne bezeichnen, so sind sie doch in einer Hinsicht als Selbstschilderung aufzufassen: in der Ausmalung der seelischen Zustände und der Zergliederung des geistigen Werdegangs eines höher angelegten Einzelwesens. Das Seelenleben aber ist die Hauptsache in den „Lebensstufen“. Menschen und Ereignisse sind nur da, um in ein bestimmtes Verhältnis zu dem Seelenleben des werdenden Menschen zu treten, um ihrer Augenblickswirkungen und Nachwirkungen willen. Darum bedurfte der Dichter auch derjenigen Personen und Geschehnisse, die eines jeden Menschen erste Lebensjahre beeinflussen, und darum mußte er, was das eigene Leben ihm nicht bot, aus dem anderer herübernehmen.

Die angeborenen Anlagen und Neigungen Irtenjews aber sind die des Dichters und ihre Ausbildung zum Charakter läßt in dem Kinde, dem Knaben und Jünglinge mit überraschender Deutlichkeit die Züge des Mannes, ja des Greises Tolstoj erkennen.

Die Grundlage in dem Wesen des Helden der „Lebensstufen“ — wir können dabei immer mit gleichem Recht an Tolstoj wie an Irtenjew denken — ist ein

nimmermüdes Grübeln. Jede Erscheinung der Außenwelt erregt sein Mitgefühl, jede Phase seines Innenlebens fordert seine Prüfung heraus; er durchdenkt sie bis zu der letzten Ursache und sucht ihren Zusammenhang mit einer allgemeinen Weltordnung. In der Werkstatt dieses Geistes folgt eine Frage aus der andern, und der natürliche Wissenstrieb, früher erwacht als bei Menschen von Alltagsprägung, artet in dem Kopfe des Knaben in eine nahezu krankhafte Sucht aus, die Grenzen unserer Erkenntnis zu überfliegen und den geheimnisvollen Urgrund alles Seins zu ergründen. Irtenjews größter Genuß ist das abgezogene Denken, und seine unüberwindliche Neigung das endlose Ausspinnen phantastischer Zukunftsbilder. Er sieht sich als General und Sieger, als Ehegatte, als Erfinder, Entdecker — als Weltbeglücker.

Für keine philosophische Richtung begeisterte sich der junge Denker so wie für den Skeptizismus, der ihm „zu einer Zeit einem Zustande nahe brachte, der an Wahnsinn grenzte. Ich hatte die Vorstellung, daß außer mir niemand und nichts in der ganzen Welt vorhanden ist, daß die Dinge nicht Dinge, sondern Vorstellungen sind, die nur dann in die Erscheinung treten, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf sie richte, und daß diese Vorstellungen sofort schwinden, wenn ich aufhöre sie zu denken . . . Es gab Stunden, wo ich unter dem Einflusse dieser „fixen Idee“ zu einem solchen Grad geistiger Verwirrung kam, daß ich mich bisweilen schnell nach der entgegengesetzten Seite umsah, in der Hoffnung, dort, wo ich nicht war, von einem Nichts (néant) überrascht zu werden . . .“

Diese Neigung zu philosophischen Betrachtungen nennt Nikolaj seinen Hauptfehler, der ihm noch viel Schlimmes im Leben zufügen sollte.

Er glaubt unerschütterlich an ein Sittlichkeitsideal und foltert sich, wenn er sich nicht auf dem graden Wege zu seiner Verwirklichung betrifft, durch eine erbarmungslose Aufrichtigkeit. Er kennt die rücksichtsvolle Halbheit nicht, die zwischen Denken und Thun vermittelt. Sobald er etwas als wahr erkennt, strebt er aus aller Kraft es im Leben zu bethätigen. Er beobachtet, er beurteilt alles. Er hat mehr Liebe und Nachsicht für die Eigenschaften und Handlungen anderer, als für die eigenen. In dem jugendlichen Sinn regen sich schon die gewaltigen Menschheitsfragen der Gleichheit und der Frauenerziehung.

Sein Sittlichkeitsideal besteht in der Überzeugung, „daß die Bestimmung des Menschen das Streben nach sittlicher Vervollkommnung ist, daß diese Vervollkommnung leicht, erreichbar, ewig sei.“ Die Verwirklichung dieses Ideals stellt sich ihm in eigner Weise dar. Er hält sich von dem Mädchenzimmer fern, er will seine Augen nicht auf die Frauen richten. „In drei Jahren, wenn ich der Bevormundung entwachsen bin, heirate ich unbedingt“. Er träumt beständig von dem Weibe; noch den siebzigjährigen, zahnlosen Greis wird liebevoll eine entzückende Marie das Alter verklären. In Irtenjews Unterhaltungen mit Nechljudow hat das Glück immer dieselbe Gestalt: Ehe, Landleben, unausgesetzte Arbeit an der Selbstvervollkommnung. Und so beschäftigen ihn auch die Arten der Liebe und die niederschmetternde Beobachtung, wie zwischen Eheleuten der „stille Haß“ sich entwickelt, jener unterdrückte Widerwille zu dem Gegenstande der

Neigung, „der sich in dem unbewußten Streben ausdrückt, diesem Gegenstand alle möglichen kleinen Unannehmlichkeiten zuzufügen".

Der eigene Vater und die Stiefmutter sind der Gegenstand dieses Menschenstudiums. Und ebenso die Schwester und ihre Freundin. „Ich versuchte in diesem Sommer vor Langweile manchmal mich Ljubotschka und Katjenka zu nähern und mich mit ihnen zu unterhalten, aber jedesmal stieß ich bei ihnen auf einen solchen Mangel an Fähigkeit zu logischem Denken und auf eine solche Unkenntnis der einfachsten, gewöhnlichsten Dinge, wie z. B. was das Geld sei, was man an der Universität lernt, was der Krieg sei u. dergl. und auf eine solche Gleichgiltigkeit gegen die Erläuterung aller dieser Dinge, daß diese Versuche meine schlechte Meinung von ihnen nur noch bestärkten."

Diese ganze geistige Arbeit vollzieht sich innerlich und wagt sich nicht nach außen. Denn Nikolaj ist schüchtern und linkisch, von derben, unschönen Gesichtszügen. Nur Nechljudow darf in das ruhelose Getriebe dieser Gedankenarbeit hineinblicken. Den anderen Genossen bleibt Irtenjew fern. Hier stößt ihn das planlose, ungezügelte ihres Lebens ab, dort scheut er sich, durch seine Wohlhabenheit Minderbegünstigte zu kränken.

Der vierundzwanzigjährige Dichter hat der Lebensanschauung Nikolaj Irtenjew gewiß aus seiner fortgeschritteneren Entwickelung manches mitgeteilt — und in diesem Alter ist ein Unterschied von sechs bis vier Jahren ein bedeutender — aber in der Hauptsache ist das Innenleben des heranwachsenden, reifenden Menschen mit einer Kenntnis der Seele erfaßt, die in keinem Werke der Kunst ihres gleichen hat, und mit einer Sicherheit der

Darstellung wiedergegeben, der auf dem Wege von dem Phantasie-Geschauten bis zur Fixierung auch nicht der kleinste Zug verloren geht. Die Menschen, die Tolstoj vorführt, stehen leibhaftig vor seinem geistigen Auge; er bannt sie ohne Zuthat, ohne Abzug fest. Wie der Natur selbst, ist ihm nichts an ihnen bedeutungslos. Er weiß dem scheinbar Geringfügigen den Platz in dem Ganzen anzuweisen, der seine Notwendigkeit auch dem weniger scharfsichtigen Auge darthut. Jedes Fältchen des Herzens durchdringt er mit seinem Falkenauge, jede Regung eines Fortschritts in dem Körperlichen und Geistigen und ihrem wunderbaren Zusammenhange liegt vor ihm offenbar. Er ist der größte Anatom der Seele.

Die Anatomie der Seele — auch in den späteren Werken Tolstojs die stärkste Seite seines Talents — überzeugt in diesem Erstlingswerk schon davon, daß eine große, selbständige Dichterkraft es geschaffen hat.

Und diese Kraft steht unter der Zucht eines überlegenen Kunstverstandes. In den „Lebensstufen" — in der „Kindheit" und dem „Knabenalter" in höherem Maße, als in den „Jünglingsjahren" — herrscht eine so ebenmäßige Anordnung der einzelnen, scheinbar für sich behandelten Teile, wie in einem festgefügten Bau, dessen Einzelheiten: Stirnseite, Türmchen, Fenster, Zierrat, jedes für sich dem Schönheitssinn Freude gewähren, und dessen Ganzes den gleichen genußreichen Anblick gewährt.

In der Aufgabe der „Lebensstufen" lag zugleich der Antrieb zu einer Kunsttechnik, die dem Tolstojschen Genius entsprach und mit geringerem oder größerem Vorteil auch die Werke der späteren Schaffenszeit beherrscht. Tolstoj bemüht sich nicht durch Worte eine Stimmung wieder-

zugeben, sondern durch Handlungen. Er schildert die ganze Reihe von Handlungen, winzige und winzigste, die auf die Gemütsverfassung zurückschließen lassen. Das Bild der Wirklichkeit wird dadurch äußerst scharf. Denn im Leben verhält es sich ebenso. Die Stimmung, die innerlichen Vorgänge entziehen sich dem fremden Auge. Nur wie Menschen sich gebärden, wie sie sprechen und handeln, läßt uns auf ihre Gemütsstimmung schließen. Diese Technik führt vielleicht hie und da zu einer peinlichen Kleinlichkeit, wie schon Aksakow (Russkaja Beseda 1857 I) feinfühlend bemerkt hat. Aber auch nur ganz ausnahmsweise. Wir können dem scharfsichtigen Beurteiler nicht beipflichten in der Allgemeinheit, in der er diesen Tadel ausspricht. „Tolstojs Analyse — sagt er — bemerkt oft Kleinigkeiten, die keine Aufmerksamkeit verdienen, die wie leichte Wolken spurlos über die Seele hingleiten; die Analyse, die sie beobachtet und festhält, giebt ihnen eine größere Bedeutung, als sie in der Wirklichkeit haben, und dadurch werden sie unwahr. Die Analyse wird in diesem Falle zum Mikroskop. Nun giebt es wohl mikroskopische Erscheinungen in der Seele, aber wenn man sie im Mikroskop vergrößert und so läßt, alles übrige aber in seiner natürlichen Beschaffenheit bleibt, so wird das Maß ihrer Beziehungen zu allem was sie umgiebt verschoben, und sind sie wahr vergrößert, so werden sie ganz und gar unwahr, denn sie haben einen unwahren Umfang erhalten, denn das allgemeine Maß des Lebens ist verschoben, ihre Beziehungen zu den andern Dingen, und dieses Maß bildet die wirkliche Wahrheit."

So scharfsinnig die Bemerkung Aksakows auch ist, so bestechend auf den ersten Blick — richtig ist sie nicht.

Zustände der menschlichen Psyche können überhaupt nicht nach einem ein für allemal geltenden Maßstabe gemessen werden. Und der Dichter behält dem Kritiker gegenüber Recht. Denn was an dem einen spurlos vorüber geht, kann des andern ganzes Wesen umgestalten, und so ist nichts wesentlich oder unwesentlich an sich. Es erhält seine Bedeutung erst durch seine Wirkungen.

Die Technik, die wir hier näher zu kennzeichnen versucht haben, und die Seelenanatomie der Lebensstufen sind Tolstojs volles Eigentum, wenn auch die russische Litteratur Verwandtes zur Zeit ihrer Entstehung besaß. Besonders verglich die Kritik der fünfziger Jahre das Erstlingswerk des jungen Dichters gern mit Lermontows Helden unserer Zeit und Gončarows Oblomow. Aber beide Dichter haben nur verwandtes, nicht ähnliches geschaffen. Lermontows Kunst ist auf die getreue Wiedergabe erkünstelter Gefühle gerichtet. Gončarows Ironie verurteilt die thatenlose Schwäche und läßt die zielbewußte Lebensklugheit über sie triumphieren. Tolstoj will nichts anderes, als das wahre, ungeheuchelte Empfinden dem ererbten Fühlen und Denken gegenüberstellen. Wahrheit! Wahrheit um jeden Preis! Und koste sie das Leben, das Leben des Einzelnen, der Menschheit!

* * *

Man hat Faust und Mephistopheles als die zwei Seiten eines Wesens aufgefaßt, welchen der Dichter seinem künstlerischen Zweck zu Liebe selbständiges Leben gegeben hat. So kann man auch Irtenjew und Nechljudow, die liebenswürdigen Jünglinge aus den „Lebensstufen“, als die ausgestalteten Teile einer höheren Einheit betrachten, die in der Person ihres Schöpfers lebendig war. Irtenjew

und Nechljudow sind darum so eng befreundet, der wenig Ältere übt darum einen so starken sittlichenden Einfluß auf den Ersten aus, weil er gerade all die Eigenschaften besitzt, welche dem Jüngeren fehlen. Dem Schöpfer beider Gestalten waren Vorzüge und Fehler des Einen wie des Andern eigen; daraus erklärt sich sein widerspruchsvolles oft rätselhaft-dunkles Streben.

Allmählich überwog die Liebe zu Nechljudow die ältere Neigung zu Irtenjew. Ins Abgezogene übersetzt, will das heißen: die sittlichen Bestrebungen drängten in Tolstojs Seele die reinen Bildungs-Bestrebungen zurück. Er schildert nicht mehr seine seelischen Erlebnisse unter der Maske Irtenjews; er schildert fortan seine moralischen Kämpfe in dem Spiegelbilde Nechljudow.

Die Universitätsjahre lagen hinter ihm, die Jünglingsjahre seiner Entwicklung waren abgeschlossen. Unbefriedigt von dem unfruchtbaren Wissen, wie es ihm die hergebrachte Lehrweise bieten konnte, hatte sich Tolstoj auf sein Gut zurückgezogen, um vom Leben zu lernen. Nur kurze Zeit währte dieser Aufschwung. Er wich schnell einer neuen Enttäuschung.

Den Verlauf auch dieser inneren Vorgänge hatte Tolstoj das Bedürfnis dichterisch darzustellen. Wie er in den „Lebensstufen" allgemein die Entwicklung eines Menschen unter bestimmten Verhältnissen vorzuführen gedacht, plante er im weitesten Rahmen das Bild eines russischen Gutsherrn. Der weitblickende Entwurf entsprach der Hoffnung, daß er selbst lange das Leben eines Gutsherrn führen würde, und daß ihm seine eigenen Erfahrungen den Stoff zu dem großen Roman „Der russische Gutsherr" geben würden. Der Schiffbruch, den er persönlich

erlitt, zertrümmerte auch den gewaltigen dichterischen Plan, und nur ein kleiner Teil wurde ausgeführt unter dem Titel „Der Morgen des russischen Gutsherrn“.

Nechljudow ist, neunzehnjährig, in den Sommerferien von der Universitätsstadt auf sein Gut gekommen. Er hat den Sommer auf dem Lande verbracht. Im Herbst faßt er den Entschluß, hier zu bleiben und sein ganzes Leben seinen Bauern zu widmen. „Ich fühle in mir die Fähigkeit“ — so schreibt er an seine Tante in französischer Sprache — „zu einem guten Landwirt. Um ein solcher zu sein, in dem Sinne, wie ich das Wort auffasse, bedarf es keines Kandidaten-Diploms noch der Beamtenwürde, die Sie so sehnlich für mich begehren. Machen Sie für mich keine ehrgeizigen Pläne, gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß ich einen völlig selbständigen Weg gehe, aber einen Weg, der gut ist und der mich, ich fühle es, zum Glück führen wird. Ich habe viel, sehr viel über meine Verpflichtungen in der Zukunft nachgedacht, habe mir die Grundsätze niedergeschrieben, nach denen ich zu handeln habe, und wenn mir Gott Leben und Kraft giebt, wird mein Vorhaben gelingen. Ist es nicht meine heilige natürliche Pflicht, mich um das Schicksal dieser siebenhundert Menschen zu bekümmern, für welche ich Gott werde Rechenschaft geben müssen?“ — Die Tante antwortet ihm: „Dein Brief, lieber Dmitrij, hat mir nur bewiesen, daß Du ein vortreffliches Herz hast . . . aber unsere guten Eigenschaften schaden uns im Leben mehr als die schlechten!“ Sie will ihn nicht abreden von seinem Vorhaben; aber überzeugen möchte sie ihn von seiner Unklugheit. Aus seinem eigenen Charakter sucht sie ihm zu erklären, daß er sich wenig zum Landwirt eigne. „Du

hast stets ein Original sein wollen, und doch ist Deine Originalität nichts anderes als ein Übermaß von Eigenliebe. Wähle lieber, mein Freund, die gebahnten Wege; sie führen eher zum Erfolg, und wenn auch der Erfolg als solcher für Dich nicht nötig ist, so brauchst Du ihn doch, um das Gute wirken zu können, das Dir am Herzen liegt."

Nechljudow folgt natürlich nicht dem Rate der Tante, sondern den eigenen Eingebungen.

An einem Juni-Sonntag geht er von einem Bauernhäuschen zum andern. Aber er muß sich überzeugen, daß die Tante Recht hat. Die Bauern haben für seine Beglückungsgedanken gar kein Verständnis. Sie sind in ihrem Frohndienst zu solcher Gefühllosigkeit herabgesunken, daß sie am liebsten träge in dem Zustande verharren, der ihnen Gewohnheit ist. Sie glauben auch garnicht an solche Güte eines Herrn; denn nie waren sie einem Herrn die Mitmenschen, für die er empfand.

Ein einziger Vormittag zerstört ihm alle Träume von Menschheit-Beglückung. —

Tolstoj versucht im „Morgen eines Gutsbesitzers" zum ersten Male die Schilderung des russischen Bauern. Denn ist das Bruchstück des großen Romans auch erst im Dezember 1856 (in den „Vaterländischen Annalen") veröffentlicht worden, entstanden ist es im Jahre 1852, gleichzeitig mit der Kindheit und dem Knabenalter. Hier zum ersten Male sehen wir die innige Liebe zu dem bedrückten Volke zum Ausdruck kommen, die Turgenjew spöttisch eine hysterische genannt hat. Aber eben diese Liebe befruchtet die dichterische Kraft; und wenn Tolstoj mit dem später einmal ausgesprochenen Gedanken, daß kein poetisches Gebilde ohne Liebe entstehen kann, Recht

hat, „der Morgen eines Gutsbesitzers“ würde die Wahrheit dieses Ausspruchs beweisen. So hatten selbst Turgenjews „Aufzeichnungen eines Jägers“ die Volksseele nicht erfaßt. Turgenjew ist vielseitiger; er schildert die verschiedensten Typen. Tolstoj hält sich an wenige Menschen, die unmittelbar unter seinen Augen leben. Turgenjew ist nicht ganz frei von Idealisierung; seine künstlerische Gestaltung strebt nach einer zweckdienlichen Abrundung; er scheint die Tendenz zu vermeiden, so mächtig sie auch aus seinen Skizzen spricht. Tolstoj giebt nichts wieder, als was jeder gute Beobachter sehen müßte, wenn er mit gleicher Liebe und gleich geschärftem Auge an die Bauern heranträte. Er hat scheinbar gar keinen künstlerischen Zweck und predigt offenkundig die Tendenz. Ist Turgenjew ihm in Bildern der russischen Landschaft überlegen, so übertrifft Tolstoj den Nebenbuhler in der Bloßlegung der Gedankenwelt des russischen Menschen.

So klein „der Morgen eines Gutsbesitzers“ an Umfang ist, der Dichter versteht es doch, uns mit der ganzen Einwohnerschaft des russischen Dörfchens bekannt zu machen. Tschuris, Juchwanka, Davydka, der reiche Karp, sie stehen vor uns mit derselben greifbaren Leibhaftigkeit, wie die Gestalten aus der Gesellschaft, mit welchen Nikolaj Irtenjew verkehrt hat.

„Der Morgen eines Gutsbesitzers“ ist fast mit jedem Worte Selbstschilderung. Nechljudow ist Tolstoj.

Und trotz der Enttäuschungen ist die glühende Liebe des begüterten Edelmannes zum Volke bis ins höchste Alter hinein dieselbe geblieben. Wo immer das Geschick ihn hinführte, vertiefte er sich in des Volkes unberührte Seele. Nie vergaß er die heilige Pflicht des vom Glück Bevor-

zugten gegen den minder Glücklichen. Das Werk, das er in Jasnaja Poljana begonnen, setzte er ununterbrochen fort. Im Kaukasus waren die Bergvölker, vor Sewastopol der russische Soldat die Gegenstände seines Studiums, und als er nach langen Irrfahrten und geistigen Kämpfen wieder in Moskau für längere Zeit Wohnung nahm, stieg er zu den Mühseligen und Beladenen hinunter, immer rastlos dem Ideale einer Menschheits-Verbrüderung nachstrebend, aus welcher alle Ungleichheit geschwunden, und in welcher die Liebe die einzige Triebfeder aller Handlungen ist.

* * *

Der Erfolg der ersten Werke war so groß, daß Leo Tolstoj fortan zu den Namen zählte, die genannt wurden, wenn man die ersten nannte. In allen litterarischen Lagern zollte man dem jungen Dichter freudig, neidlos, bedingungslos volle Bewunderung. Der Sovremennik (1856. No. 12) schloß seine umfangreiche Besprechung mit den Worten: Wir prophezeien, daß alles, was Graf Tolstoj unserer Litteratur bisher geschenkt hat nur ein Unterpfand dessen ist, was er in Zukunft einlösen wird; aber wie reich und schön ist dieses Unterpfand! Und Peter Annenkow, der geachtetste Kunstrichter der Zeit sprach seine Anerkennung mit den stolzen Worten aus: Nach dem, was wir heute von ihm besitzen, zählen wir den Grafen Leo N. Tolstoj schon jetzt aus voller Überzeugung zu unseren besten Erzählern und stellen seinen Namen neben die Namen Gončarow, Grigorowič, Pissemskij und Turgenjew, Namen, die gewiß im Gedächtnis der Leser und in dem Buche der Geschichte des russischen Schrifttums fortleben werden.

III.

Der Kaukasus.

Kaukasische Erzählungen. — Der Überfall. — Der Holzschlag. Die Begegnung mit einem Moskauer Bekannten. — Die Kosaken.

Nur wenig über zwei Jahre — vom Sommer 1851 bis zum Herbst 1853 — war der junge Offizier im Kaukasus; aber die neue Welt wirkte mit solcher Macht auf das angeregte Dichtergemüt, daß auch die kurze Zeit, welche der Aufnahme der neuen Eindrücke gegönnt war, ungemein reiche Früchte trug. Alles war hier neu, die Natur, die Menschen, die Sitten. Das Flachland Mittelrußlands hatte Tolstoj mit dem Hochgebirge vertauscht; eine Umgebung, welche nach der Tradition die vornehmste zu nennen war, die aber den jungen Denker durch die ererbten Vorurteile abstieß, mit einem Kreise von Menschen, welchen alle Kultur im höheren Sinne fremd war; feststehende, unantastbare Lebensformen mit Sitten, in welchen volle Freiheit, fast der Naturtrieb herrschte. Er wollte sehen, hören und lernen, er wollte die neue Überzeugung gewinnen, deren unklares Ahnen in ihm ruhte. Und so verfolgte er alles nicht bloß mit der Schärfe einer ausgebildeten Beobachtungsgabe, sondern auch mit dem

liebevollen Eingehen eines Menschen, der hier zu finden hoffte, was ihm in den alten Verhältnissen unerreichbar schien.

Ein Jahr lang lebte der Dichter das volle Leben seiner soldatischen und kosakischen Umgebung: bald auf Streifzügen, bald auf Jagden, bald als Teilnehmer der Feste und Trinkgelage, bald an dem Herdfeuer einer schlichten Kosakenwirtschaft; und all' das Neue rang nach einer Darstellung, in der die Wirklichkeit wieder auferstand und die neuen Empfindungen des denkenden Europäers sich wiederspiegelten.

Nicht zufällig ist in Tolstojs ersten Werken die Ich-Form für die Erzählung gewählt; sie ist notwendig, denn Tolstoj giebt nur wieder, was er selbst beobachtet und was er selbst innerlich durchlebt hat; und gleich in diesen ersten Werken zeigt sich seine vollständige Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Er sieht nur mit den eigenen Augen und läßt seinen Blick nicht trüben durch hergebrachte Anschauungen. Er sieht mit gleicher Schärfe Großes und Kleines, Bedeutendes und Unbedeutendes, ja es giebt für ihn kaum einen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichen. Was er schaut, giebt er ohne Unterschied wieder, jeder Zug dient dem Ganzen in seinem dichterischen Spiegelbild, ganz wie in der haß- und lieblosen Natur, ohne daß man zu sagen vermöchte, dies sei mehr, jenes weniger bedeutend. Aus dieser Verbindung einer wirklichkeitstreuen Darstellung mit einer durch und durch persönlichen, auf ein gemeingültiges Sittlichkeitsideal gerichteten Anschauung, entsteht die Eigenart, die schon Tolstojs ersten Werken das Gepräge höchster Selbständigkeit giebt.

Vier Erzählungen sind es, deren Stoff der Dichter dem einjährigen Aufenthalt im Kaukasus verdankt. „Der Überfall“, im Jahre 1852, also im Kaukasus selber niedergeschrieben, „Der Holzschlag“, in den Jahren 1854/55 zu Papier gebracht, mitten unter den Stürmen der Sewastopoler Kämpfe und in engem Zusammenhang mit den Ideen, welche die Sewastopoler Kriegsbilder beherrschen, „Die Begegnung mit einem Moskauer Bekannten im Heere“, aus dem Jahre 1856, und endlich „Die Kosaken“, die umfangreichste der kaukasischen Erzählungen, ein Jahrzehnt später (1861) zum Abschluß gebracht und erst im Jahre 1863 im Januarheft des „Russischen Boten“ (Russkij Wjestnik) veröffentlicht.

Die drei ersten Erzählungen verhalten sich zu den „Kosaken“ wie Studien zu einem ausgeführten Bilde, wie Skizzen zu einem Kunstwerk. „Der Überfall, Erzählung eines Freiwilligen“ ist nicht mehr, als eine Szene aus dem Kriegsleben des europäisch-asiatischen Grenzlandes. Der Kaukasus, das Traumland der jungen Russen, wird seines poetischen Reizes mit bewußter Absicht entkleidet.

Die jungen Offiziere leben sich nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich ganz in die Gedankenwelt der russischen Romantik ein. Sie bilden ihr Äußeres den Helden der Dichtung nach; Marlinskij und Lermontow bieten die Vorbilder. „Diese Leute sehen den Kaukasus nicht anders als durch das Prisma der Helden unserer Mulla-Nurow u. s. w., und richten alle ihre Handlungen nicht nach eigener Neigung, sondern nach dem Vorbild dieser Muster ein.“ Sie suchen romantische Liebschaften mit Tscherkessinnen, Kämpfe mit den Tartaren, und

ihre ganze Hingabe an den Dienst entspringt der Sucht nach Abenteuern. Aber wie schnell kommt die Enttäuschung. Verwundung, Tod und der furchtbare Widerspruch zwischen der friedlichen Majestät der Natur und dem friedlosen Treiben der Menschen wecken mit dem Schmerz das Denken. „Kann sich denn wirklich, bricht es aus der Brust des Erzählers hervor, inmitten dieser bezaubernden Natur im Herzen des Menschen das Gefühl von Feindschaft und Rachsucht oder die Leidenschaft seinesgleichen auszurotten, festsetzen? Alles Böse im Menschenherzen sollte schwinden bei der Berührung mit der Natur, diesem unmittelbaren Ausdruck alles Schönen und Guten". Das Stöhnen der Verwundeten macht auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß selbst das herrliche kriegerische Schauspiel allen Reiz für ihn verliert, und sein letzter Seufzer ist der Wunsch, die Einzelheiten der schrecklichen Bilder zu vergessen, deren Zeuge er gewesen ist.

Der „Überfall" ist zum Teil eine Schilderung des höheren russischen Militärs, der in den Kaukasus geht um Orden und höhere Löhnung zu gewinnen — unedle Beweggründe, die dem niederen Soldaten fremd sind. Er geht in den Kaukasus, weil er dahin geschickt wird, macht sich keine besonderen Gedanken über seine Aufgabe und seine Zukunft und eignet sich unter dem fremden Himmel zu den alten, schlichten Tugenden neue an.

„Der Holzschlag, Erzählung eines Junkers", ist die Naturgeschichte des russischen Soldaten im Kaukasus. Die Erzählung von der Aussendung einer Division zum Holzschlagen ist nur eine äußerlich herangezogene Veranlassung zur Schilderung der verschiedensten Charaktere. Der Erzähler teilt die russischen Soldaten in drei Haupt-

typen: die Gehorsamen, die Befehlshaberischen, die Verwegenen und er giebt gewissermaßen Beispiele für diese Einteilung. Diese Charaktere entwickeln sich aus den besonderen Voraussetzungen der langen schweren Dienstzeit und der Eigenheiten der Kämpfe mit den nomadisierenden Bergvölkern. Die Kunst, einzelne Menschen und ganze Menschenklassen nach schärfster Beobachtung mit den klarsten, prägnantesten Worten so zu zeichnen, daß das gänzlich Fremde uns sofort vertraut wird, und die beständige Verbindung des Äußeren, das in realistischer Treue wiedergegeben wird, mit dem seelischen Zustand des Menschen, ist in diesem Jugendwerk schon zu höchster Kunst ausgebildet.

„Die Begegnung mit einem Moskauer Bekannten, aus den kaukasischen Erinnerungen des Fürsten Nechljudow“ ist die Schilderung eines besonderen Falles, in welchem ein Jüngling aus den vornehmsten Kreisen der Hauptstadt auf die unterste Stufe des kaukasischen Soldatentums herabsinkt, ohne dem Troß in seinen schlichten Tugenden zu gleichen. Der Untergang eines Kulturmenschen zu tiefster Gesunkenheit ist von Tolstoj später noch oft geschildert worden. Hier spielt er sich in den besonderen Verhältnissen des Soldatentums des Kaukasus ab. Die Darstellung dieser wird zur Nebensache; hauptsächlich kommt es darauf an, den verkommenen Guskow als den Typus einer in russischen Adelskreisen viel vertretenen Menschenklasse hinzustellen. Guskow ist der Sohn eines sehr reichen Hauses, hat in Petersburg und in Moskau böse Streiche gemacht, ist von seinem Vater verstoßen und enterbt worden und verkommt geistig und körperlich unter dem ungebildeten Soldatenvolk in dem

Grade, daß er jedes Gefühl für Ehre und Menschenwürde verliert. Vor Jahren ein Löwe in den Petersburger Salons, ist er nunmehr ein Genosse schmutziger Trunkenbolde und unwissender Proletarier. Er ist degradiert und dient als Gemeiner im Heere. Mit den Offizieren aus den besseren und gebildeten Ständen verbindet ihn nichts als das Mitleid, das die letzteren veranlaßt, ihm von Zeit zu Zeit Geld zu borgen. Der Erzähler, Fürst Nechljudow, war dem unglücklichen Menschen im Jahre 1848 bei seiner Schwester, die ein glänzendes Haus in Moskau führte, begegnet; es sind also nur wenige Jahre nötig gewesen für diesen furchtbaren Weg von einem Leben in Reichtum, in Bildung und in den Sitten der vornehmen europäischen Gesellschaft, bis zu dem fast tierischen Dahinbrüten der untersten Schichten Rußlands.

Aus allen drei Werken spricht der Geist eines Menschen für den die sittliche Vervollkommnung die letzte Aufgabe des Einzelnen wie der Gesamtheit ist. Die Kulturwelt, wie er sie in Moskau, Petersburg und Kasánj in ihren höchsten Erscheinungen kennen gelernt hat, ist die Vernichtung des Glückes, die Zerstörerin aller guten Triebe, die Feindin des allgemeinen Wohls. Dort, wo der Mensch der Natur näher steht, sind die Quellen einer beglückenden Zufriedenheit. Die Vertreter der gebildeten Gesellschaft werden von der Sucht nach Glanz, nach Ehre, nach Reichtum getrieben, die Tugend ist ihnen nur Vorwand, hie und da aufrichtig gemeintes Mittel, nicht Selbstzweck. Im Volke dagegen lebt das Gute ein unbewußtes Dasein. Wer keine Orden zu erwarten, keine Reichtümer zu erjagen, keinen Glanz zu erhoffen hat und dennoch tapfer, todesverachtend, edel handelt, kann nur

von den besten Trieben der menschlichen Natur bewegt sein. Und so ist das Volk. Will der Kulturmensch, nachdem er die Schäden seiner Umgebung erkannt, sich sittlich vervollkommnen, so muß er das Volk aufsuchen und von ihm lernen.

Diese guten Eigenschaften des Volkes werden in den kaukasischen Erzählungen mit Liebe geschildert. In welcher Seelengröße erscheint da der einfache Welenčuk, der vor seinem Tode daran denkt, dem Handwerker seine Schuld zu bezahlen, gegenüber den „Bonjouruli", den französisch parlierenden adligen Offizieren, deren Tapferkeit eine Rechnung auf Beförderung und Orden ist. Wie gewaltig die wortlose Tapferkeit des gemeinen Soldaten gegenüber der unechten Romantik der jungen Offiziere, die sich enttäuscht fühlen, wenn sie statt der Abenteuer, welche die Poeten ihnen verheißen, die Entbehrungen des Kriegsleben erfahren müssen.

Voll Bewunderung preist Tolstoj die Tapferkeit des russischen Soldaten im Vergleich zu der südlicher Volksstämme. Der russische Soldat ist ebenso schwer der Begeisterung zugänglich, als er durch Niedergeschlagenheit befallen wird. Er bedarf keiner ermutigenden Reden und keines Kriegsgeschreis, keiner Lieder und keines Trommelschlags. Was er braucht, ist Ruhe, Ordnung und Abwesenheit alles Gespannten, Gemachten. Bei dem russischen Soldaten bemerkt man niemals Prahlerei noch Verwegenheit, noch das Verlangen, sich zur Zeit der Gefahr zu berauschen und aufzuregen, im Gegenteil, Bescheidenheit, Einfachheit, die Fähigkeit, in der Gefahr etwas ganz anders zu sehen als Gefahr, sind die Eigenheiten seines Charakters.

Vor Tolstoj besaß die Litteratur Rußlands keine wahrhafte Vorstellung von dem Geiste und Charakter des russischen Soldaten. Skobelews vielgelesene Erzählungen entstanden unter den Vorurteilen einer schönfärberischen Vaterlandsliebe und waren die Schöpfungen einer mittelmäßigen Dichtergabe. Bei Skobelew glich ein Soldat dem andern. Wie der Beschauer, der an einer Linie Soldaten vorübergeht, die uniformierten Menschen schwer unterscheidet, so verwischen sich auch in Skobelews Schilderungen die Züge des Einzelnen. Statt des Lebens zeigt er des Lebens Erstarrung zur Gleichförmigkeit. Der Soldat wird bei ihm zu dem Angehörigen eines Standes, der seine Sprache, seine Sitten und Unsitten hat, und dieser Stand gleicht sich über das ganze weite Reich, und scheint das Einzelwesen ganz getötet zu haben.

Tolstoj sieht mit freiem Blick und urteilt aus einem Herzen voll Menschenliebe. Darum löst sich vor ihm die gewaltige einförmige Masse in lebendige Menschen auf, und jeder dieser Menschen tritt hervor als eine Verbindung seiner eigenen Naturanlagen mit den Ergebnissen des Soldatenlebens. Darum schildert er diese Welt nicht mit dem befangenen Sinne des Kompatrioten, sondern mit dem unbeirrten Geiste des Weltbürgers.

Tolstoj gab mit seiner kraftvollen Wirklichkeitsschilderung des Soldatenlebens und des Kaukasus dem russischen Schrifttum gleichzeitig zwei köstliche Schätze, die es bis dahin nicht besaß.

„Die Kosaken“ sind (wie wir schon andeuteten) das Vollbild dessen, was in einzelnen Zügen in den Vorstudien versucht war. „Eine Erzählung aus dem Jahre 1852“ nennt Tolstoj sein Werk und bekennt durch den

Zusatz, daß in die Dichtung die eigenen Erlebnisse des Dienstjahres im Kaukasus hineinverwoben sind. Auch ohne dies Anerkenntnis wäre der Schleier, der über die Erzählung gebreitet ist, mit geringer Geschicklichkeit zu lüften, und in Olenin der Dichter selbst mit seinen ringenden Gedanken zu erkennen. Der Kern der Erzählung allerdings ist nicht das Erlebnis Tolstojs, sondern eines andern Offiziers, der es ihm auf einer gemeinschaftlichen Reise zu nächtlicher Stunde erzählt hat.

Olenin ist ein Jüngling, der nirgends einen Unterrichtskursus beendet, nirgendwo gedient, der sein halbes Vermögen verschleudert und der sich bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre noch keine Laufbahn erwählt und noch niemals etwas gethan hatte. Er ist, was man in der Moskauer Gesellschaft einen „jungen Menschen“ nennt. Mit achtzehn Jahren war Olenin so frei, wie es eben die reichen jungen Leute in Rußland, die früh ihre Eltern verloren haben, in den vierziger Jahren waren. Weder physische noch moralische Fesseln gab es für ihn; er konnte alles thun, nichts fehlte ihm und nichts band ihn. Er hatte weder Familie noch Vaterland, noch Glauben, noch Not, er glaubte an nichts und erkannte nichts an; aber er war darum nicht nur kein finsterer, gelangweilter, räsonnierender Jüngling, sondern im Gegenteil in steter Begeisterung. Liebe, entschied er, gebe es nicht, und doch erstarb er bei dem Anblick jedes jungen und hübschen Mädchens vor Liebe. Er wußte schon lange, daß Rang und Würden Unsinn seien, empfand aber unwillkürlich Vergnügen, wenn auf dem Balle Fürst Sergej zu ihm trat und ihm Freundlichkeiten sagte. Doch allem, was ihn begeisterte, ergab er sich nur soweit, als es

ihn nicht band; ahnte er nur die Nähe von Mühe und Kampf, die kleinen Plackereien des Lebens, so beeilte er sich instinktiv, sich von dem Gefühl oder der Sache loszureißen und seine Freiheit wieder herzustellen. So hielt er es mit dem Leben in der Gesellschaft, dem Dienst, der Landwirtschaft, der Musik, der er sich eine zeitlang zu widmen gedachte, so auch mit der Liebe, an die er nicht glaubte.

Olenin hat die ganze Zwecklosigkeit seines Daseins eingesehen, aber innerhalb der Verhältnisse, in welchen er lebte, konnte eine Änderung, eine Besserung nicht eintreten; er wußte, daß alles, was hinter ihm lag, nicht das rechte, daß alles etwas zufälliges, bedeutungsloses gewesen sei, und er geht nach dem Kaukasus, um ein neues Leben zu beginnen, das einen Inhalt und einen Zweck hätte. Und auf der langen, langen Reise verfolgen ihn die Träume der Zukunft, „Bilder von Amalat-Beks, Tscherkessinnen, Bergen, Abgründen, schrecklichen Wasserstürzen und Gefahren erfüllen ihn, — alles das stand vor ihm verschwommen, nicht klar; aber der lockende Ruhm, der drohende Tod bilden den Hintergrund des Interesses der Zukunft. Ein beglückendes Gefühl ist ihm die Loslösung von Moskau, das in immer größerer Ferne hinter ihm liegen bleibt; das Gefühl, alles Vergangene abgestreift zu haben, rei zu sein von der Moskauer Umgebung, beglückte ihn; ‚die Menschen, die ich hier sehe" — waren seine Gedanken — „sind nicht die Menschen; keiner kennt mich hier und keiner hat jemals in der Gesellschaft in Moskau gelebt, in welcher ich gelebt habe, keiner weiß etwas von meiner Vergangenheit und keiner von jener Gesellschaft dort erfährt etwas von dem, was ich unter diesen Menschen treibe."

Das ist der Anfang eines neuen Lebens, der Bruch mit allem, was war und was für alle Ewigkeit hinter ihm liegt. Seelisch und körperlich kräftigt die neue, frische Umgebung den jungen Moskowiten.

Er ist in das Haus des Kosakenfähnrichs Ilija Wassilewič gekommen, in dem als Hausfrau und Mutter Ulitka waltet, von ihrer reizenden Tochter Marianka unterstützt. Olenin hatte geglaubt, daß die kaukasische Kriegerschaft als Kriegskameradschaft mit Freuden aufgenommen werden würde, und erst Onkel Jeroschka muß ihn belehren, daß der Russe dem Kosaken weit weniger gelte, als der Tatar. „Wer nicht Soldat ist, den halten sie noch für einen Russen," die Soldaten aber halten sie nicht für Menschen, und auch Olenin muß das erfahren. „Die Pest dir in dein zerkratztes Maul!" das ist der Gruß, mit dem Mutter Ulitka ihm die Thür öffnet. Ich brauch dein heidnisches Geld nicht, — als ob ich nie Geld gesehen hätte! Mit Tabak die Stube vollschmutzen und Geld zahlen — solch ein heidnischer Teufel!" Bald aber gewöhnt sich die Familie an ihn. Der Fähnrich war in Rußland gewesen, er war Schullehrer und Edelmann, ein gebildeter Kosak; er sucht in einer seltsamen, mit Anzeichen der Bildung gespickten Rede das Einvernehmen mit Olenin herzustellen, die Schimpfreden seiner Frau wieder gut zu machen und überläßt ihm schließlich für gute Zahlung ein schlechtes Zimmer. Drei Monate ist Olenin im Kaukasus und hat mit Lukaschka, dem tüchtigsten der jungen Kosaken nähere Bekanntschaft gemacht und mit Jeroschka, einem alten geschickten Jäger und einem gescheiten Kerl, der ihm mit seiner Bauernphilosophie gefällt, innige Freundschaft geschlossen. Jeroschka führt

ihn in das Leben der Kosaken ein, er streicht mit ihm durch Wald und Flur, sie schießen Fasanen und Eber, hören in nächtlicher Stille unter freiem Himmel Schakale und Eulen, sitzen um den Ofen herum, singen und schwatzen, und dieses mehr körperliche Leben in der freien Natur, wie die harmlose Unterhaltung mit diesen von dem übertünchten Formenleben freien Menschen ruft eine förmliche Umwandlung in Olenins ganzem Wesen hervor.

„Olenin erschien äußerlich als ein ganz anderer Mensch. Statt der rasierten Backen bedeckte diese und die Lippen junger Haarwuchs. Statt des durch Nachtschwärmen abgespannten Gesichts zeigte sich jetzt auf den Wangen, auf der Stirn, hinter den Ohren gesunde, rote Farbe, statt des neuen, sauberen Fracks trug er jetzt einen weißen schmutzigen Tscherkessenrock mit breiten Aufschlägen und Waffen, sein ganzes Äußere atmete Gesundheit, Frohsinn und Selbstzufriedenheit.“ Äußerlich und innerlich verändert, glaubte Olenin an dem Anfang eines neuen Lebens zu stehen; er empfand das Jugendgefühl rechenschaftsloser Lebensfreude. Die alten Moskauer Erinnerungen waren fortgewischt und eine neue Bahn lag vor ihm, auf der es noch keine Fehltritte gab. Dieses neue Leben hatte nicht so begonnen, wie er es sich vorgestellt hatte; aber es war doch über Erwarten gut.

In innigem Verkehr mit Onkel Jeroschka wurden alle seine Vorstellungen andere. Jeroschka, ein Bauernphilosoph von dem Schlage des Anzengruberschen Wurzelsepp und Steinklopferhans, war sein Lehrer geworden in der Betrachtung des Lebens, des Glückes. Jeroschkas Philosophie war kurz und bündig: „Alles hat Gott dem Menschen zur Freude gemacht; Sünde giebt es in nichts.

Nimm, wenn nicht anders, das wilde Tier z. B.; es lebt in tatarischem Schilf und in unserem Schilf, wo es hinkommt, ist sein Haus, was Gott giebt, das frißt es." Wenn nun der Mullah oder der Kadi sagt: Ihr Ungläubigen hinaus, was eßt ihr? — so heißt das: jedermann hat ein anderes Gesetz, und das ist nach Jeroschkas Ansicht „Lüge". Die Vorsänger haben das alles erfunden. „Du stirbst und auf Deinem Hügelchen wächst Gras, das ist alles." Die schlichten Worte Jeroschkas, die trotz ihrer Einfachheit und der groben Form, in der er sie vorträgt, eine tiefe Wahrheit enthalten, führen Olenin auf den rechten Weg zum Glück.

Er verglich sein früheres Leben mit dem neuen und empfand einen Widerwillen gegen den anspruchsvollen Egoismus, der ihn bisher beherrscht hatte. Da ging es ihm auf: das Glück liegt darin, für andere zu leben. In den Menschen ist das Bedürfnis nach Glück gelegt, folglich ist es berechtigt. Aber indem man es egoistisch befriedigt, d. h. indem man für sich Reichtümer, Ruhm, Bequemlichkeiten des Lebens, Liebe sucht, können sich die Umstände so gestalten, daß man diese Wünsche nicht befriedigen kann. Darum sind diese Wünsche unberechtigt, nicht aber das Bedürfnis nach Glück. Welche Wünsche aber können unabhängig von äußeren Umständen befriedigt werden? Liebe, Selbstverleugnung.

Mit geschärfter Beobachtung verfolgt er nun alles, was ihn umgiebt. Lukaschka, der glücklich dahin lebt in den überkommenen Vorstellungen eines von der Kultur unberührten Volkes, ist glücklich, und was ist seine Beschäftigung? Ein beständiger Kampf, der beständige Wunsch,

den Gegner zu töten. Er tötet Menschen und ist glücklich und zufrieden, als ob er eine vortreffliche That vollbracht habe; er begreift nicht, daß das Glück nicht darin besteht, andere zu töten, sondern darin, sich für andere zu opfern. Und indem er sich mit Lukaschka vergleicht, geht ihm allmählich der große Unterschied zwischen den Bedürfnissen des einen und des anderen auf. Diese Welt ist nicht wieder zurückzuerobern. Was hatte ihm an diesen Menschen so sehr gefallen? Was war der Grund ihres ungestörten Glückes? Sie leben wie die Natur lebt, „sie sterben, werden geboren, verbinden sich, werden wiedergeboren, raufen, trinken, essen, freuen sich und sterben wieder, und kennen keine andere Bedingung als die unabänderliche, welche die Natur der Sonne, dem Grase, dem Tiere, dem Baume gesetzt hat — andere Gesetze haben sie nicht.“ Und Olenin überkommt der Gedanke, alles von sich zu werfen, was noch von alten Vorstellungen in ihm lebt. Bei den Kosaken zu bleiben, eine Hütte, Vieh zu kaufen, ein Kosakenmädchen zu heiraten, mit Onkel Jeroschka auf die Jagd, auf den Fischfang zu gehen und mit den Kosaken die Streifzüge mitzumachen. Mit dem vollen Ernst erwägt er diesen Gedanken: „Ist der Wunsch, ein einfacher Kosak zu sein, am Busen der Natur zu leben, niemandem Schaden und den Menschen hier noch Gutes zuzufügen etwa thörichter, als meine früheren Wünsche?“ Nur eine dunkle Erkenntnis davon, daß er das Leben Lukaschkas und Jeroschkas doch nicht würde leben können, weil er ein anderes Glück suche, hält ihn von dem entschiedenen Schritte zurück. Und mit voller Klarheit wird das Gefühl für ihn zur Überzeugung, durch sein Verhältnis zu Marjanka, dem schönen Töchterchen

des Fähnrichs, und seiner Frau Ulitka. Zweierlei sind die Beziehungen des Mannes zum Weibe und „ihm schien es, als könnten zwischen ihm und ihr weder die Beziehungen stattfinden, welche zwischen ihr und dem Kosaken Lukaschka möglich sind, noch weniger aber diejenigen, welche zwischen einem reichen Offizier und einem Kosakenmädchen vorkommen.“ Hätte er so handeln wollen, wie seine Kameraden, er hätte für Genuß Qualen, Enttäuschungen, Reue eingetauscht. So waren seine Beziehungen zu dem Mädchen für ihn schon eine That der Selbstverleugnung. Er lebte Monate lang neben ihr; anfangs wollte er gar nicht glauben, daß er dies Mädchen je würde lieben können. Sie war ihm wie die Natur selber, wie die Schönheit der Berge und des Himmels, an welchen man sich erfreut, ohne sie zu begehren. Kein Gefühl der Liebe war's; Olenin empfand, wenn er sie nicht sah, das Verlangen nach der Ehe, aber ihre Nähe gab ihm Ruhe. Ein Mädchenabend, d. h. ein Vergnügen, wie es sich die Offiziere mit den Kosakenmädchen zu bereiten pflegen, brachte ihn Marjanka näher. Durch den Scherz eines Kameraden blieb er und das Mädchen allein im dunklen Zimmer zurück. Von einer übermächtigen Gewalt ergriffen, zog er sie an sich und küßte sie auf Stirn und Wange. „Alles dummes Zeug, was ich früher gedacht habe — die Liebe und die Selbstverleugnung und Lukaschka. Es giebt nur ein Glück und wer glücklich ist, hat Recht“, schoß es Olenin durch den Kopf. So wurde sie aus dem fremden aber erhabenen Gegenstand der äußeren Natur für ihn ein menschliches Wesen; er suchte ihr zu begegnen, sprach öfter mit ihr und saß ganze Abende bei der Kosakenfamilie. Endlich sprach er ihr auch von seiner

Liebe, und immer näher trat ihm der Gedanke, sie zu seiner Frau zu machen. Wollte er ihr aber gefallen, so mußte er wie der Kosak Lukaschka werden, Pferde stehlen, sich betrinken, Lieder singen, Menschen töten, betrunken zur Nacht durchs Fenster zu ihr steigen, — das aber konnte er nicht. „Ich konnte mich selbst und meine verwickelte, unharmonische, mißgestaltete Vergangenheit nicht vergessen." Es ward ihm zur furchtbaren Überzeugung, daß das für ihn allein denkbare Glück auf Erden unerreichbar für ihn war. „Sie ist glücklich, sie ist wie die Natur gleichmäßig ruhig in sich selbst, und ich, verrenktes, schwaches Wesen, kann nicht verlangen, daß sie meine Mißgestalt und meine Qualen verstehe." Das Gefühl der Liebe verdrängt in ihm die kaum gewonnene Überzeugung, daß das Glück in der Selbstverleugnung liege, und er sucht sich von der Reinheit seines Gefühls zu überführen. „Vielleicht liebe ich in ihr die Natur, die Verkörperung alles Schönen in der Natur, aber ich habe keinen Willen, sondern durch mich liebt sie eine elementare Kraft; die ganze Welt Gottes, die ganze Natur preßt mir diese Liebe in die Seele und spricht: liebe! Ich liebe sie nicht mit dem Verstande, mit der Phantasie, ich liebe sie mit meinem ganzen Wesen; indem ich sie liebe, fühle ich mich als untrennbarer Teil der ganzen, glücklichen Gotteswelt."

Marjanka aber hatte ihr Herz an den Kosakenburschen gehängt. Sie war freundlich gegen Olenin, Verständniß aber für die Liebe des jungen Offiziers kam ihr nicht. Und als sich Olenin endlich ein Herz faßt, das entscheidende Wort mit ihr zu sprechen, antwortet sie ihm mit einer harmlosen Frage, die ihm die ganze Kluft, die

zwischen ihnen liegt, mit einem Male in erschreckender Helle zeigt.

„Nimm den Lukaschka nicht, ich werde Dich heiraten.“

„Du willst mich heiraten?“ — sie sah ihn ernst an und ihre Furcht schien zu schwinden.

„Marjanka, ich werde wahnsinnig, ich bin außer mir; was Du befiehlst, das thue ich . . .“ und weitere sinnlose Worte folgten unwillkürlich.

„Was schwatzest Du!“ unterbrach sie ihn plötzlich und ergriff die Hand, die er ihr hinhielt. Sie stieß sie nicht weg, sie drückte sie kräftig mit ihren starken nervigen Fingern.

„Heiraten denn Herren Kosakenmädchen? Geh doch!“

„Willst Du? Ich . . .“

„Und was fangen wir mit Lukaschka an?“ fragte sie ihn lachend.

Er entriß ihr seine Hand und umschlang heftig ihren jugendlichen Körper, aber wie eine Hündin sprang sie auf, entwand sich ihm und lief nach der Treppe hinaus.

„Heiraten denn Herren Kosakenmädchen?“ — in diesen schlichten Worten sprach sie denselben Gedanken aus, den er im qualvollen Seelenkampf schwer hatte ererringen müssen. Den Gedanken, daß der Mensch die Voraussetzungen seiner Vergangenheit nicht durch bloßes Wollen hinwegtilgen könne, um ein neues Leben zu beginnen, das ihm als das glückliche erscheint.

Kurz darauf ward Lukaschka von einem feindlichen Krieger schwer verwundet und starb. Wieder nähert sich Olenin dem Mädchen.

„Warum weinst Du, was ist Dir?“

„Was?“ wiederholte sie mit grober und rauher Stimme. „Kosaken sind getötet worden, siehst Du das?“

„Lukaschka?“ fragte Olenin.

„Geh fort, was willst Du?“

„Marjanka!“ sagte Olenin, sich ihr nähernd.

„Nichts erhältst Du von mir, niemals!“

„Marjanka, sprich nicht so!“ bat Olenin.

„Geh fort, Verhaßter!“ schrie das Mädchen, stampfte mit dem Fuß und näherte sich ihm drohend; solchen Widerwillen, solche Verachtung und Bosheit drückte ihr Gesicht aus, daß Olenin plötzlich begriff, er habe hier nichts zu hoffen.

Sofort begab er sich zum Kommandeur der Rotte und bat um seine Versetzung zum Stabe. Von Niemandem nahm er Abschied, nur Onkel Jeroschka gab ihm das Geleit. Wieder stand, wie bei seiner Abreise aus Moskau, ein Dreigespann vor der Thür, diesmal aber war es nicht die Hoffnung auf den Beginn eines neuen Lebens, was er auf die Reise mitnahm. Im Augenblick, da der Wagen abfuhr, trat Marjanka aus der Thür heraus, sah ihm gleichgültig nach, verneigte sich und ging vorüber.“

* * *

In den „Kosaken“ ist ein Stück eigenen Seelenlebens zur Dichtung gestaltet. So gegenständlich und von Persönlichem frei das Kunstwerk sich darbietet, die Person Olenins deckt sich doch vollkommen mit der Persönlichkeit des Dichters. Ein Gedanke beschäftigt Olenin unaufhörlich: der Gedanke nach sittlicher Vervollkommnung. Mit ehrlicher, rücksichtsloser Selbstprüfung sucht er die Schlacken seines Wesens auszuscheiden und alles

Zufällige, was er in der Welt der Kultur aufgenommen, zu entfernen. Im Volke findet er diejenigen Eigenschaften, welche die Vorbedingungen des Glückes sein könnten, und mit unüberwindlichem Schmerz empfindet er, daß die Rückkehr zu den schlichten Tugenden des Volkes eine Unmöglichkeit ist.

Diese zwei leitenden Gedanken, die schon in den allerersten Schöpfungen des Dichters deutlich wahrnehmbar sind, gehen fortan durch alle seine Werke. Der Gedanke der Vervollkommnung des eigenen Ichs durch die Überwindung des Vorurteils des Kulturlebens und die Überzeugung, daß dort, wo die Kultur noch nicht hingedrungen ist, Tugenden leben, die wir uns, die sich die Gesamtheit der Gebildeten aneignen müßte. Dem ersten Gedanken entspringt die tiefgehende Beobachtung des Seelenlebens Olenins, dem zweiten die liebevolle Charakterisierung der Leute aus dem Volke, des Fähnrichs Ilija Wassilewič, seiner Frau Ulitka, des tapferen Kosakenmädchens, Lukaschkas und des Onkels Jeroschka. Ilja Wassilewič ist im Dorf der Gebildetste; er war in Rußland gewesen, er war Schullehrer und er war vor allem Edelmann. Er drechselt seine Rede, um sich von den Ungebildeten zu unterscheiden; aber die Unklarheit, mit der er sich ausdrückt, verrät die Unsicherheit seines geringen Wissens und das mangelnde Selbstvertrauen. Sein Äußeres, das verbrannte Gesicht, die groben Hände, die rote Nase verraten, daß er zu derselben Menschenklasse wie seine Umgebung gehört.

Ulitka ist eine Kosakenfrau wie andere, sie besorgt das Haus, sie beherrscht es auch; auch die Landwirtschaft ist ihrer Obhut anvertraut und sie führt sie mit Hilfe

ihres Töchterchens Marjanka so gut, daß die Familie zu den wohlhabenden zählt.

Lukaschka, in dem jugendlichen Alter von zwanzig Jahren, ist ein durch physische und moralische Kraft ausgezeichneter Kosakenjüngling. Sein größter Stolz ist, Kosak zu sein. Ist er auch nicht schön, so ist doch seine ganze Erscheinung stattlich, und aus seinem lebhaften Auge spricht das Bewußtsein, daß er alle seine Kameraden an Tapferkeit überrage. Die Mädchen mögen ihn alle gern, und das schönste im Dorf, Marjanka, ist seine versprochene Braut.

Onkel Jeroschka war in jungen Jahren der tapferste, in tausenden von Abenteuern gestählte und berühmte Kosak gewesen, das beste Roß war sein, der beste Dolch gehörte ihm; im Jagen übertraf er alle Genossen und galt es ein kühnes Wagnis, so ward Jeroschka gewählt, es auszuführen. Die Mädchen liebten ihn, weil er ein rechter Held war, ein Säufer, ein Dieb, der die Pferdeherden zu erschleichen verstand, ein Sänger, ein Jäger, kurz ein Bursch, der zu allem zu brauchen war. Nun ist er der Allerweltsfreund und singt und geht wie in jungen Jahren mit jedem, der ihm freundlich zuspricht. Das abenteuerliche Leben hat ihn zum Philosophen gemacht, und seine schlichte, gesunde, ganz selbständig gefundene Lebensanschauung hat in ihrer Einfachheit etwas Imponierendes. Jeroschkas „das Gras wächst auf deinem Hügelchen, das ist alles“ erinnert, wie die Weisheit des Steinklopferhannes in Anzengrubers Kreuzelschreibern: „S'kann dir nix g'schehn“ an die letzten Schlüsse ernster Denker. — In der Gestalt dieses Jeroschka hat Tolstoj seinen Diener, Freund und Jagdgenossen Jepiška verewigt.

Das Leben dieser Menschen aus dem Volke in ihrer engen, beglückenden Beschränktheit und die inneren Kämpfe Olenins, der aus einer anderen Welt hierhergekommen, um ein neues Glück zu suchen, wird bis ins Kleinste mit getreuer Nachahmung der Wirklichkeit geschildert. Jedes Pathos ist vermieden, nichts als die von jedem Auge zu beobachtenden Züge wirklichsten Lebens verwendet der Dichter, um seinen Gedanken von dem ewigen Streben nach sittlicher Vervollkommnung auszudrücken. Die Ich-Form ist aufgegeben, die Kraft der Darstellung ist bis zu dem Grade erstarkt, daß der Dichter auch das Selbst-Erlebte in eine Entfernung zu rücken und es wie ein Fremdes wiederzugeben vermag. Die „Kosaken" sind die reifste Frucht der ersten Schaffensperiode Leo Tolstojs. — —

Tolstoj trug sich lange mit dem Plane, einen zweiten Teil der Kosaken zu schreiben. Man kann sich nicht recht vorstellen, wie die Erzählung fortgesetzt werden sollte, und welche Lebensschicksale Olenins in Beziehungen gebracht werden sollten zu seinen Erlebnissen im Kaukasus. Vermißt man in den Jünglingsjahren die Darstellung der reiferen Entwicklung Irtenjews, erkennt man in dem Morgen eines Gutsbesitzers den Teil eines großen Ganzen — die „Kosaken" erscheinen so abgeschlossen, daß es schwer wird, eine Fortführung hinzuzudenken. Man wundert sich darum nicht, daß der Plan unausgeführt blieb. Ein zweiter Teil hätte leicht das schöne Ebenmaß des Werks zerstören können, ohne seine Wirkung zu verstärken oder zu vertiefen.

IV.

Sewastopol.

An der Donau. Sewastópol. — Sewastópol im Dezember. — Sewastópol im Mai. — Sewastópol im August.

Fort, auch hier ist das Glück nicht, klang es in der Brust Tolstoj-Olenins. Fort! Es war nur eine Täuschung und das unbestimmte Sehnen nach etwas Unerreichtem, das Streben nach Erkenntnis und Wahrheit, das weltschmerzlich den jungen Geist bedrückte, das Bedürfnis, die sittliche Begründung seiner Handlungen zu finden, das qualvolle Bewußtsein, weit, weit von dem Ziele, jetzt vielleicht weiter noch davon entfernt zu sein, als zur Zeit des Abschieds von Moskau, trieb den jungen Offizier aus dem Gebirgslande fort, zurück in die Heimat.

Die politischen Verwickelungen hatten inzwischen einen Krieg gereift. Am 18. Mai 1853 hatte Menšikow, der Gesandte des Zarenreichs, die diplomatischen Beziehungen mit der Türkei abgebrochen. Schon am 31. kündete Rußland dem Sultan die Besetzung der Donau-Fürstentümer an, und am 2. Juli überschritten russische Heere den Pruth und besetzten die Moldau. Omer Pascha trat ihnen entgegen. Am 28. Oktober setzte er bei Widdin

über die Donau, und während die europäischen Großmächte über ihre Stellung zu Kaiser Nikolaus Unterhandlungen pflogen, erfolgte am 4. November 1853 die türkische Kriegserklärung. Die Ereignisse nahmen einen furchtbar schnellen Verlauf. Am 30. November 1853 vernichtete Nachimow, der russische Admiral, die türkische Flotte bei Sinope. Der Sieg der Russen rief die Westmächte zum Handeln auf, und die verbündeten Franzosen und Engländer erklärten dem Zarenreich den Krieg. Es ist der blutige Krieg, dem die Geschichte nach seinem Schauplatz den Namen des Krimkriegs gegeben, und der dem erstaunten Europa die innere Haltlosigkeit des Zarenreichs mit furchtbarer Deutlichkeit vor die Augen geführt hat. Der Urheber all des Unheils war noch vor dem entsetzlichen Ende aus der Welt geschieden. Nikolaus I. starb am 19. Februar (2. März) 1855 im sechzigsten Lebensjahre, geistig und körperlich vom Greisenalter noch verschont. Er hatte Tags vorher die Nachricht erhalten, daß Liprandi am 18. Februar von den Türken, von den mißachteten, verspotteten Türken, bei Eupatoria eine starke Niederlage erlitten habe. Schwerleidend — so lautet die eine Überlieferung, die andere klingt noch unheilvoller — hatte er trotz der Warnungen der Ärzte bei entsetzlicher Kälte eine Musterung abgehalten und war totkrank in den Winterpalast zurückgekehrt. Sein Leibarzt nannte sein Verfahren einen Selbstmord.

Leo Tolstoj hatte noch in den Vorstadien des gewaltigen Völkerringens um die Versetzung zu dem Teile der Armee gebeten, welche unter dem Fürsten Michael Dmitrijewič Gorčakow an der Donau stand. Zum Winter 1853 war Tolstoj wieder in Jasnaja. Nicht

blos die Tante Jorgolskaja freute sich hier mit ihm. Alle seine Brüder waren auf seinem Gute und ein gemeinsamer Freund Perfiljew. Erst nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat ging er über Bukarest, wo er einige Tage des Dezembers verweilte, zur Donau-Armee ab. Der Erfolg der Gorčakowschen Truppen war ein sehr geringer. In den ersten Monaten des Jahres 1853 bemühten sie sich vergeblich, die Türken aus Kalafat diesseit der Donau zu vertreiben. Am 4. November gelang es dem kühnen Omer Pascha sogar, sich auf dem Norduser des Flusses festzusetzen und die Russen bei Oltenizza zurückzuschlagen. Unter den Offizieren des überwundenen Heeres war auch Leo Tolstoj.

Von Ende April bis Juli 1854 lagen die russischen Truppen vor den Mauern und Wällen von Silistria. Aber die Tapferkeit Mussa Paschas und die Geschicklichkeit des preußischen Artillerieoffiziers Grach schlug alle Stürme der Russen ab und nötigte, da inzwischen auch feindliche Truppenlandungen bei Gallipoli und Varna erfolgt waren, den russischen Befehlshaber, sein geschwächtes Heer über die Donau und dann über den Pruth zurückzuführen.

Von Silistria kam Tolstoj nach Jassy, von Jassy ging er nach der Krim, nach Sewastópol.

Sewastópol war, wie bekannt, die gewaltigste Seefestung an der Küste des Schwarzen Meeres, und die Übermacht der Verbündeten hatte elf Monate mit russischer Zähigkeit und Tapferkeit zu ringen, ehe dieses Thor zum Süden Rußlands geöffnet wurde. Am 5. September begann die Einschiffung der Verbündeten. Den Oberbefehl über die Russen hatte Fürst Menšikow. Um den Angriff von der Seeseite her durch die Einfahrt in

den Busen, welchen die beiden Forts „Konstantin“ und „Alexander“, das erste im Norden, das zweite im Süden, deckten, zu vereiteln, versenkten die Russen am 23. September ihre ganze Flotte. Während die Verbündeten um die Annäherung rangen, gelang es der Kunst des Obersten Totleben, die Festung durch Aufführung von Forts und Bastionen zu einer fast uneinnehmbaren zu machen. Die fortgesetzte Beschießung mit ihren Opfern an Menschenleben, die Abschneidung der Zufuhr von Lebensmitteln und die gänzliche Ermattung des russischen Heeres führten endlich am 27. August 1855 nach einem furchtbaren Sturmangriff zur Übergabe Sewastópols. Der Tapferkeit und Opferfreudigkeit der russischen Truppen, der Matrosen wie des Landheeres, wird auch von den Feinden die Bewunderung nicht versagt. Mit Unermüdlichkeit folgten sie den Anordnungen des leitenden Ingenieurs Totleben. Alles arbeitete an den Befestigungen der Stadt, die ganze Bevölkerung, von Vaterlandsliebe beseelt, half den Kriegern; Frauen und Kinder standen ihnen nicht nach; selbst Sträflinge, die man aus den Gefängnissen entlassen hatte, nahmen an der allgemeinen Arbeit teil. Wochen und Monate lang schwebte der Tod über den Straßen der Stadt. Bomben und Kanonenkugeln pfiffen durch die Luft. Ein ununterbrochenes Knattern der Gewehre raubte den Einwohnern die Ruhe. Am stärksten tobte der Kampf um den Malachow-Hügel, durch Natur und Kunst den festesten Teil Sewastopols.

Der Offizier Leo Nikolajewič Tolstoj nahm an allen diesen Gefahren thätigen Anteil. Sein Platz war an der allergefährlichsten Stelle, in der vierten Bastion: es gab kaum eine Stunde, in der hier nicht die Todesgefahr über

den Häuptern der Besatzung schwebte. Und trotz der ununterbrochenen Unruhe fand der Dichter die Stimmung zu dem ersten seiner Kriegsbilder aus der Krim: „Sewastópol im Dezember.“ Oder war es gerade die Erregung des Tages, welches die kleine Skizze zum Meisterwerke machte?

Tolstoj war bei den Kameraden geachtet und beliebt. Er war ebenso sehr als ein tüchtiger Soldat geschätzt, wie als der liebenswürdigste Genosse, wenn es galt, die Stunden der Muße lustig zu vertreiben.

„Mit seinen Erzählungen und rasch extemporierten Gedichten,“ so schildert ihn einer seiner Batterie-Kameraden, ein Obrist, „begeisterte der Graf alle und ließ uns die schwersten Strapazen des Krieges vergessen. Er war im vollsten Sinne des Wortes die Seele unserer ganzen Batterie. War er in unserer Mitte, so merkten wir gar nicht, wie die Zeit verging; war er abwesend (was ziemlich oft geschah, da er gern kleine Abstecher nach Simferopol machte) so ließen sämtliche Kameraden die Nasen hängen. Endlich kehrte er zurück — ganz wie der verlorene Sohn — finster, abgemagert, unzufrieden mit der ganzen Welt. Dann nahm er mich bei Seite und fing eine Generalbeichte an. Alles pflegte er zu erzählen: wie hoch er gespielt und wieviel er getrunken hatte, wo er die Tage und auch wohl die Nächte verbracht u. s. w. Dabei kränkte und quälte er sich wegen seiner Verworfenheit und litt an Gewissensbissen, als ob er Gott weiß welche Verbrechen verübt hätte. Ordentlich Mitleid mußte man mit dem armen Kerl haben. Solch ein Mensch war er! Mit einem Wort ein seltsamer Mensch; aufrichtig gesagt, konnte ich ihn nicht ganz verstehen.

Jedenfalls aber war er ein vortrefflicher Kamerad, eine ehrliche Seele und ein goldenes Herz. Wer jemals in seine Nähe gekommen war, mußte ihm gut sein und konnte ihn nicht vergessen."

Während die Truppen die furchtbarsten Leiden mit beispielloser Ausdauer trugen, las das entzückte Rußland die poetische Schilderung ihres Heldenmuts in der dichterischen Gestaltung eines Kampfgenossen. Auch Kaiser Nikolaus war von dem Werke des jungen Offiziers begeistert. Er gab sofort Befehl, ihn von der vierten Bastion zu entfernen, damit das Leben eines zukunftsreichen Talents geschont werde, und aufmerksam „das Schicksal dieses jungen Mannes im Auge zu behalten" (slêditj za žiznju etogo mołodogo čełovêka) — wie sich Tolstoj selbst Schuyler gegenüber einmal ausdrückte. Leo Tolstoj wurde im Mai auf die Flanke nach Belbek, an der rechten Seite des Flüßchens Belbek, versetzt und zum Kommandeur der Bergbatterie ernannt. Auch hier wußte er die Erfüllung seiner Soldatenpflicht mit dem Berufe des Dichters zu vereinigen. Nicht blos „Sewastópol im Mai" entstand in dieser Zeit. Noch eine zweite Erzählung, eine Frucht der kaukasischen Erlebnisse („Der Holzschlag"), wurde mitten im Getümmel ununterbrochener Kämpfe aufs Papier geworfen.

Am 4. (16.) August 1855 führte er seine Batterie in dem Treffen an der Černaja. Kurz vorher war Baron P. A. Vrevskij nach der Krim gekommen. Er brachte einen Befehl Alexanders II. an den zögernden Fürsten Gorčakow, sofort einen Kriegsrat zu berufen und dessen Entscheidung Folge zu geben. Der Kriegsrat beschloß den Versuch, die Position der Verbündeten im

Süden und Osten von Sewastópol durch einen Flankenangriff zu durchbrechen. Aber General Faucher warf wiederholt die russischen Streitkräfte zurück, und gewann das Flußufer nebst der Černaja-Brücke im Rücken der Russen. Eine unglückliche Episode aus dieser blutigen Schlacht wirkte auch auf die Lebensschicksale des jungen Artillerie-Offiziers Tolstoj entscheidend ein. Durch einen mißverstandenen Befehl der Oberleitung irregeführt, unternahm General Read den tollkühnen Versuch, die Fedjuchinhöhen zu stürmen, und trieb mit mehr Wagemut als Einsicht seine tapferen Regimenter in den sichern Tod.

Wenige Tage darauf sangen die Truppen von Sewastópol ein Spottlied auf das unvernünftige Vorgehen ihrer Führer, und man raunte sich leise in die Ohren, Leo Nikolajewič Tolstoj habe es verfaßt. Laut nennen durfte man natürlich den Dichter nicht. Und Tolstoj war es auch wirklich gewesen, der über das tollkühne Wagnis, dessen Mißlingen vorauszusehen war, in bitteren Strophen gespottet hatte. Das Lied entstand im Lager, zufällig, als die Idee einer Gesamtheit. Die Offiziere der Batterie waren um die Wachtfeuer gelagert. Da kam einem der Gedanke eines Rundgesangs. Jeder sollte, die Reihe um, eine Strophe machen. Aber es wollte nicht glücken; was da in der Laune des Augenblicks zu stande kam, war nicht wert, daß man es im Gedächtnis behielt. Am andern Tage brachte Tolstoj den Kameraden sein Gedicht. Er las es unter jubelndem Beifall, der Chor sang es lustig nach, und im ganzen Heere von Sewastópol klang es tausendfältig wieder.

Das Lied fehlt in allen Ausgaben von Tolstojs Werken. Es ist im Tone des soldatischen Volkslieds

gehalten und erinnert an die späteren Lieder des Füsiliers Kutschke aus dem deutsch-französischen Kriege. Hier ist sein Wortlaut und der Versuch einer deutschen Übersetzung:

Wie am 4. des August Uns der Teufel kitzeln mußt Daß wir Berge plündern! Daß wir Berge plündern!	Kakъ četvertago čisla Nasъ nelegkaja nesla Gory obiratь, Gory obiratь!
Baron Wrevskij, der General, Lag wohl an die hundertmal :,: In den Ohren Gorčakow. :,:	Baron Vrevskij-generał Kъ Gorčakovu pristavał :,: Kogda podъ šofe. :,:
Fürst, o folget meinem Rate, Führt nicht erst mit mir Debatte, :,: Stürmt Fedjuchin-Höh! :,:	„Knjazь vozьmi ty etu goru, Ne vchodi so mnoju vъ ssoru, :,: Ne to donesu. :,:
Und zum Rat zusammentraten All die Häupter der Soldaten :,: Und der Platzmajor. :,:	Sobiralisь na sovêty Vsê bolьšija epolety :,: Daže płacъ Bekokъ. :,:
Und der Platzmajor Bekok Saß so stumm wie'n Ladestock, :,: Wußte nichts zu sagen. :,:	Policmejsterъ płac-Bekokъ Nikakъ vydumatь ne mogъ, :,: Čto emu skazatь: . . . :,:
Lange saßen sie beraten, Und die Topographen thaten :,: Fleißig alles zeichnen. :,:	Dołgo dumali-gadali, Topografy vse pisali :,: Na bolšomъ listu! :,:
Zu Papier war alles glatt, Nur den steilen Hohlweg hat :,: Man im Rat vergessen. :,:	Gładko pisano vъ bumagê Da zabyli pro ovragi :,: A po nim choditь: :,:
Zogen aus die Fürsten, Grafen Und die klugen Topographen, :,: Auf die große Schanze. :,:	Vyêzžali knjazja-grafy I za nimi topografy :,: Na bolšoj redutь. :,:

„Auf, Liprandi, nimm die Höh!“
„Fürst, ich mag nicht mit monsieur,“
:,: Sagt er, „in die Schranken.“ :,:

Knjazь skazał: „stupaj Liprandi!“
A Liprandi: „nêtъ sъ atande,
:,: Mołvił, — ne pojdu! :,:

„Mit Verstand wird's hier nicht glücken;
Mußt Read ins Feuer schicken,
:,: Ich will Obacht geben.“ :,:

„Tuda umnago ne nado;
Ty pošli tuda Reada,
:,: A ja posmotrju. :,:

Und kopfüber stürzt Read,
Blindlings folgt ihm der Soldat —
:,: Hurrah, hurrah, vorwärts! :,:

Gljadь Readъ vozьmi da sъ prostu
I povełъ nasъ prjamo kъ mostu
:,: Nu-ka na ura! :,:

Martenau fleht ihn, zu warten
Auf die Kavallerie-Standarten
:,: „Ei doch, laß sie stürmen.!“

Martenau umoljał,
Čtobъ lezertovъ oboždał:
:,: Nêtъ užь pustь idutъ!“ :,:

Hurrah! tönt es mit Gebraus,
Und die Kavallerie blieb aus —
:,: 'S war verfluchte Lüge! :,:

Na ura! my zašumêli
Da lezerty ne pospêli,
:,: Kto-to perevrałъ! :,:

Die Standarte in der Hand,
General Bjelewzow rannt
:,: Vor den Kameraden. :,:

A Bêlevcovъ enerałъ
Krêpko znamja potrjasał:
:,: Vovse ne kъ licu: :,:

Regimenter vor dem Sturm,
Oben aber auf dem Turm
:,: Waren's Kompagnien. :,:

Na Fedjuchiny vysoty
Nasъ prišło vsego tri roty
:,: A pošli połki! :,:

Klein an Zahl war unser Heer,
Der Franzos hat zweimal mehr,
:,: Und Succurs die Tausend. :,:

Naše vojsko nebolšoje,
A Francuza było vtroje
:,: I sekursu tьma! :,:

Tapfer hielten wir den Platz,
Aber nimmer kam Entsatz,
:,: Das Signal ertönte. :,:

Ždali vyjdetъ sъ garnisona
Namъ na vyručku kołonna,
:,: Podali signałъ! :,:

Und N. N., der General,	A tamъ N. N. generalъ
Las Gebete ohne Zahl	Vse akafisty čitalъ
:,: Für die Gottesmutter. :,:	:,: Bogorodicê! . . . :,:
Und wir zogen uns zurück	I prišlosь namъ otstupatь . . .
— — — —	— — — —
:,: Der uns hergeführt. :,:	:,: Kto tuda vodilъ! . . . :,:

„Vom 5. (17.) August an dauerten die Angriffe fast ohne Unterbrechung fort, damit die Russen nicht Zeit fänden, die zerstörten Werke wieder herzustellen und durch den unaufhörlichen Kugelregen die Zahl der Vertheidiger in den Straßen und auf den unbeschützten Stellen gemindert würde. . . . Wie bewunderungswürdig immer die Ausdauer war, welche die Russen der kühnen Tapferkeit der Franzosen und dem kalten Mute der Engländer entgegensetzten, da die Zahl der Todten sich täglich auf mehr als tausend belief, so mußte zuletzt ihre Kraft gebrochen, ihre Energie gelähmt werden. Nachdem vom 25. August (5. September) an ein furchtbares, Tag und Nacht fortdauerndes Bombardement schreckliche Verheerungen angerichtet und gegen 5000 Russen auf den Schanzen und in der Stadt hingerafft hatte, begann am 28. August (8. September) Schlag zwölf Uhr der Hauptsturm." In der Nacht war das Schicksal der furchtbaren Schlacht entschieden. Was noch von Festungswerken in russischen Händen war, ließ Fürst Gorčakow in die Luft sprengen.

Tolstoj war ununterbrochen bei dem Heere geblieben und hatte alle Leiden der Belagerung auf seinem Posten als Kommandeur der Bergbatterie mit durchgemacht. Der Tag der Entscheidung sah auch ihn unter den tapfern Verteidigern der Festungswerke, und in der Nacht, die

ihm folgte, zog auch Leo Tolstoj mit den Mannschaften ab, welche die Stadt hatten räumen müssen.

Er erhielt noch von dem Kommandeur der Artillerie Kryžanowskij den Auftrag, aus den Berichten der Artillerie-Offiziere aller Bastionen einen Generalbericht zusammenzustellen, den er dann selbst nach der Hauptstadt brachte. Denn er wurde gleich nach den blutigen Ereignissen des 28. August (8. September) der Raketen-Batterie zugewiesen und als Kourier nach Petersburg geschickt. Aber ehe noch das schicksalreiche Jahr zur Neige ging, nahm er seinen Abschied. Er legte das Schwert aus der Hand, um hinfort nur noch eine Waffe zu führen, die Feder.

* *
*

Das weltgeschichtliche Ereignis wirkte auf Geist und Herz Leo Tolstojs mächtig ein. Hier war die Kriegführung eine andere als im Kaukasus, hier galt Intelligenz soviel wie Tapferkeit, wenn nicht mehr, hier waren Unterordnung, Gehorsam, Vaterlandsliebe, Begeisterung, wie sie die vermeintliche Verteidigung des angegriffenen Glaubens gegen den Feind der Christenheit eingab, die allgemeinen Tugenden, die den niederen Mann wie den gebildeten Offizier beseelten. Und wenn auch hier wie dort Habgier, Ruhmsucht und Eitelkeit neben ehrlicher Tapferkeit und Aufopferung einhergingen — der schroffe Gegensatz, den der beobachtende Dichter in den Kaukasus-Ländern zwischen den leichtfertigen Höhergestellten und dem ergebenen Soldaten gefunden hatte, war hier einer allgemeinen Stimmung gewichen, die nur einen Gegenstand der Begeisterung kannte: das Vaterland.

Und wieder gestaltet Tolstoj Geschautes und Selbst-

erlebtes in treuer Wirklichkeitsschilderung, scheinbar sogar ohne das bestimmte Ziel künstlerischer Anordnung. Ihm ist nichts gut, nichts böse; nicht zur Nachahmung aneifern will er in seinen Schilderungen der Tapferkeit, nicht abschrecken vom Bösen durch grausige Darstellung des Entsetzlichen, nicht einmal in den einzelnen Personen, die er handeln läßt, Muster kriegerischer Tugenden oder abschreckende Beispiele des Gegenteils vorführen. Die Menschen alle — „können nicht die Übelthäter, noch die Helden der Erzählung sein."

„Der Held meiner Erzählung, den ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, den ich in ganzer Schöne zu schildern bemüht war und der immer schön gewesen ist und immer schön sein wird, ist — die Wahrheit."

Tolstoj wählt mit berechnender Kunst der Steigerung zu seinen Schilderungen Sewastópols drei Momente, welche von entscheidender Bedeutung für den Krieg waren: die Zeit der Entwicklung, die Zeit der Wendung und die des tragischen Abschlusses. „Sewastópol, im Dezember", „Sewastópol im Mai", „Sewastópol im August".

„Sewastópol im Dezember" giebt Bilder aus den ersten Tagen der Belagerung, als der Ort fast noch keine Befestigung und keine Besatzung besaß, aber auch keinen Zweifel hegte, daß er sich gegen den Feind halten werde, aus jenen ersten Tagen, wo Kornilow, den seine kleine Schar umstand, ausrief: „Wir werden sterben, Kinder, aber Sewastópol nicht preisgeben" — und die Soldaten antworteten: „wir werden sterben, hurrah!" — Tolstoj führt uns zu dem Stapelplatz, wir steigen mit ihm in den Kahn und fahren an den versenkten Schiffen vorbei. Der kleine Fährmann zeigt uns den „Konstantin", auf dem noch alle Kanonen

vorhanden sind, und auf dem Kornilow selbst kommandiert hat. Das Schiff gleitet an dem Quai vorüber, auf dem ein buntes Leben herrscht. Wir steigen aus und besuchen die Assemblée; wo einst Fröhlichkeit herrschte, liegen jetzt die Opfer des Krieges, schwer und leicht Verwundete in sorgfältiger Pflege von Samariterinnen. Auch eine Matrosenfrau ist da; sie hat ihrem Manne das Essen auf die Bastion bringen wollen und war von einem Bombensplitter getroffen worden. Auch in das Operationszimmer blicken wir, wo die Ärzte, die Arme bis zum Ellbogen entblößt, mit ernsten, bleichen Gesichtern ihr schweres Amt verrichten. „Was bedeutet der Tod und das Unglück eines einzelnen, so winzigen Wurmes, wie ich, im Vergleich mit all dem Sterben und Verderben rings um mich her!“ entringt sich ein Seufzer der Brust des Erzählers. Ein Leichenzug; im roten Sarge wird ein Offizier unter Musik und wehenden Fahnen zu Grabe getragen. Dann gehen wir in das Gasthaus. Die Offiziere unterhalten sich über die teuern und schlechten Koteletts, über den Ausfall am 24., über den Tod dieses oder jenes Kameraden und über die vierte Bastion, wo es heute wieder einmal furchtbar hergeht. Die Straßen, die dorthin führen, sind nicht mehr bewohnt, die feindlichen Batterien haben hier furchtbar gehaust und drohen täglich mit neuem Verderben. Und doch herrscht überall Ordnung, Ruhe, fester Mut, denn alles ist vorbereitet auf den Tod für's Vaterland. —

Sechs Monate waren vergangen, Tausende von Kugeln, Bomben und kleineren Geschossen waren von den Bastionen zu den Laufgräben, von den Laufgräben zu den Bastionen unaufhörlich hin und her geflogen. Die

Mannschaft und die Bevölkerung hat sich an die ewige Unruhe gewöhnt und trägt mit Gleichmut ihr Schicksal. Auf dem Boulevard spielt wie in Friedenszeiten die Regimentsmusik, und Gruppen von Frauen und Soldaten bewegen sich in festlicher Stimmung um sie herum. Eine von diesen Gruppen bilden vier Offiziere, die natürlich von nichts anderem als von vergangenen und bevorstehenden Kämpfen sprechen. Kapitän Michajlow tritt zu ihnen; er ist zum dreizehntem Male auf die Bastion befohlen, und da er sich freiwillig erboten hat, und die böse Zahl seine schlimmen Ahnungen vergrößert, beherrscht ihn eine unsagbar trübe Stimmung. Darum hat er auch in seiner bescheidenen, aller Bequemlichkeit entbehrenden Wohnung einen Abschiedsbrief an seinen Vater geschrieben, darum hat sein unwirscher, aber treuer Bursche, der in Verehrung und Liebe für seinen Herrn aufgeht, schluchzend seine Hände geküßt, als er das öde Zimmer verließ. — Der Adjutant Kalugin, dem wir auch in der Gruppe begegnen, hat eine hübschere Wohnung; bei ihm herrscht sogar ein gewisser Luxus, und die Offiziere sitzen um seinen Tisch wie daheim zu besseren Zeiten. Aber mitten in die Fröhlichkeit fällt erregend eine Botschaft vom General. Kalugin eilt zu ihm und kommt mit der Meldung zurück, daß etwas wichtiges bevorstehe. Auch in den Straßen macht sich die nahende Katastrophe bemerkbar. Kalugin und Galzin beobachten vom Fenster aus die Bomben, die wie Sterne am Firmament glänzen, und hören das immer stärker anwachsende Gewehrfeuer. Da kommt auch schon ein Offizier, der um Entsatz für seine bedrängte Mannschaft bittet, und Kalugin eilt auf den Kriegsschauplatz. Galzin trennt sich von seinem Freunde

und geht durch die Stadt, die von traurigem Leben erfüllt ist. Von den Bastionen kommen Verwundete, und das Lazareth ist überfüllt. Gerade als Galzin eintritt, wird der Fünfhundertzweiunddreißigste der Pflege der Ärzte übergeben. Auch Kalugin ahnt Böses. Aber Pflichtbewußtsein und Ehrgeiz gebieten der bangen Todesahnung Schweigen, und er nimmt aufrecht seinen Weg, durch das Stöhnen und Ächzen der Verwundeten, zur Blindage. — Michajlow und sein Freund Praskuchin stehen an dem Platz, wo ihre Pflicht sie hinberufen hat. Da schwirrt eine Bombe durch die Luft auf die Bastion zu. Beide stürzen zu Boden; Praskuchin stirbt und Michajlow wird leicht verwundet. Nachdem er zu sich gekommen, eilt er noch einmal zu dem Freunde zurück, er will sich überzeugen, ob er noch zu retten ist. Da er aber wahrnimmt, daß Pruskuchin tot ist, schleppt er sich keuchend wieder zu seiner Kompagnie zurück, die bereits außer dem Bereich der Kugeln ist. Der furchtbare Tag endet mit einem Waffenstillstand; „auf der Bastion und auf den Erdwällen flattern weiße Fahnen, das blühende Thal ist übersäet mit toten Körpern. Die herrliche Sonne senkt sich in das blaue Meer, und zitternd erglänzt seine Flut unter den goldenen Strahlen. Viel tausend Menschen drängen sich dort durcheinander, betrachten sich, sprechen und lächeln miteinander, und all diese Menschen sind — Christen, so da glauben und bekennen das große Gebot der Liebe und Entsagung. Und sie fallen beim Anblick dessen, was sie gethan haben, nicht voll Reue und Buße nieder auf die Kniee vor jenem, der ihnen das Leben gegeben und in ihre Seelen zugleich mit der Liebe für alles Gute die Todesfurcht gelegt hat?“ —

Immer schlimmer ward die Lage der Verteidiger Sewastópols. Elf Monate dauerte die Not schon; immer mehr schwand die Hoffnung auf eine erfolgreiche Abwehr des Feindes, immer tiefer sank der Mut, immer gleichgültiger wurde der Einzelne gegen sich selbst und gegen den Tod seiner Genossen. Am 10. August hatte wieder ein Treffen stattgefunden. Der Offizier Koselzow war von einem Granatsplitter am Kopf verwundet worden. Er hatte sich vom Kriegsschauplatz entfernt, und, kaum geheilt, kaum erholt, kehrt er wieder gegen Ende August nach Sewastópol zurück. Es ist ein furchtbarer Tag, heftiger denn je tobt der Kampf. Im Postgebäude des tartarischen Dorfes Duwanka drängt sich Soldatenvolk und Offiziere. An einem Tisch sitzen ein paar ganz junge Offiziere, Freiwillige, die eben aus dem Pagenkorps entlassen sind, und die zu ihren Regimentern wollen, — und siehe da, als Koselzow sie nach ihrem Bruder fragt, ist es dieser selbst, der ihm Antwort geben kann, denn der siebzehnjährige Wolodja gehört auch zu der Gruppe der Freiwilligen. Er war nicht in die Garde eingetreten, um schneller nach Sewastópol zu kommen. „Ich habe mich eigentlich deshalb freiwillig gemeldet, weil man sich schämt, in Petersburg zu leben, während andere hier fürs Vaterland sterben.“ Und doch überläuft ihn ein Schauer bei dem Gedanken, jetzt „gleich nach Sewastópol unter die Bomben“ zu kommen. — In einer Baracke in der „neuen kleinen Stadt“ (eine Reihe von bretternen Baracken, welche Schiffsleute erbaut haben) treffen die beiden Brüder den Intendanz-Kommissionär, der gerade einen Haufen von Kronsgeldern zählt. Von ihm erfahren sie endlich, wo Wolodjas Batterie und des älteren Koselzow Regiment

steht. An der Seite des erfahreneren Bruders macht Wolodja den gefahrvollen Weg nach den Bastionen. Sie trennen sich am Verbandplatz, wo auch heute wieder, wie immer an den Tagen heftigern Kampfes, furchtbare Szenen sich abspielen. Es war ihr letzter Abschied; denn der junge Offizier steht auf dem gefährlichsten Platz in einer Blindage des Malachow-Hügels und er befehligt die Kanonen an dem schwersten Tage Sewastópols, am 27. August. Es ist der Tag des entscheidenden Sturms. Bis in die zwölfte Stunde hinein hatte das Schießen gedauert. Mit dem Schlage der Mittagsglocke hatte der Sturmangriff auf die zweite, dritte und fünfte Bastion des Malachow-Hügels begonnen. Koselzow ward im Handgemenge mit den Franzosen so schwer verwundet, daß ärztliche Hilfe ihn nicht mehr retten konnte. Das Kreuz in der Hand fragt er noch sterbend den Geistlichen: „Sind die Franzosen zurückgeworfen?“ — und der Geistliche, der dem Sterbenden nicht sagen wollte, daß die französische Fahne auf dem Malachow-Hügel wehte, antwortete ihm mit frommer Täuschung: „Der Sieg ist uns überall treu geblieben.“ — „Gott sei Dank!“ sagte der Verwundete, und einen Augenblick fuhr ihm der Gedanke an seinen Bruder durch den Kopf. „Gebe Gott ihm dasselbe Schicksal!“ dachte er. — Wolodja kommandierte eben noch seine Mannschaft, als die Franzosen die Schanzen hinaufstürmten. Sie vernagelten die Geschütze; keine Verteidigung half. Wolodja lag auf derselben Stelle, wo er gestanden, mit dem Gesicht auf der Erde. Von dem Oberbefehlshaber war die Räumung Sewastópols angeordnet. Die Besatzung von Sewastópol bewegte sich langsam, von undurchdringlicher Dunkelheit

bedeckt, fort von dem Orte, wo sie so viele ihrer tapferen Brüder gelassen, von dem Orte, den sie elf Monate lang gegen einen doppelt so starken Feind gehalten und den sie jetzt auf Befehl ohne weiteren Schwertstreich räumen mußte.

„Lange wird diese Epopöe von Sewastópol, deren Held die russische Nation war, tiefe Spuren in Rußland zurücklassen.“ Der Dichter sagt es im Sinne patriotischer Begeisterung, aber er empfindet es auch wie Schmerz in seiner eigensten, tiefsten Überzeugung. Denn das große Sterben von Sewastópol hat ihn gelehrt, wie winzig das Leben des einzelnen ist gegenüber den Leiden der Gesamtheit, gegenüber den ewigen, weltgeschichtlichen Ideen. Oder sollte der Krieg nicht gar eine Völkerverirrung sein? Die Völker hassen sich nicht, und was sie gegeneinander treibt, was Menschen eines Glaubens, einer Weltanschauung veranlaßt, sich gegenüberzutreten, sind Irrtümer verirrter Führer. Während des Waffenstillstandes verkehrt der Russe und der Franzose aufs Freundlichste mit einander. Die beiden Männer, die sich in dem blühenden Thale, in welchem Haufen entstellter Leichname, tote Russen und Franzosen lagen, begegnen, unterhalten sich wie in der friedlichsten Zeit. „Sind Sie von der Garde?“ — „Nein, ich bin vom sechsten Linienbataillon.“ — „Wo haben Sie das da gekauft?“ fragt der Offizier. — „In Balaklava.“ — „Ein hübsches Ding!“ meint der Offizier. — „Wenn Sie dieses Ding von mir annehmen wollen zur Erinnerung an unsere Begegnung, würden Sie mich sehr verbinden.“ Und der höfliche Franzose reicht mit einer leichten Verbeugung dem Offizier die Zigarrentasche. Dieser überreicht ihm dafür die seine, und alle

in der Gruppe, Franzosen und Russen, scheinen ihre Freude daran zu haben und lächeln. So sprechen die Offiziere mit einander, und die Gemeinen — nun, der gemeine Mann nähert sich dem gemeinen Mann noch schneller. „Ein russischer Soldat bittet einen Franzosen um Feuer für seine Pfeife. Der Franzose pafft, raucht sein Pfeifchen in Glut und schüttet dem Russen Feuer auf.

„Tabak bung?" sagt der Soldat im rosa Hemd, und die Zuschauer lächeln.

„Oui, bon tabac turc und russe tabac bon?" erwidert der Franzose.

„Russ bun" — sagt der Soldat im rosa Hemd, wobei alle Anwesenden sich fast vor Lachen wälzen: „Fransze nicht bun, bunschur mussjo!" fährt der Soldat fort, auf einmal seinen ganzen Vorrat an Sprachkenntnissen erschöpfend. Dabei klopft er dem Franzosen auf den Bauch und lacht. Auch die Franzosen lachen.

„Der Kaftan bun!" fährt der dreiste Soldat abermals fort, indem er die gestickten Schöße der französischen Uniform betrachtet, und lacht wieder.

„Nicht über die Linie treten! Auf die Plätze zurück!" ruft ein französischer Korporal, und die Soldaten gehen mit sichtlichem Mißvergnügen auseinander. —

Wie hier der Offizier neben dem gemeinen Soldaten auftritt, so in der ganzen Schilderung der Kämpfe von Sewastópol. Und wenn auch nicht wie in den kaukasischen Erzählungen ein Gegensatz zwischen Offizieren und Mannschaften beabsichtigt wird, die den Offizier herabsetzen soll, so wird doch überall die Vorliebe des Dichters für das Volk offenbar. Das Volk leidet nach Tolstojs Anschauung dadurch, daß man die großen Schätze, die in

ihm ruhen, nicht kennt. Selbst diejenigen, die im täglichen Verkehr mit ihm die schlichten Tugenden des gemeinen Mannes kennen sollten, gehen blind an ihnen vorüber, weil überkommene Vorurteile ihren Blick abgestumpft. Selbst der Offizier unterschätzt die Tüchtigkeit seiner Soldaten.

Fürst Galzin trifft auf seinem Rundgang durch die Stadt einen von der Bastion zurückkehrenden Mann. „Heda, stillgestanden!“ ruft er ihm zu, „was thust du hier?“ Der Soldat stand still und nahm mit der Linken seine Mütze ab. „Wohin gehst du, und weshalb?“ fragte Galzin streng. Doch im selben Augenblick merkte er, daß der Ärmel über der rechten Hand des Soldaten aufgekrempt war, und daß sein Arm unter dem Ellbogen blutete. — „Ich bin blessiert, Euer Wohlgeboren.“ — „Wie denn?“ — „Hier, wohl durch eine Kugel,“ erwiderte der Soldat und zeigte auf seinen Arm, „und auch hier, aber da weiß ich nicht, wie ich dazu gekommen bin.“ Und er bog den Kopf nieder und zeigte sein am Hinterkopf vom Blut zusammengeklebtes Haar. — „Wessen Gewehr ist das?“ — „Ein französischer Stutzen, Euer Wohlgeboren. Habe ihn weggenommen. Ich wäre auch nicht fortgegangen, wenn ich nicht diesen Kleinen begleiten müßte; er würde sonst umfallen.“ Er deutete auf einen Soldaten in der Nähe, der auf sein Gewehr gestützt mühsam eines seiner Beine hinter sich herschleppte.

„Fürst Galzin schämte sich sehr seines ungerechten Verdachts,“ schließt der Dichter bezeichnend diese kleine Episode aus dem Straßenleben der belagerten Stadt.

V.

Petersburg.

Die erste Nacht in Petersburg verbrachte Tolstoj unter dem Dache Turgenjews. Iwan Sergejewič hatte dem jungen Artillerieoffizier, der überdies sein Gutsnachbar war und dessen schriftstellerische Gaben er schätzte, seine Gastfreundschaft angeboten und der ehrgeizige, mit tausend dichterischen Plänen nach der Residenz kommende Lew Nikolajewič konnte mit keinem besseren Manne das Zimmer teilen. Turgenjew wohnte damals schon in seiner neuen Wohnung im Hause Weber (Bolšaja Konjušennaja). Er stand früh auf und nahm seinen Thee in der Morgenstunde. Der junge Offizier aber, der sein Fremdenzimmer bewohnte, dehnte seine Nachtruhe bis über die Mittagszeit aus. Nach dem Kriegsleben von Sewastópol hatte das Treiben der Großstadt einen doppelten Reiz für den reichen, lebenslustigen, eindrucksfähigen und gesellschaftsfrohen jungen Mann. Gelage und Karten, Verkehr mit Zigeunern und Zigeunerinnen nahmen ihn bis in die tiefe Nacht in Anspruch.

Das tolle Leben Petersburgs entfremdete ihn indessen seinen litterarischen Bestrebungen keineswegs, und

Turgenjew war das beste Bindeglied zwischen dem emporstrebenden Manne und dem litterarischen Kreise, der sich um den „Zeitgenossen" zu fortschrittlicher Thätigkeit scharte. Ein Jahrzehnt vorher (1847) war durch die Übernahme und Neugestaltung des „Zeitgenossen" (Sowrêmennik) durch Iwan Panajew und L. Nekrassow ein Mittelpunkt für die aufstrebenden, einer freieren Richtung huldigenden Talente geschaffen worden, und die junge Regierung Alexanders II. mit ihren freiheitlichen Bestrebungen hatte neue Hoffnungen geweckt, neue Thatkraft eingegeben.

Der „Zeitgenosse" war von Puskin im letzten Jahre seines Lebens begründet worden. Nach seinem Tode wurde er von den Freunden des Dichters fortgeführt, aber es fehlte an ernsthafter Teilname und redaktionellem Geschick, und das Blatt verfiel. Allmählich ward es zum Besitz eines Einzigen, des Schriftstellers Pletnjew, und erschien in zwölf dünnleibigen Monatsheften, ohne Einfluß, ohne bestimmte Stellung in den Meinungskämpfen, welche die jugendfrische russische Litteratur bewegten. Im Jahre 1846 trat Pletnjew den „Zeitgenossen" an Panajew und Nekrassow ab. Sie verwandelten ihn in eine sogenannte dicke Zeitschrift (tołstyj žurnał) und gedachten ihn hauptsächlich auf die Nachlassenschaft Bielinskijs zu stützen, der ersten Autorität in allen litterarischen Fragen, des entschiedenen Vorkämpfers westlicher Anschauungen. Sofort wandte sich die ganze Schar der jungen Schriftsteller, welche in Bielinskij ihr Haupt verehrte, dem „Zeitgenossen" zu. Hier veröffentlichte Turgenjew die ersten Stücke der „Aufzeichnungen eines Jägers", deren Titel Panajew gefunden hatte; hier erschienen Herzens tendenziöse Erzählungen, Gončarows „Alltägliche Geschichte", Grigorowičs „Dorf",

Dostojewskijs Novellen, Družinins und Solowjews wertvolle Essays, Nekrassows Gedichte, Kawelins rechtsgeschichtliche Abhandlungen, Botkins berühmte Reisebriefe aus Spanien, Annenkows erschöpfende Studien über Rußlands große Dichter u. s. w. u. s. w. Auch Tolstoj hatte (wie wir wissen) seine ersten Arbeiten in dem „Zeitgenossen" veröffentlicht. Er war also, als er nach einer stürmischen Jugend in die Residenz kam, kein Unbekannter mehr. Die litterarische Gemeinde schätzte in ihm eines der verheißungsvollsten Talente, und das gebildete Publikum zählte ihn zu den beachtenswerten Autoren.

Die älteren Mitglieder des Kreises, dem sich Tolstoj anschloß, hatten noch zur Tafelrunde Bielinskijs gehört, die jüngeren wirkten in seinem Geiste. Wir besitzen aus den Jahren 1856 und 1857 zwei Gruppenbilder, welche Lew Nikolajewič Tolstoj im Kreise seiner litterarischen Freunde zeigen. Er selbst auf beiden Bildern im Waffenrock, ein wenig ausdrucksvolles, nicht schönes, kaum von geistiger Bedeutung durchleuchtetes Gesicht mit einem leichten Schnurrbart. Auf beiden Bildern finden wir Grigorowič und Turgenjew, auf dem ersteren aus dem Jahre 1856 überdies Gončarow, Družinin, Ostrowskij, auf dem zweiten aus dem Jahre 1857 Nekrassow, Sologub und Panajew. Grigorowič hatte Tolstoj etwas später als Turgenjew und ganz zufällig kennen gelernt. Er war es, der ihn bei Panajew einführte. Grigorowič holte den jungen Lieutenant aus seiner Wohnung ab — er hatte in der Offizierstraße ein höchst bescheidenes Quartier — und sie fuhren zusammen nach der Kolokolnaja-Straße Ecke Dmitrowskaja, wo sich die Redaktion des „Zeitgenossen" und auch die Wohnung Panajews befand.

Panajew lebte mit seiner Gattin nicht gerade in einem angenehmen Verhältnis. Grigorowič hatte unterwegs Tolstoj auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und ihn gebeten, im Gespräch jedes Wort zu vermeiden, welches die wunde Stelle in Panajews Leben berühren könnte. Es lag damals, wo die Ideen George Sand's lebhaft in den gebildeten Kreisen der russischen Hauptstadt besprochen wurden, sehr nahe, die Fragen der Ehe, des Verhältnisses von Mann und Weib im allgemeinen, zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen, namentlich an der Tafel eines Schriftstellers und Herausgebers eines für freiere Anschauungen eintretenden Blattes. Trotz dieser wohlgemeinten Warnung, ließ sich Tolstoj, stets zum Meinungskampf bereit, dazu hinreißen, gerade die Frage der ehelichen Untreue auf die Tagesordnung zu setzen, und verstimmte dadurch in gleichem Grade den Gastgeber und den Freund.

Der Schriftstellerkreis des Sowrêmennik bildete eine Artel d. h. eine genossenschaftliche Vereinigung zum Zwecke gemeinsamen Erwerbs auf der Grundlage gleicher Anteile. Sie verpflichteten sich ausschließlich für den „Zeitgenossen" zu arbeiten. Von Allem, was sie durch ihre schriftstellerische Arbeit gewannen, erhielten die beiden leitenden Männer, welche die Kosten des Unternehmens trugen und die Mühen der Verwaltung auf sich genommen hatten, die Hälfte; die andere Hälfte teilte die Artel unter sich zu gleichen Teilen ohne Rücksicht auf den Umfang und den litterarischen Wert der Arbeiten des Einzelnen. Sie betrachteten sich selbst als die ersten Schriftsteller des Landes und befanden sich mit dieser Ansicht in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung.

Für Tolstoj und seinen Gastfreund Turgenjew erwuchsen aus der Verpflichtung gegen den „Zeitgenossen" mancherlei Schwierigkeiten. Turgenjew geriet in einen Zwist mit Katkow, in welchen auch Tolstoj, wenn auch nicht ohne eigene Schuld, verwickelt wurde. Turgenjew war auch Katkows fleißiger Mitarbeiter, und Katkow mochte eine so wertvolle Kraft nicht leichten Herzens aufgeben. Er ließ die beiden jungen Schriftsteller in der gemeinsamen Wohnung durch seinen Bruder, einen nicht gerade durch Geistesgaben ausgezeichneten Mann, Tag für Tag um Beiträge für sein Blatt mahnen. Turgenjew sagte, des ewigen Mahnens müde, in einer schwachen Stunde zu. Tolstoj, gewohnt unbeeinflußt, selbständig zu handeln, wenn nötig schroff vorzugehen, wies den drängenden Eintreiber kurz ab. Katkow geriet in Zorn und schmähte Turgenjew öffentlich. Er war formell gewiß in seinem Recht. War Turgenjew ihm verpflichtet, so durfte er seine Feder nicht „ausschließlich" in den Dienst des „Zeitgenossen" stellen; als Mitglied der Artel wiederum hätte er Katkow keine Zusage machen dürfen. Seine weiche, nachgiebige Natur hatte ihm wieder einmal einen Streich gespielt.

Tolstoj trat für seinen Freund ein. Er richtete an Katkow ein umfangreiches Schreiben zur Rechtfertigung Turgenjews. Die Milde seines Charakters, seine Liebenswürdigkeit, hieß es in dem Briefe, hätten Turgenjew verleitet, nach zwei Seiten hin Versprechungen zu geben. Er bat Katkow um die Veröffentlichung dieses Verteidigungsbriefes. Katkow war auch dazu bereit, wollte aber auch seinerseits wieder öffentlich das Wort ergreifen. Er sandte an Tolstoj den Entwurf seiner Replik. Sie war

aber so beschaffen, daß Tolstoj es vorzog, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Dies war also der Kreis, dem Tolstoj persönlich am nächsten stand. Das größte Ansehen hatte Turgenjew. Die „Aufzeichnungen eines Jägers" hatten den Siebenunddreißigjährigen zu einer europäischen Berühmtheit gemacht, und sein „Rudin" bestätigte die Hoffnungen, die man an seine Zukunft geknüpft hatte. Grigorowičs Dorfgeschichten hatten die kritische Weihe von Bielinskij empfangen, und wenn man die besten Namen unter den Jüngeren nannte, durfte der seine nicht fehlen. Panajew und Nekrassow waren durch die Leitung des „Zeitgenossen", wenn man so sagen darf, im geschäftlichen Mittelpunkt des Kreises, und Nekrassows Gedichte fingen gerade zu jener Zeit an Aufsehen zu erregen. Ostrowskij, damals 31 Jahre alt, hatte mit seinen dramatischen Schilderungen der Moskauer bürgerlichen Gesellschaft schon große Erfolge erzielt, und Gončarow, der älteste im Kreise — er ist 1813 geboren — war mit der „Alltäglichen Geschichte" in die Reihe der größten Dichter Rußlands getreten. Graf Sologub war ein Anfänger, von dem man viel hielt, und Družinin übte durch seine große Kenntnis der englischen Litteratur und durch seine Übersetzungen Shakespearescher Stücke einen starken Einfluß auf die jüngeren Kräfte aus. Seine Übertragung des Lear war allerdings eine verfehlte; er suchte Shakespeare zu verbessern, d. h. er wollte ihn von den Schlacken seiner Zeit reinigen; aber er ließ sich auch bald eines besseren belehren, und seine Übersetzungen von Coriolan, Richard und König Johann, die später erschienen, sind mustergiltig. Auch für die Schätzung Schillers hat er in seinen kritischen Versuchen

viel gethan. Annenkow, der innigste Freund Turgenjews, der somit auch dem jungen Litteratenkreis angehört, obwohl er ihm an Jahren entwachsen war, war Leo Tolstoj weniger sympatisch; dagegen hatte er für den Lyriker Fjet, den er nicht anders als den „kleinen Schatz“ nannte, eine gewisse Schwäche. Die jungen Schriftsteller förderten sich gegenseitig durch Zusammenkünfte, in welcher sie einander ihre neuen Produkte vorlasen, und durch die offenherzige Beurteilung ihrer Arbeiten. Allen voran in liebevoller Anerkennung und Unterstützung des Talents Iwan Turgenjew.

Zu dem Verkehr dieses Freundeskreises zählten auch noch Jazykow, Gerbel und der blutjunge Dobroljubow. Jazykow war ein Schulfreund Panajews; sie waren in demselben adligen Pensionat erzogen worden. Er lebte jetzt als Steuerbeamter in Petersburg und war im Kreise der jungen Schriftsteller gern gesehen. Gerbel war damals Garde-Ulan von Beruf und Litterat aus Neigung. Er besaß ein hübsches Übersetzer-Talent, umfangreiche Sprachkenntnisse und ein Vermögen, das ihm gestattete seine Arbeiten auf eigene Kosten zu drucken. Er hat sich später durch vortreffliche Sammlungen („Russische Dichter“) und durch die Veranstaltung von Gesamtausgaben der Werke Shakespeares, Lessings, Goethes und Schillers große Verdienste um die russische Litteratur erworben. N. A. Dobroljubow war dem „Zeitgenossen“ schon als Zögling der geistlichen Akademie nahe getreten. Im Jahre 1857 verließ er 21jährig das Institut und wurde ein fleißiger Mitarbeiter der Zeitschrift. Gegen Ende des folgenden Jahres wurden die Abteilungen Kritik und Bibliographie ganz unter seine Leitung gestellt, und er schrieb fast allein diesen Teil des Blattes. Seit dem

Sommer 1856 war er als Verfasser zweier im „Zeitgenossen“ erschienenen, Aufsehen erregenden Artikel, ein bekannter Schriftsteller, von dessen großem kritischen Talent man viel erwartete. Er starb bekanntlich schon im Herbst 1862 als Sechsundzwanzigjähriger.

Tolstoj schloß sich den Berufsgenossen in erster Zeit mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit an. Aber bald trat der Widerspruch seiner auf das Ziel der sittlichen Vervollkommung gerichteten Anschauungen mit den weltlichen, mehr auf das Ästhetische als das Ethische gehenden Bestrebungen seiner Genossen stark hervor. Er hatte bis zu dieser Zeit eine beständige Selbstprüfung geübt, er hatte täglich über sich zu Gericht gesessen und „Franklinsche Tagebücher“ geführt. Hier in dem leichteren Leben des Petersburger litterarischen Zirkels unterdrückte er diese Bestrebungen um des Spottes willen, den sie bei den Genossen herausforderten. Die Lebensanschauung dieser Leute — sagt er in der „Beichte“ — bestand in der Meinung, daß im allgemeinen das Leben sich entwickelt und daß an dieser Entwickelung den Hauptanteil wir haben, wir, die Männer des Gedankens, und daß unter den Männern des Gedankens den Haupteinfluß wiederum wir haben, die Künstler, die Poeten. Unser Beruf ist die Menschen zu belehren. Damit aber die sehr natürliche Frage: was weiß ich und was kann ich lehren? sich einem nicht aufdränge, war in dieser Theorie klargelegt, daß man das gar nicht zu wissen brauche und daß der Künstler, der Poet, unbewußt belehre. Ich hielt mich für einen wunderbaren Künstler und Poeten, und darum war es sehr natürlich, daß ich mir diese Theorie zu eigen machte... Je länger ich aber in diesen Gedanken lebte, um so häufiger stellten

sich Zweifel ein.“ Diese Zweifel peinigten den jungen Schriftsteller während dieser ganzen Schaffensperiode mit unabweisbarer Hartnäckigkeit. Sie machten ihn ungerecht in der Beurteilung der Kameraden, störten den Frieden seiner Seele und das Gleichgewicht des schaffenden Geistes und brachten ihm peinliche Zwistigkeiten mit denjenigen, mit welchen er berufen war, gemeinsam an dem Werke der Volksbelehrung zu wirken.

Bei den litterarischen Zusammenkünften mit den Freunden, war er der verkörperte Widerspruch. Die krankhafte Sucht nach Aufrichtigkeit, die er so grausam von sich forderte, verführte ihn auch zu furchtbaren Wahrheiten gegen die Freunde. Ich kann nicht zugestehen, rief er einmal bei einer litterarischen Abendgesellschaft in Nekrassows Wohnung, und dieser Wutausbruch galt dem guten Turgenjew — ich kann nicht zugeben, daß Eure Worte auch Eure Überzeugungen seien. Ich stehe hier mit meinem Dolch oder mit meinem Säbel in der Thür und sage: so lange ich lebe, überschreitet niemand diese Schwelle. Seht, das ist eine Überzeugung. Ihr aber bemüht Euch den Kern Euerer Gedanken einander zu verbergen und nennt das eine Überzeugung.

Warum kommen Sie zu uns? erwiderte Turgenjew vor Wut keuchend im höchsten Falset. Hier weht nicht Ihr Banner! Machen Sie, daß Sie zur Fürstin B—j kommen.

Soll ich etwa Sie fragen, wohin ich zu gehen habe! leeres Geschwätz wird nicht zu Überzeugungen, ob ich da bin oder nicht.

Fjet, der diesen Vorfall erzählt, fügt hinzu, er hätte wenig Anteil an ihm genommen und wisse nicht, worum es sich gehandelt habe; im Kreise der Genossen aber sei

man der Ansicht gewesen, Tolstoj habe vollkommen Recht gehabt. „Hätte man diejenigen, die unter den Zeitereignissen litten, gezwungen, ihr Ideal in Worten auszudrücken, sie wären in der größten Verlegenheit gewesen, ihre Wünsche zu formulieren."

Auch seine litterarischen Ansichten wichen ganz und gar von den der Genossen ab. In dem Streben nach Selbständigkeit ging nun wohl Tolstoj manchmal über die Grenzen des Geschmacks hinaus, indem er das Hergebrachte bekämpfte, bloß weil es hergebracht war. So nannte er z. B. bei einer Zusammenkunft in Panajews Wohnung, bei der Nekrassow, Gerbel, Jasykow und Dobroljubow zugegen waren, Shakespeare einen Dutzendskribenten und behauptete, die Bewunderung der Genossen für den großen Britten entspringe nur dem Wunsche hinter den andern nicht zurückzustehen und habe eigentlich keine andere Ursache, als die Gewohnheit, fremde Meinungen gedankenlos nachzubeten. (Nasarjew.)

Auch gegen die Begeisterung, welche Herzens Schriften in den Kreisen der Gebildeten entfacht hatten, sprach er sich kühn und offen aus. Als wäre es heute, erzählt Danilewskij, sehe ich noch, wie Graf Leo N. Tolstoj ins Zimmer trat, gerade als der Herrin des Hauses von jemandem das neueste Werk Herzens vorgelesen wurde. (Es war in der Familie eines bekannten Künstlers, wo die beiden Schriftsteller einander vorgestellt wurden). Lautlos ließ sich Lew Nikolajewič hinter dem Stuhl des Vorlesers nieder, wartete stumm das Ende der Vorlesung ab, und begann, erst schüchtern und zurückhaltend, dann immer kühner und eifriger, sich gegen Herzen und den allgemeinen Enthusiasmus, den man damals seinen Wer-

ken entgegentrug, auszusprechen. Er sprach so beredt, bemerkt Danilewskij, mit solcher Überzeugungskraft, daß ich später in dieser Familie nie mehr ein Herzensches Werk gesehen habe.

Diese Gereiztheit entsprang ebenso sehr der Ehrlichkeit von Tolstojs Wesen, wie der Überzeugung von der Notwendigkeit sittlicher Vervollkommnung auf Grund einer klaren, geschlossenen Lebensanschauung. Von einem solchen Streben aber lagen die Ziele der Freunde weit ab.

Tolstoj fühlte sich überdies auch körperlich krank und hielt sich eine Zeit lang für schwindsüchtig.

So trafen seelische Verstimmung und körperliches Unbehagen zusammen, um seine Kräfte zu lähmen; aber er „biß die Zähne aufeinander“ und arbeitete.

* *
*

Ganz wie bisher sein Schaffen stets der unmittelbare Ausfluß des eben Erlebten gewesen war, ist jetzt Petersburg mit seinen so seltsam widerspruchsvollen Erscheinungen der Gegenstand seiner peinlichen Beobachtung, und die Menschen, welche die glanz- und geräuschvolle Großstadt erzeugt, fordern seine realistische Kunst zur Nachbildung heraus.

Neben den „Jünglingsjahren“, die im November 1856 abgeschlossen sind, — denn die Absicht einer Weiterführung des Romans wurde, wie wir wissen, nicht zur That — entstanden in der Zeit dieses kurzen Petersburger Aufenthalts, oder erwuchsen aus den Anregungen des weltstädtischen Lebens „Die Aufzeichnungen eines Markörs“, „Die beiden Husaren“, „Schneesturm“ und „Albert“.

Die „Aufzeichnungen eines Markörs" schildern den sittlichen Untergang eines jungen Mannes von guten Anlagen in der verlumpten Gesellschaft der Großstadt. Was in der „Begegnung mit einem Moskauer Bekannten" sich im kaukasischen Heere abspielt, vollzieht sich hier in der glänzenden Residenz unter den Lebemännern aus der höchsten Aristokratie. Der Jüngling, den schlechter Umgang im Innersten zerstört und endlich zum Selbstmord treibt, ist Nechljudow, derselbe hochstrebende Mensch, den wir als den Helden der „Jünglingsjahre", des „Morgens eines Gutsherrn", als den Erzähler der „Begegnung" schon lieb gewonnen und der (wie wir wissen) nichts anderes ist, als das Spiegelbild seines Schöpfers. Nechljudow ist so gut, so unschuldig, daß er nach einem gemeinsamen Liebesabenteuer mit seinen Kaffeehaus-Bekannten traurig und verstimmt wird. „Was hast Du hier für Eine," fragt ihn eines Tages der Fürst. — „Gar keine," sagt Nechljudow. — „Wie, gar keine?" — „Nein, wozu," sagt er. — Alle lachten laut auf. Ich hatte natürlich sofort verstanden, worüber sie lachten und dachte bei mir: Was wird er wohl nun thun. Indessen sprechen die Herren leise mit einander. — „Fahren wir, sagt der Fürst, sofort!" — Sie fuhren. — Erst um ein Uhr kamen sie zurück und setzten sich zum Abendessen . . . und alle beglückwünschten Nechljudow und lachten. — „Euch ist's lächerlich zu Mut, mir aber traurig," sagt er. „Dir, Fürst, werde ich es nie verzeihen, mir selbst auch nicht." Thränen standen ihm in den Augen. Der Fürst trat lächelnd zu ihm heran. „Schwatz doch keine Thorheiten. Wir wollen nach Hause fahren, Anatol." — „Ich will nirgends hin fahren. Was habe ich nur ge-

than!" So seufzte er und rührte sich nicht fort vom Billard. Er war unschuldig gewesen, wie ein junges Mädchen."

Und dieselbe Gesellschaft die ihm die Unschuld genommen, macht ihn in erschreckend kurzer Frist zum leidenschaftlichen, haltlosen Spieler. Er sinkt soweit hinab, daß er, der Erbe eines großen Vermögens, bei dem Markör leiht, und endlich gar gewärtigt, daß der Wirt ihm, da er gerade jemanden zu Gaste geladen, den bestellten Röderer verweigert. Dieser Schimpf treibt ihn zum Äußersten. Er tötet sich, nachdem er den Markör geschickt entfernt, im Billardzimmer.

Schon die Einführung Nechljudows deutet darau daß auch in die Aufzeichnungen eines Markörs Selbsterlebtes hinein verwoben ist. Tolstoj folgt dem Verfahren so vieler großer Dichter, indem er durch die Geißelung einer gefährlichen Schwäche sich selbst von ihr zu befreien sucht.

In Hinsicht des dichterischen Wertes sind die „Aufzeichnungen eines Markörs" über „Die beiden Husaren" und „Albert" zu stellen, die mit ihnen die moralisierende Absicht gemein haben.

„Die beiden Husaren" ist die Gegenüberstellung zweier Zeitabschnitte und ihrer in den verderbten Sitten sich gleichenden Menschen. Graf Turbin Vater ist ein Raufbold, ein Spieler und Abenteurer schlimmster Art, und seine Fähigkeiten und äußeren Vorzüge erleichtern ihm nur die Erreichung seiner niedrigen Ziele. Er kommt in die Stadt K., entzückt hier eine große Gesellschaft von Schlemmern und Lüstlingen, treibt Kurzweil mit Zigeunern und Zigeunermädchen, feiert Erfolge auf dem Balle des Adelsmarschalls

und erobert Anna Feodorowna, eine hübsche Witwe, die Schwester eines närrischen Menschen, der sich für einen Kavalleristen und Kameraden hält, weil er einmal den Versuch gemacht hat, zu dienen ...

Zwanzig Jahre sind vergangen. Der Sohn des Grafen wird mit seiner Schwadron Husaren auf dem Gute der Witwe einquartiert. Der 23 jährige junge Mann gleicht im Äußern seinem Vater, wie ein Wassertropfen dem andern. Sein Charakter aber ist ein anderer. Er hatte auch keine Spur von den stürmischen, leidenschaftlichen und ausschweifenden Neigungen des Vaters. Dagegen waren Geist, Bildung und natürliche Begabung, die er vom Vater geerbt hatte, Neigung zum Luxus und zu allem, was das Leben verschönt, praktische Anschauung von Menschen und Verhältnissen, ein gesetztes Wesen und Umsicht seine hervorragenden Eigenschaften. Die Freundin des Vaters nimmt den jungen Husaren und seinen Genossen, den Cornett, gastfreundlich auf, und der Bruder, der nun seine alten Tage bei ihr verlebt, ist die Liebenswürdigkeit in Person. Das 22 jährige Töchterlein Lisa, ein echtes „Landfräulein“ hübsch, gut und von der Aufrichtigkeit der Unschuld, scheint an dem schüchternen Cornett mehr Gefallen zu finden, als an dem glänzenden aber ungebildeten Grafen. Sie erzählt harmlos, daß sie abends an dem Fensterchen ihres Zimmers sitzen und in den mondbeleuchteten Garten hinab schauen werde. Der Graf sieht darin die Aufforderung zu einem Stelldichein, naht sich in später Stunde, streckt den Arm durch das niedrig gelegene Fenster und faßt das schlafende Mädchen am Arme. Sie schreckt empor und entflieht schreiend in das Zimmer ihrer Mutter. Der Graf hat Mühe, dem

Wächter zu entkommen; endlich gelangt er in sein Zimmer und erzählt dem Cornett Polosow sein Abenteuer.

„Graf Turbin! Sie sind ein Schurke," ruft ihm Polosow zu . . . „Am nächsten Tage rückt die Eskadron aus. Es ist verabredet, sich beim ersten Halteplatz zu schlagen . . . Aber der Rittmeister Schulz verstand es, die Sache so beizulegen, daß nicht nur das Duell unterblieb, sondern auch von dem Regiment niemand etwas von dem Vorfall erfuhr."

Die beiden Husaren, Vater und Sohn, sind nur die typischen Vertreter einer Lebensanschauung und Lebensführung wie sie — mit Abweichungen im besondern natürlich — bei der russischen Jugend allgemein ist. Die Zeit des Alten, dies scheint der Gedanke des Dichters zu sein, kennt noch keine Ausnahme; die jüngere Zeit (das Jahr 1848) hat schon besser Denkende. Polosow ist so ein Jüngling, in dessen Seele der bessere Trieb gegen Herkommen und Umgebung sich auflehnt.

Der Graf freut sich z. B. über die zehn Rubel, die er seiner gastfreundlichen Wirtin im Spiele abgewonnen.

„Eine drollige Dame, wie sie sich ärgerte," und wieder brach er in ein vergnügtes Lachen aus, daß selbst Polosow, der vor ihm stand, die Augen niederschlug und zur Seite lachte.

„Siehst du, so muß der echte Sohn des Freundes der Familie sein. Ha, ha, ha!" fuhr der Graf lächelnd fort. — „Das ist aber durchaus nicht schön," sagte der Cornett; „ich habe sie sogar recht bedauert." „Ach Unsinn! wie jung du noch bist! Sollte ich etwa verlieren. Der Tausend, ich hätte auch verloren, wenn ich das Spiel nicht verstanden hätte. Zehn Rubel, Freundchen! kann

man schon brauchen. Man muß im Leben praktisch sein, sonst kommt man stets zu kurz.“ Polosow schwieg. Er wünschte seine stillen Gedanken Lisa zu widmen, die ihm als ungewöhnlich schönes Wesen erschien. Er entkleidete sich und legte sich in das reine weiche Bett, das für ihn bereitet war. „Was für ein Unsinn ist doch der kriegerische Ruhm, dachte er; das allein ist Glück: in einem ruhigen stillen Winkel mit einem guten einfachen lieben Weibchen zu leben — das ist das wahre Glück.“

In dieser Gegenüberstellung der Charaktere und der durch sie vertretenen Lebensanschauungen liegt das Wesen dieser Novelle. Sie ist kein novellistisches Kunstwerk, vielmehr stört das Abgerissene, Bruchstückartige der Erzählung den klaren Eindruck, den der Dichter hervorrufen will. Die engen Beziehungen der Erzählung mit dem fortschreitenden Gedankengang des Dichters liegt in den Betrachtungen Polosows über den kriegerischen Ruhm und über das stille Glück des friedlichen Heims.

„Der Schneesturm“ ist die Beschreibung einer Reise, die der Erzähler in einer furchtbaren Winternacht von einer Poststation im Lande der Donschen Kosaken, Nowočerkask, nach einer anderen Station macht. Die Schilderung ist, wie es scheint, ganz Selbstzweck, wenn man nicht etwa die Vorführung der verschiedenen Kutschertypen, die ja in der That in dem unermeßlichen russischen Reiche eine besondere Menschenklasse bilden, als die Aufgabe betrachten will, die sich der Dichter gestellt hat. Die Schilderung der Fahrt ist von einer erstaunlichen Plastik, und wenn Turgenjew einmal von dem dreiundvierzigsten Kapitel von „Krieg und Frieden“ gesagt hat: „ich kenne keine Beschreibung in irgend einer der europäischen Litteraturen,

welche dieser gleich käme, so kann man auch von dem „Schneesturm" etwas Ähnliches behaupten. Die bloße Beschreibung einer nächtlichen Fahrt, mit so anziehendem Inhalt zu erfüllen, wie es Tolstoj hier gelungen, ist das Zeugnis einer unvergleichlichen Beobachtungsgabe und einer beispiellosen realistischen Darstellungsfähigkeit.

„Albert" (1857) beruht auf einem Erlebnis des Dichters. Der Held dieser Erzählung ist kein anderer, als der Musiker Rudolf, den der junge Gutsherr von Petersburg nach Jasnaja Poljana mitgenommen hatte, um ihn gewaltsam aus seinem jammervollen Zustande zu reißen (s. ob. S. 22 f.). Was von Albert erzählt wird, ist die Geschichte Rudolfs — die Geschichte eines unglücklichen Menschen, der für die höchsten Leistungen der Kunst begabt, durch die Haltlosigkeit seines Charakters zu Grunde geht. Albert ist ein auch äußerlich etwas vernachlässigtes Geschöpf, ein Mann von mittlerem Wuchse, krummbeinig, mit einem schmalen gebeugten Rücken und langem wirren Haar. Wie sein Haar ist auch seine Kleidung ungeordnet; er trägt einen kurzen Paletot, abgerissene kurze Beinkleider, gro[illegible] schmutzige Stiefel. Der dünne weiße Hals ist unordentlich mit einer Kravatte umschlungen, die wie ein Strick aussieht. Aus den Ärmeln kommt das schmutzige Hemd hervor. Nur sein Gesicht hat eine edlere Prägung, die auf höhere Bildung schließen läßt. Mit Vorliebe bewegt er sich in zweifelhaften Ballokalen und ergötzt dort die gemischte Gesellschaft der Besucher und Besucherinnen mit seinem wundervollen Geigenspiel. Delesow nimmt sich seiner an. Er will dieses gottbegnadete Talent wieder zu einem menschenwürdigen Dasein bringen. Aber Alberts Natur ist so von Grund aus zerstört, daß die

Bemühung seines Wohlthäters ihm als Qual erscheint. Der Aufenthalt in der behaglich eingerichteten Junggesellenwohnung, in welcher dem Musiker nichts fehlt, als die verlumpte Unregelmäßigkeit seines Trunkenboldlebens, dünkt ihm ein Gefängnis. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen entflieht er. Man findet ihn halb erfroren an der Thür des Ballokals. Eine wahnwitzige Liebe ist die Ursache seines zerstörten Geistes und seines zerstörten Lebens.

Mehr als „Die beiden Husaren" nähert sich „Albert" der Form der Novelle; und doch, wie mit einer bestimmten Absicht bricht der Dichter mitten in der Erzählung ab und läßt uns von den Schicksalen des Mannes nur soviel erfahren, als notwendig ist, um die Verhältnisse zu verstehen, die so furchtbar eine Existenz zerstört haben, die unter günstigeren Lebensumständen zu Hohem berufen schien.

VI.

Hier und dort.

Erste Auslandsreise. — Luzern. — Moskau, Petersburg und Jasnaja Poljana. — Zweite Auslandsreise. — Deutschland. — Italien. — Tod des Bruders. — Frankreich. — England. — Belgien. — Rückreise durch Deutschland. — Pläne, Studien, Ergebnisse.

Die Erfahrungen in Krieg und Frieden, das Leben in Asien und in Europa, der Verkehr mit dem Volk und mit der Blüte der Gesellschaft hatten dem ruhelosen Frager keine Antwort gegeben, die ihn befriedigte. Wo immer er sich bewegte, klang die Losung „Fortschritt" an sein Ohr, und die es im Munde führten, die Priester des Fortschritts schienen ihm weder gut noch glücklich zu sein. Sind das die Früchte der Bildung, ist dieser Fortschritt das Endergebnis der Zivilisation, der weder versittlichen noch beglücken kann — so ist diese ganze Zivilisation ein Irrtum!

Aber vielleicht zeigt sie nur in Rußland diese grämlichen Züge einer greisenhaften, zu schnell gelebten Jugend? Vielleicht trägt sie jenseit der Grenze ein ander Gesicht? Der Westen hat in fünfzehn Jahrhunderten einer stetigen Entwicklung unter Kampf und Arbeit, unter einem Wechsel

von Vorwärts und Rückwärts Anschauungen und Formen langsam ausgebildet. Wie der Baum allmählich Ring um Ring ansetzt, so haben Romanen und Germanen Stein um Stein aufeinander gefügt zu dem nimmer zu vollendenden Bau einer „Zivilisation“. Rußland hat die Arbeit der Jahrtausende in einem Säculum machen wollen, und das mochte sein Volk um die edelsten Früchte der Zivilisation gebracht haben, um Gesittung und Menschenglück. Ob im Westen die Zivilisation diese Güter vermehrt hat, ob Bildung auch hier unversöhnlich ist mit Glück und Gesittung? Tolstoj mußte mit eigenen Augen sehen, um zu urteilen. Er ging nach dem Westen.

Im Januar 1857 meldet er den Freunden in Paris seinen Entschluß hinzukommen. Es währte noch einen Monat, ehe ihn der russische Kreis, der sich in der französischen Hauptstadt um Turgenjew gebildet hatte, begrüßen konnte.

Tolstoj hatte sich, wenn auch nur flüchtig, in Deutschland aufgehalten. Alles, was er hier sah, regte ihn an und gab ihm neuen Mut. „Deutschland hat ihn sehr interessiert, und er hat den Wunsch, es später einmal näher kennen zu lernen“ — so giebt W. P. Botkin in einem Briefe an Družinin vom 8. März 1857 den Inhalt eines Schreibens von Tolstoj wieder, das er voll Frische und Mut (ispołneno swêžesti i bodrosti) findet.

Am 17. Februar war Tolstoj (wie aus einem Briefe Turgenjews hervorgeht) in Paris. Er verweilte hier sechs oder sieben Wochen. Natürlich war er hier im engsten Verkehr mit seinem Petersburger Gastfreunde Turgenjew, und mit dem gemeinsamen Freunde Nekrassow, welcher gerade um diese Zeit dort war. Auch in Paris machte

sich die gehobene Stimmung Tolstojs bemerkbar, Turgenjew fand ihn „liebenswürdig und fleißig“ und das heißt — wenn man das Persönliche des Urteils in Abzug bringt — Tolstoj ist jetzt freier von seinen Grillen und darum arbeitslustiger. In allen seinen Ausstrahlungen wollte er das Leben der alten Kulturstadt kennen lernen. Er besuchte die Vorlesungen der Sorbonne und scheute sich nicht, einer Hinrichtung durch die Guillotine beizuwohnen. „Als ich sah, wie der Kopf sich vom Körper trennte, und hörte, wie erst der Kopf und dann der Rumpf im Kasten aufschlugen, begriff ich — nicht mit dem Verstande, sondern mit meinem ganzen Wesen —, daß keine Theorie über das Vernunftgemäße des Seienden und des Fortschritts diese That rechtfertigen konnte.“

Ebenso flüchtig wie durch Deutschland ging es im April und Mai durch die Städte Italiens. Nirgends findet man in den Schriften des Dichters ein Zeugnis der Eindrücke der ewigen Stadt oder der anderen Orte Italiens, die durch ihre Geschichte oder ihren Reichtum an Werken der Kunst die Teilnahme eines Geistes wie Leo Tolstoj wecken mußten.

Tiefer wirkte die Schweiz mit ihrem Verkehr aus aller Herren Ländern auf ihn ein. Er besuchte alle größeren Städte des kleinen Freistaats — am 6. Juni reist er von Bern ab, am 7. Juli trifft er in Luzern ein und steigt im Schweizerhof ab — und lernte als kühner Fußgänger die ehrfurchtgebietenden Naturschönheiten der Alpen kennen. Überall aber war ihm der vornehmste Gegenstand der Betrachtung: der Mensch mit seiner Qual. Als er die Schweiz verließ, um in die Heimat zurückzukehren, trug er in seinem Reisebeutel schon die

Handschrift einer neuen Arbeit mit „Aus dem Tagebuch des Fürsten Dmitrij Nechljudow: Luzern.“

* * *

Luzern ist, wie alle Werke Tolstojs, Dichtung und Wahrheit. Die Erzählung belehrt uns, daß über den Dichter wieder dieselbe Stimmung des Zweifels, ja der Verzweiflung gekommen war, die ihn die Jahre vorher von seinen Freunden geschieden hatte, die Verzweiflung an allem, was unter dem Namen der Zivilisation eine Vorwärtsentwicklung der Menschheit heuchelt.

In dem großen, prächtigen „Schweizerhof“ wohnen nur sehr feine, sehr reiche, sehr gebildete Damen und Herren, meist Engländer. Und diese Menschen, die alles beherrschen, was die Bildung Europas gewähren kann, Formen und Anschauungen, sind Gefühlsbarbaren. „Aus ihren Gebärden und ihren Zügen sprach eine solche Gleichgiltigkeit gegen alles fremde Leben, sie waren so fest davon überzeugt, daß der Pförtner ihretwegen bei Seite getreten und nur sie gegrüßt habe, und daß sie, wenn sie heimkommen, ein sauberes Bett und ein ruhiges Zimmer finden würden, und daß alles dies so sein müsse, und daß sie auf alles dies ein Recht haben . . .“ sie schienen mit einem Worte so fest davon überzeugt, daß die Welt für sie da sei, daß sie für „alles fremde Leben“ kein Herz hatten und keinen Heller von ihrem Reichtum.

Dieses harte Urteil des Dichters ist durch ein unwichtiges und doch die große Frage menschlichen Glückes mit hellem Scheine beleuchtendes Ereignis herausgefordert.

Ein fahrender Tyroler hatte vor den Fenstern des

prächtigen Gasthauses zur Guitarre ein paar Lieder gesungen. Männlein und Weiblein hatten lauschend zugehört, aber niemand — weder Herrschaft noch Dienerschaft — hatte dem erschöpften Sänger auch nur die kleinste Gabe zugeworfen. Alles lachte über sein komisches Äußere, und als er dreimal, bescheiden, bittend, die Mütze in der Hand, mit halb italienischem, halb deutschem Accent seinen Spruch hergesagt: Messieurs et mesdames, si vous croyez, que je gagne quelque chose, vous vous trompez; je ne suis qu'un pauvre tiaple und noch immer nichts bekommen hatte, und als er trotz alledem gelassen blieb und sich vor den Herrschaften verneigend mit den Worten Abschied nahm: je vous remercie et je vous souhaite une bonne nuit — da lachte und jubelte die Menge vor Vergnügen.

Der Dichter nimmt sich des Gekränkten an. Er giebt ihm einiges Geld, ladet ihn zu einer Flasche Wein und setzt sich mit ihm in den großen Saal des Gasthauses — den herzlosen Protzen zum Trotz, die in dem armen ehrlichen Menschen in der schlechteren Kleidung ein Wesen niederer Art sehen, nicht ihren Bruder, die auf eine reine Freude, die ihnen ein unglücklicher Mitmensch bereitet, mit höhnischer Kälte antworten! —

Daß in Luzern vor dem Hotel Schweizerhof, in welchem mehr als hundert reiche Menschen wohnten, ein fahrender armer Sänger eine halbe Stunde lang seine Lieder gesungen, daß ihn viele der Zuhörer verhöhnt und ihm nicht einer eine Gabe gereicht — „ist keine Erfindung, sondern eine bestimmte Thatsache, deren Wahrheit alle diejenigen bestätigen werden, welche am 7. Juli im Schweizerhof gewohnt haben."

Das ist ein Ereignis, sagt Tolstoj, welches die Geschichtsschreiber unserer Zeit mit unauslöschlicher Flammenschrift in das Buch der Geschichte eintragen sollten. Dies Ereignis ist bedeutsamer, ernsthafter und von tieferem Sinne als die Thatsachen, die wir in Zeitungen und Geschichtsbüchern finden. Daß die Engländer tausend Chinesen getötet haben, bloß weil die Chinesen nicht für bar kaufen und ihr Land die klingende Münze aufsaugt; daß die Franzosen noch tausend Kabylen getötet haben, bloß weil in Afrika das Getreide gut gedeiht, und weil ein ununterbrochener Krieg der Ausbildung des Heeres förderlich ist; daß der türkische Beamte in Neapel kein Jude sein dürfe, und daß Kaiser Napoleon in Plombières zu Fuß spazieren geht und seinem Volke schwarz auf weiß versichert, daß er nur auf den Wunsch des ganzen Volkes den Thron bestiegen: das alles sind leere Worte, die längst Bekanntes verhüllen oder aussprechen. Aber das Ereignis, das in Luzern am 7. Juli stattgefunden hat, scheint mir völlig neu, merkwürdig und bezieht sich nicht auf die ewigen schlechten Seiten der Menschennatur, sondern auf eine bestimmte Epoche der Entwicklung unserer Gesellschaft. Das ist eine Thatsache, nicht für die Geschichte menschlicher Handlungen, sondern für die Geschichte des Fortschrittes und der Zivilisation.

Wie kommt es, daß diese unmenschliche Thatsache, die in keinem deutschen, französischen oder italienischen Dörfchen möglich wäre, hier möglich ist, wo die Zivilisation, die Freiheit und die Gleichheit ihren höchsten Grad erreicht haben, wo auf ihren Reisen die zivilisiertesten Menschen der zivilisiertesten Nationen zusammenkommen?

Die Antwort hat er in stammelnder Rede und

mit der mangelhaften Folgerichtigkeit der Unbildung den Sänger selbst schon vorher geben lassen. „Sie wollen hier nicht begreifen, daß auch ein armer Teufel auf irgend eine Weise leben muß. Wäre ich nicht ein Krüppel, so würde ich arbeiten, aber — füge ich denn mit meinem Singen irgend jemandem Schaden zu? Was soll man thun? Die Reichen können leben, wie sie wollen, aber un pauvre tiaple wie ich, der kann garnicht leben. Was sind das für republikanische Gesetze? Wenn sie so etwas verbieten, dann wollen wir keine Republik. Habe ich nicht recht, geehrter Herr? Wir wollen keine Republik . . . wir wollen . . . wir wollen einfach . . . wir wollen (er stockte ein wenig) . . . wir wollen natürliche Gesetze.

Eben diese natürlichen Gesetze hat die Zivilisation unterdrückt. Sie begeistert sich für allgemeine Humanität und verliert darüber das menschliche, wahre Gefühl für eine gute persönliche Handlung. Der europäische Christ sorgt für den Chinesen in Indien, für die Verbreitung des Christentums und der europäischen Kultur unter den afrikanischen Völkern und kennt nicht mehr die einfache, ursprüngliche Empfindung, die der Mensch gegen den Menschen im unverdorbenen Zustande fühlt.

Er schafft eine freie Verfassung und läßt einen Bürger ins Gefängnis werfen, weil er „ohne jemandem zu nahe zu treten, ohne einen seiner Mitbürger zu belästigen, nur sich redlich bemüht, nicht Hungers zu sterben."

So viel Erscheinungen der Zivilisation, so viel Widersprüche, so viel Fragen, so viel fehlende Antworten. Die Lösung des Rätsels liegt in einem höheren, „in dem all-

umfassenden Geist", der uns alle insgesamt und jeden einzelnen durchdringt und in jeden das Streben nach dem gelegt hat, was gut ist. Derselbe Geist, der im Baume wirkt, auf daß er der Sonne entgegen wachse, der in der Blume wirkt, auf daß sie Samen ausstreue zum Herbste, und der in uns wirkt, uns unbewußt, daß wir zu einander streben. Und diese eine unfehlbare, beglückende Stimme übertönt die lärmende, hastige Entwicklung der Civilisation. Dieser Geist hat auch in die Seele des Bedrückten die Zufriedenheit gelegt; wer weiß, was jetzt in der Seele all dieser Menschen vorgeht, die da in den hohen, prachtvollen Räumen sitzen — wer weiß, ob sie alle so viel ungemischte wahre Lebensfreude, so viel innere Harmonie haben, als in der Seele dieses kleinen Mannes lebt?

Aber der harmonische Ausklang, den der Dichter seiner Erzählung giebt, war offenbar nur das Gebot eines feinen Kunstverstandes. Denn in der Seele des Denkers hatte dieses und die tausend verwandten Ereignisse, die er ja auch im Westen mit blutendem Herzen sehen mußte, nur die Zerrissenheit vermehrt, die Zweifel gesteigert und das Sehnen nach einer Lösung noch glühender gemacht. „Das Leben in Europa und mein Verkehr mit hervorragenden und gelehrten Europäern hatten mich noch mehr in dem Glauben an eine allgemeine Vervollkommnung, in dem ich lebte, bekräftigt, denn ich fand denselben Glauben auch bei ihnen. Dieser Glaube hatte bei mir die gewöhnliche Form angenommen, die er bei den meisten Gebildeten unserer Zeit hat. Ausgedrückt wurde er durch das Wort „Fortschritt". Damals glaubte ich, daß durch dieses Wort etwas gesagt werde; ich begriff noch nicht, wie ich, wie jeder lebendige Mensch von tausend Fragen

gequält, besser leben könne, und indem ich mir antwortete: Lebe im Einklang mit dem Fortschritt — antwortete ich ganz dasselbe, was ein Mensch antwortet, der, in einem Kahn von Wellen und Winden dahingetragen, auf die für ihn wesentlichste und einzige Frage: Welche Richtung habe ich einzuschlagen? — nicht auf die Frage antwortend sagt: Wir fahren in der und der Richtung. Damals bemerkte ich das nicht, nur manchmal empörte sich — nicht die Vernunft, sondern das Gefühl gegen diesen allgemeinen Aberglauben unserer Zeit, durch den die Menschen vor sich selbst verbergen, daß sie das Leben nicht begreifen.

Also auch der Westen blieb ihm die Antwort schuldig auf alle die Fragen, deren Lösung er hier erhofft hatte.

* * *

Am Ende des Sommers war Tolstoj wieder in Jasnaja Poljana. Er brachte nur drei Monate in Rußland zu, teils auf seinem Landgute, teils in den beiden Hauptstädten, mit seinen persönlichen und litterarischen Angelegenheiten beschäftigt.

Um die Mitte des Oktober siedelte er mit seinen Geschwistern, dem älteren Bruder Nikolaus und der einzigen Schwester Maria, nach Moskau über. Sein Tagebuch bezeugt, daß er am 18. Oktober bereits dort war. Am 22. macht er einen mehrtägigen Ausflug nach Petersburg, und am 1. November ist er wieder bei den Geschwistern. Sie wohnten in dem Privat-Gasthaus (Meblirowannyja-Komnaty) Wargin auf der Pjatnickaja-Straße. Sie verkehrten hier viel mit dem „kleinen Schatz“, dem Lyriker

A. Fjet, und die Neigung zum Jagdvergnügen begründete eine neue Freundschaft mit St. St. Gromeko.

In Fjets Hause waltete eine junge Hausfrau, die eine Freundin der Musik war. Die junge Gräfin Maria, auch eine ausgezeichnete Klavierspielerin und begeisterte Anhängerin der musikalischen Kunst in jeder Form, war häufig der Gast des befreundeten jungen Ehepaares. Auch Leo Tolstoj hatte eine leidenschaftliche Begeisterung für die Musik. Er hatte in seiner frühesten Jugend mehr aus Gefallsucht, denn aus Freude an der Kunst, sich im Klavierspiel ausgebildet. In Petersburg hatte die persönliche Teilnahme, die er dem entgleisten deutschen Musiker Rudolph zuwandte, ihn wieder zu der einst geübten Kunst zurückgeführt. Unter seiner Anleitung und in seiner Gesellschaft hatte Tolstoj die ernstere deutsche Musik kennen gelernt und war ein Verehrer Haydns, Mozarts, Beethovens und der deutschen Liederkomposition geworden. Ein besonderer Meister war er in der Begleitung zum Gesang. Durch diese Fertigkeit konnte er hier in Moskau in dem engeren Freundeskreise nun glänzen. Oft freilich wurde Leo an den musikalischen Abenden bei Fjets vermißt, und fragte man die Geschwister nach ihm, so antworteten sie zumeist: Der gute Leo hat wieder den Frack und die weiße Binde angelegt und ist auf einen Ball gegangen.

Während die Freunde und Geschwister musizierten oder sich von Fjet Gedichte und Übersetzungen Shakespearescher Dramen vorlesen ließen, vertrieb Leo sich die Zeit in guter Gesellschaft bei Tanz und Champagner, in schlechter bei Kartenspiel, lustigen Zechgelagen mit gleichgesinnten Genossen und Zigeunermädchen.

Auch eine andere Leidenschaft hatte über Leo um diese Zeit die Herrschaft gewonnen. Die Moskauer goldene Jugend, nach allem Neuen süchtig, trieb jetzt mit beispiellosem Wetteifer gymnastische Übungen. Leo Tolstoj war täglicher Gast in dem Turnsaal an der großen Dmitrowka. Wollte man ihn um die Mittagsstunde aufsuchen, so brauchte man nur hierher zu kommen. Tolstoj stand da von Kopf bis Fuß in Trikot gekleidet und mühte sich, über das Pferd zu springen, und er war ein ebenso ausgezeichneter wie leidenschaftlicher Turner.

Hatte er den Turnanzug abgelegt, so zog er wieder seinen stutzerhaften, aus dem feinsten Stoff gearbeiteten Winteranzug an, einen wattierten Überrock mit grauem Biberkragen, setzte seinen glänzenden Hut schräg auf den Kopf, fuchtelte mit einem modischen Stöckchen durch die Luft und schlenderte, stolz auf seine flatternden Locken, nach dem Twer-Boulevard — kurz, der berühmte Verfasser der Kindheit, des Knabenalters und der Sewastopoler Skizzen erschien als das Muster eines Modejünglings.

Der Moskauer Aufenthalt wurde nur durch eine kurze Reise ins Ausland unterbrochen. Im November ging Tolstoj — diesmal nicht über Petersburg und zur See, sondern mit der neuen Bahn über Warschau — nach Paris. Von Paris fuhr er nach Dijon. Hier warf er mit einem Zuge nach den Erinnerungen des eigenen Lebens die Skizze „Albert" aufs Papier. In dem stürmischen Leben Moskaus hatte er die Muße dazu nicht gefunden.

Zu Weihnachten ist er wieder bei den Geschwistern und feiert in ihrem Kreise den Eintritt in das neue Jahr — ein Jahr, das ihm um ein Kleines den Tod gebracht hätte.

Gromeko lud die Freunde in einem Briefe vom 15. Januar 1858 zu einer Bärenjagd ein, sie sollte am 18. oder 20. stattfinden. Melden Sie Tolstoj — schrieb, er Fjet — daß ich eine Bärin mit zwei Jungen (Einjährigen) gekauft habe. Wünscht er an unserer Jagd teilzunehmen, so wolle er nur am 18. oder 19. nach Wolotschek schnurstracks zu mir kommen ohne weitere Förmlichkeiten, ich erwarte ihn mit offenen Armen und halte ein Zimmer für ihn bereit. Sollte er aber nicht kommen, so bitte ich Sie, mir zu dieser Zeit Nachricht zu geben. . . . Wünscht aber Tolstoj die Jagd auf den 21. zu verlegen, so teilen Sie mir das mit; länger können wir keineswegs warten.

Am bestimmten Tage fuhren Leo und Nikolaus Tolstoj in Begleitung des berühmten Treibers Ostaschkow von dem Nikolai-Bahnhof nach dem bezeichneten Jagdrevier. Tolstoj hat später in der schlichten Form einer Erzählung für das Volk und die Jugend (in seinem Lesebuch, Teil III.) dieses Jagdabenteuer erzählt. Seine Schilderung ist voll Leben und Anschaulichkeit:

„Horch, was ist das? Wie ein Sturmwind braust es heran, und in einer Wolke von Schnee stürzt keuchend und prustend auf dem Waldpfad vor mir Meister Petz auf mich zu. Er hört und sieht nichts vor Angst, kaum fünf Schritte vor mir erblick' ich die breite schwarze Brust und den mächtigen, rötlich schimmernden Kopf, und an den scheuen kleinen Augen erkenne ich, daß er mich noch nicht gesehen hat, sondern Hals über Kopf ins Blaue hineinjagt. Ich reiße die Büchse an die Wange und schieße — gefehlt! Noch einen Schritt ist er von mir entfernt, ich halte den Lauf fast gegen seinen Kopf und

feuere zum zweiten Male. Pautz — getroffen, aber nicht getötet. Ich greife nach der zweiten Büchse; aber schon stürzt er zähnefletschend, den Kopf voran, mit der ganzen Wucht seines Körpers auf mich los, bringt mich zu Falle und setzt über mich hinweg. Dem Himmel sei Dank, sag ich im Stillen, und will mich schon erheben. Da fühle ich plötzlich die unheimliche Last auf meiner Brust: er hatte sich blitzschnell gewendet und den Feind in mir erkannt. Und ich spüre seinen warmen Atem und den Duft frischen Blutes und fühle, wie mein Gesicht in seinem Rachen verschwindet. Seine Tatzen liegen schwer auf meinen Schultern, nicht vorwärts, nicht rückwärts kann ich mich rühren und versuche vergeblich, meinen Kopf aus seinem Rachen zu befreien, während er mich mit aller Gewalt zwischen seinen weit auseinandergerissenen Kiefern festzuhalten sucht. Schon fühle ich, wie seine Zähne mir immer tiefer in Stirn und Wangen dringen, wie er sie wild zusammenpreßt und mir mit grimmer Wut das Gesicht zerfleischt. Alles Winden und Zucken ist nutzlos, mein letztes Stündlein scheint gekommen. Aber auf einmal fühle ich mich erleichtert, ich schlage die Augen auf: er hat mich losgelassen und ist entflohen.

Ich war gerettet, wenn auch arg genug zugerichtet. Als nämlich Demjan — so benennt der Dichter den oben erwähnten Ostaschkow — und mein Jagdgefährte meine Lage bemerkt hatten, waren sie mir sogleich zu Hilfe geeilt, doch war letzterer gestolpert, da er, statt auf dem ausgetretenen Wege, querfeldein lief. Demjan hatte keine Flinte, sondern nur eine lange Rute. Mit dieser lief er auf den Bären zu und schrie beständig: „Laß den Herrn los! Laß den Herrn los! Heda, Freundchen, laß los!“

Und der Bär ließ mich wirklich los und nahm Reißaus. Als ich mich erhob, sah ich im Schnee eine mächtige Blutlache — als ob ein Hammel geschlachtet worden wäre. Von meiner Stirn hing das Fleisch in Fetzen herab, doch verspürte ich in der Aufregung keine Schmerzen. Von allen Seiten kamen Leute, meine Wunde zu betrachten und mit Schnee zu kühlen. . . .

Da sich alsbald bei mir heftige Kopfschmerzen einstellten, so gaben wir für diesmal die Verfolgung des Bären auf und fuhren zum Arzte in die Stadt, der meine Wunden vernähte.

Einen Monat später, als ich wieder hergestellt war, jagten wir den schlimmen Burschen von neuem in seinem Lager auf. Diesmal wagte er sich aus dem Kreise, den wir um ihn gezogen hatten, nicht heraus, sondern lief mit schrecklichem Brüllen in demselben hin und her. Demjan war es, der ihm den Rest gab. Ich untersuchte seinen Schädel und fand die deutliche Spur meines Schusses; ein Zahn des Unterkiefers war herausgeschossen und der Kiefer selbst durchbohrt. Es war ein ungewöhnlich großer Bursche mit einem prächtigen schwarzen Fell. Ich ließ ihn ausstopfen und wies ihm einen Platz in meinem Kabinet an."

Diese Schilderung, die man für dichterisch ausgeschmückt halten könnte, wird durch Fjets Erinnerungen in allen Teilen als wahrheitsgetreu bestätigt.

Die Jahre 1858 und 59 gingen in der geschilderten Weise zwischen dem tollen Leben eines Mitglieds der goldenen Jugend und poetischen Schöpfungen hin. Die besorgten Freunde mochten manchmal auf Tolstoj die Worte anwenden, die der menschenfreundliche Alexander I.

einst über Krylow aussprach: Nicht um das Geld thut es mir leid, das Krylow verspielt; leid thäte es mir, wenn er sein Talent verspielte. Aber eine besondere Spannkraft, welche die Natur Tolstoj geschenkt, schützte sein mächtiges Talent vor dem Untergang. Mitten unter den Vorbereitungen zur Abreise und zur Jagd am 20. Januar vermochte er sich so zu sammeln, daß er den letzten Teil der „Drei Tode", den Tod des Baumes, niederschrieb.

Aus dieser ganzen Zeit sind uns nur wenige Daten bekannt, und auch diese wenigen nur dank den Tagebüchern, welche der Dichter fast ununterbrochen führte. Nicht mehr, wie in der frühesten Jugend, Franklinsche Sittlichkeitstagebücher, sondern nur nackte Aufzeichnung von Thatsachen, die ihm persönlich wichtig erschienen. Wir wissen, daß er vom 1. Januar 1858 bis gegen Ende Mai 1859 in Moskau ansässig war und von Zeit zu Zeit Ausflüge auf sein Gut und nach Petersburg machte. Solche Besuche von Jasnaja Poljana verzeichnet er mehrere: im April 1858, vom 5.—15. September, am 3. Mai 1859. In Petersburg verweilte er zehn Tage, vom letzten März bis zum 10. April 1859.

Am 28. Mai 1859 siedelte er zu längerem Sommeraufenthalt auf das Land über. Er verließ Jasnaja Poljana nicht vor dem 9. Oktober. Aber ehe er nach Moskau zurückkehrte, um wie in den vergangenen Jahren hier wieder den Hauptteil des Winters zu verbringen, machte er Turgenjew in Spaßkoje einen freundschaftlichen Besuch.

Um diese Zeit trat bei Tolstoj eine gewisse Mißstimmung gegen das lesende Publikum ein. Es war der Anfang jener Zweifel, die später bei ihm der Ausgangs-

punkt einer neuen Weltanschauung wurden. Man könnte diese Stimmung durch nichts treffender ausdrücken, als durch die Worte Fausts:

Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.

Nicht durch poetische Erzeugnisse können wir die Lehrer der Menschheit werden, sondern durch unsern Einfluß auf die untersten Schichten des Volkes nur läßt sich Gutes für die Zukunft stiften. „Nicht wir müssen lernen, sondern wir müssen Marfutka und Taraska wenn auch nur ein klein wenig von dem lehren, was wir wissen.“ So schreibt er wörtlich am 23. Februar 1860 an seinen Freund Fjet.

Unter dieser Stimmung litt wohl die eigene schöpferische Arbeit ein wenig, keineswegs aber wurde die rastlose Thätigkeit der Aufnahme fremder Gedanken und der eigenen Beobachtung unterbrochen. Nur ein Neues trat hinzu, das wiedererwachte Interesse an der Thätigkeit des Gutsherrn, an welcher schon der Jüngling sich begeistert und in der er Enttäuschungen erfahren hatte. Wieder studierte er eifrig, was theoretisch den Fortschritt der Landwirtschaft förderte, und wieder fühlte er sich wohl in der abwechslungsreichen Arbeit in Feld und Wald. In Jasnaja Poljana war es auch recht heimisch und angenehm. Die geliebte Tante und Bruder Nikolaus waren da, und auch an Gästen fehlte es nie.

Leider begann um dieselbe Zeit die schwere Sorge um Nikolaus. Der älteste Bruder galt nicht bloß in der Familie, sondern auch in dem weiteren Bekanntenkreise als ein ausgezeichneter Mensch. Turgenjew nannte ihn „den

Weisen". Er schätzte eben so sehr seine abgeklärte Ruhe im Denken, wie seine außerordentliche Herzensgüte: „er war ein goldner Mensch, klug, anspruchslos, liebenswürdig", schrieb Turgenjew nach seinem Tode. Leo liebte ihn von frühester Jugend mit der zärtlichsten Bruderliebe, er gab ihm den Beinamen „Firdusi" und legte den größten Wert auf sein Urteil, und Nikolaus vergötterte geradezu den jüngeren Leo, wie nur ein Vater in blinder Liebe sein Kind zu vergöttern pflegt. Nikolaus war schon lange schwächlich. Der Mann, der in jüngeren Jahren den Kaukasus die Kreuz und Quer durchzogen hatte, war jetzt von dem schleichenden Feinde der Schwindsucht bedroht. Ein Husten, der ihn häufig zu ersticken drohte, eine ungewöhnliche Reizbarkeit, ein allgemeiner Kräfteverfall und eine erschreckende Abmagerung machten die Geschwister und die Freunde ernst besorgt. Die Schwester Maria und die Brüder überredeten ihn endlich, im Auslande Heilung zu suchen. Einer von ihnen sollte ihn auch begleiten.

Turgenjew fuhr im Frühling nach Soden bei Frankfurt zur Kur, und da er schon gegen Ende April gehört hatte, daß Maria N. Tolstoj mit ihrem Bruder ins Ausland zu reisen denke, schrieb er den Freunden, sie sollten doch auch nach dem schön gelegenen, ruhigen, heilkräftigen und billigen Orte kommen.

Nikolaus trat endlich mit Sergej die Reise an. In Petersburg suchte er Rat bei dem berühmten Arzte Zdekauer, und er schickte ihn wirklich nach Soden. Das war für beide Teile sehr angenehm. Die Familie wußte ihn in der Begleitung Sergejs und unter dem Freundesschutze Turgenjews, und Turgenjew freute sich in gleicher

Weise auf den Umgang N. N. Tolstojs, wie auf die unmittelbaren Nachrichten aus dem ganzen Kreise.

Die Schwester und Leo waren noch zu Hause geblieben, aber sie hatten keine Ruhe und folgten auch bald den Geschwistern nach. Maria reiste in der dritten Juniwoche mit den Kindern ab. Um diese Zeit hatte auch Leo schon den festen Entschluß gefaßt, seinen Paß zu nehmen, die Wirtschaft in Jasnaja Poljana Wirtschaft sein zu lassen und nach Deutschland zu reisen. Zu all den Sorgen um den Bruder, der noch nicht geschrieben hatte, zu dem Ärger, den ihm die Leute in seiner täglich wachsenden Wirtschaft machten, kam auch noch das Gefühl der Einsamkeit: „Das Junggesellenleben, d. h. die Abwesenheit einer Frau, und das Gefühl, daß es schon spät wird, quält mich.“

In den letzten Tagen des Juni endlich war er reisefertig. In aller Eile stellte er seine zwei Wagen bei Fjets Wirtin unter und fuhr über Petersburg ins Ausland. Am 2. Juli traf Tolstoj in Petersburg ein, und am 3. bestieg er den Dampfer, der den Verkehr zwischen der russischen Hauptstadt und Deutschland vermittelte. Er hatte schon lange den Plan, eine große europäische Reise zu machen — eine Studienreise im vollen und im höchsten Sinne des Wortes. Die Äußerungen des Volkslebens kennen zu lernen und die Methoden der Volkserziehung war die Aufgabe, die er sich gesteckt hatte. Er las, um sich in seiner Kenntnis der fremden Sprachen zu befestigen und über Volkserziehungs-Fragen zu belehren, die Schriften fremdländischer Autoren. Besonders fesselte ihn Berthold Auerbach. Er hatte schon von seiner ersten Auslandsreise seine Werke mitgebracht

und studierte sie mit großem Eifer. Zu dem Schwarzwälder Dichter zog ihn eine Wahlverwandtschaft, die hauptsächlich in den volkstümlichen Stoffen und in der lehrhaften Art ihren Grund hatte.

Während er diese Pläne machte, ahnte er nicht, daß die Sorge um den kranken Bruder ihre Ausführung beschleunigen würde.

Am 5. Juli stieg er in Stettin ans Land. Er hielt sich hier nicht auf, sondern fuhr noch desselben Tages nach Berlin, wo die Schwester Maria ihn schon in einem vornehmen Gasthaus unter den Linden erwartete.

Berlin war damals noch weit entfernt von dem Weltstadtleben, von dem Glanz und der äußeren Schönheit, durch welches es jetzt die Bewunderung der Fremden erregt. Es war auf dem Wege, die Hauptstadt des Kaiserreichs zu werden, und zog die Kräfte für seine hohe Aufgabe in der nahe bevorstehenden Zukunft aus einer stetigen Arbeit auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens. Deutschland galt den andern Völkern als das Land der Denker, und in *diesem* Deutschland war Berlin schon die erste Stadt, ehe die politischen Ereignisse es zum Sitz des Kaisertums machten.

Die ersten drei Tage des Berliner Aufenthalts wurden Tolstoj durch Zahnschmerzen vergällt, die er sich wohl während der Seefahrt zugezogen hatte. Die vier Tage aber, die ihm von der für Berlin bestimmten Woche noch übrig blieben, nützte er in ergiebigster und seinen Bestrebungen förderlichster Weise aus. Die Schwester war inzwischen nach Soden gereist.

Der erste Tag galt der Universität und den Kunst-

sammlungen. Tolstoj besuchte die Vorlesungen zweier der berühmtesten Professoren der Berliner Hochschule, Droysen und Du Bois-Reymond. Droysen war damals erst ein Jahr in Berlin, und der bei weitem jüngere Du Bois-Reymond war vor zwei Jahren in die ordentliche Professur eingetreten, die durch seines Lehrers Johannes Müller Hinscheiden erledigt war. Droysen las im Sommer 1860 Alte Geschichte und Neueste Geschichte seit 1815, Du Bois-Reymond über Experimental-Physiologie und über Diffusion. In dem Hörsaal des Physiologen knüpfte Tolstoj mit einem jungen Manne eine Bekanntschaft an, die ihm für seinen kurzen Berliner Aufenthalt von großem Nutzen war. Der Candidatus Medicinae Fraenkel wurde der Führer des jungen Russen. Er mochte wohl in dem fremden Grafen einen Mann von außerordentlicher Bildung, von ungewöhnlichen Fähigkeiten und einer unersättlichen Wißbegierde erkennen. Daß er aber einem Dichter die Sehenswürdigkeiten Berlins zeigte, der in seiner Heimat schon zu den ersten gezählt wurde, war ihm gänzlich unbekannt. Von Tolstojs Werken war damals noch keines ins Deutsche übersetzt.

Fraenkel führte den wißbegierigen Russen in eine Versammlung des Handwerkervereins. Der Vortrag eines hervorragenden Gelehrten vor Männern aus allen Schichten des Volks, besonders aber die Eröffnung des „Fragekastens" — eine Form der volkstümlichen Belehrung, die Tolstoj bis dahin gänzlich unbekannt war — waren für ihn erfreuliche Zeichen einer allgemeinen Bildung, von der sein Vaterland noch weit, weit entfernt war. Er fand so viel Vergnügen an diesen Versammlungen, daß er trotz der kurzgemessenen Zeit auch am folgenden Abend (am 13. Juli)

in den Handwerkerverein ging. Den Tag hatte er der Besichtigung des Moabiter Gefängnisses gewidmet. Das Zellensystem, das hier vorherrschte, widerstrebte seiner menschenfreundlichen Gesinnung. An neuen Eindrücken reich verließ er am 14. Berlin.

Nur einen Tag widmete er Leipzig. Er hatte eben nur Zeit, sich ein wenig in den Schulen umzusehen. Die sächsischen Schulen galten mit Recht für die besten Deutschlands. Die russische Regierung hatte auf die Anregung des Anatomen Pirogow, des Kurators des Odessaer Lehrbezirks, dessen Aufsatz „Die Fragen des Lebens“ auf die öffentliche Meinung mächtig eingewirkt hatte, einen Entwurf zur Umgestaltung des Schulwesens ausarbeiten lassen. Als sie diesen Entwurf deutschen, französischen und belgischen Schulmännern und Schriftstellern zur Begutachtung vorlegen wollte, wählte sie zu dieser Mission einen Mann, der in Preußen und Sachsen das Volksschulwesen jahrelang studiert hatte, S. Tanejew. Man sieht aus diesen kurzen Angaben, daß um jene Zeit die Schulfrage in Rußland mit großem Ernste behandelt wurde, und daß man vornehmlich in Deutschland darüber Belehrung suchte. Die Frage der Volksschule war die einfache Folge der großen Umwälzung, welche sich in dem sozialen Leben Rußlands durch die Aufhebung der Leibeigenschaft vollzog. Der im Februar 1860 — also noch vor der Unterzeichnung des Manifestes vom 19. Februar 1861 — abgeschlossene Entwurf drückt diesen Gedanken in geradezu demokratischen Worten aus: Jetzt, wo die Leibeigenschaft aufgehoben ist und damit allen ohne Ausnahme bürgerliche und Menschenrechte verliehen worden . . . zeigt sich mehr als jemals die dringende Notwendigkeit, die

jungen Leute zu jeder Laufbahn und jedem Wirkungs-kreise vorzubereiten.

Die Reform des Schulwesens beherrschte alle Geister; die Volksschule war die Krönung des großen Werkes der Befreiung der „Seelen".

Tolstoj trat dem Gedanken der Zeit auf seine Weise näher. Er prüfte mit eigenen Augen, um dann auch selbständig handeln zu können, um in seinem kleinen Reiche in Jasnaja Poljana den Bauern zugleich mit der persönlichen Freiheit auch das kostbare Gut der Bildung zu schenken.

Am 16. Juli traf er in Dresden ein. Er besuchte hier vor allem Berthold Auerbach; denn er war nicht bloß ein Verehrer seiner schriftstellerischen Thätigkeit, er liebte auch den Menschen in ihm und fühlte sich schon damals in seiner Schuld. Diesem Schriftsteller verdanke ich's — sagte er später einmal (Herbst 1867) seinem Gaste Eugen Schuyler, der es in Scribners Magazine wiedererzählt —, daß ich für meine Bauern eine Schule eröffnet habe und mich für die Volksbildung zu interessieren begann. Seine Werke kannte er, wie die keines zweiten Zeitgenossen.

Er besuchte ihn, zunächst ohne seinen Namen zu nennen. Auerbach ließ ihn nicht lange warten. Als er ins Zimmer trat, sagte Tolstoj: „Ich heiße Eugen Baumann." Auerbach erschrak ein wenig über den „sonderbar aussehenden Herrn", der sich Baumann nannte, er fürchtete, er würde ihm mit einem Pasquill, mit einer Verleumdung drohen. Tolstoj bemerkte das Mißtrauen Auerbachs und fügte schnell hinzu: „nicht wirklich mit Namen, aber doch nach meinem Charakter", dann sagte er ihm, wer er sei,

wie Auerbachs Werke ihn zum Denken angeregt und wie gut sie auf ihn eingewirkt hätten.

Auerbach gehörte auch zu den Männern, welche von der russischen Regierung um ihre Meinung in der Frage der Volkserziehung angegangen waren. Ja, er war derjenige von den Befragten, welcher seine Anschauungen am ausführlichsten entwickelt hatte. Man muß sich ferner vergegenwärtigen, daß Auerbachs Dorfgeschichten nichts als Abhandlungen in dichterischer Einkleidung sind mit ausgesprochener Parteinahme für die unteren Volksklassen und gegen die Bevormundung durch die geistlichen und weltlichen Behörden, für das Landleben gegenüber der Scheinbildung der Städte, und daß endlich seine Thätigkeit als Kalendermann einen ausgesprochen erziehlichen Charakter hatte. Mit diesem seinem Geiste nahe verwandten Manne durch die Schulen Dresdens zu wandern und über die Unzweckmäßigkeit der Methode, über den Schaden, welchen die Einpferchung der Kinder in der engen Schulstube der körperlichen Entwicklung des jungen Geschlechts bringe, war Tolstoj Ehre und Genuß.

Die gerühmten Schulen Sachsens gefielen ihm nicht.

Am 19. Juli verließ Tolstoj Dresden. Sein Reisesack war von Büchern angefüllt, die mit dem nächsten Plane seines Lebens im Zusammenhange waren, mit einer kleinen Bibliothek über Erziehungswesen und über Geschichte des Erziehungswesens. Wie er sich immer mit jugendlichem Feuer einer bestimmten Aufgabe hingeben konnte, so widmete er jetzt seinen ganzen Eifer der Schulfrage.

Am 20. Juli traf er in Kissingen ein. Drei Wochen vorher war Hermann von Auerbach, Kais. russischer

Leutnant, mit Gattin und Tochter nach dem berühmten Badeort gekommen und einen Tag vorher Julius Fröbel. Mit diesen beiden Männern trat Tolstoj in freundschaftlichen Verkehr. Die militärischen Dinge hatten stets seine volle Teilnahme gehabt, er ließ sich sogar noch (unter dem 28. Juli) in die Kurliste als Kaiserlich russischer Leutnant aus Moskau eintragen, und so hatten die beiden Landsleute viele Berührungspunkte. Mit Julius Fröbel, dem Neffen des Begründers der Kindergärten, verbanden ihn nicht bloß die rege Teilnahme für die Fragen der Schule und der Volkserziehung, sondern mehr noch die allgemeinen sozialistischen Ideen, die dem deutschen Politiker das Ergebnis geschichtlicher Betrachtung, dem russischen Dichter und Menschenfreunde die Frucht des eigenen Lebens waren.

Fröbel war der ernste junge Mann, der alles um sich her aufmerksam beobachtete und zuweilen englische Bücher las, schon in den ersten Tagen aufgefallen. Da er den Wunsch geäußert hatte, Fröbels Bekanntschaft zu machen, traten der russische Graf und der deutsche Agitator in Verkehr. Tolstoj äußerte — nach Fröbels eignen Mitteilungen*) — im Gespräch die sonderbarsten Ansichten: der Fortschritt in Rußland müsse von der Volkserziehung ausgehen, in der man es weiter bringen werde, als in Deutschland. Denn die Russen seien ein noch unverdorbenes Volk, während die Deutschen einem

*) Diese Mitteilungen verdanke ich der Liebenswürdigkeit der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Sie stellte mir bereitwilligst einen Auszug aus dem zweiten Bande von Julius Fröbels „Lebenserinnerungen" zur Verfügung, der nicht vor dem Tode des Verfassers erscheinen wird.

Kinde glichen, das Jahre hindurch einer falschen Erziehung ausgesetzt gewesen. Er erzählte auch damals schon von der Schule, die er auf seinem Gute errichtet habe, und in der er selbst den Unterricht erteile. In den Sommermonaten hatten die Schüler Ferien. Die Teilnahme am Unterricht sei nicht bindend; ist Bildung eine Wohlthat, sagte er, so muß das Bedürfnis danach wie der Hunger von selber kommen. Das Volk erschien ihm als ein mystisches Wesen, aus dessen geheimnisvoller Tiefe ungeahnte Dinge, neue Weltzustände hervorgehen würden. Er nahm lebhaft Partei für Kommunismus des Grundeigentums in den Gemeinden und erblickte im „Artel“ eine sozialistische Zukunftsgestaltung.

Lächelnd hörte Fröbel oft Tolstojs Äußerungen über das Volk in Deutschland an. Tolstoj wunderte sich, daß er in keinem deutschen Bauernhause Auerbachs Dorfgeschichten oder Hebels Gedichte und Schatzkästlein vorfinde. Russische Bauern, meinte er, würden über solche Bücher Thränen vergießen. Tolstoj selbst freilich waren die „Zundelfrieder Geschichten“ des alemannischen Dichters so geläufig, als wäre er ein badischer Oberländer.

Die Anregungen, welche er durch Berthold Auerbach in Dresden und durch Fröbel auf den gemeinsamen Spaziergängen und auf größeren Ausflügen erhielt, bestärkten ihn nur in dem, was ihm selbst als nächste Aufgabe vorschwebte.

Der Verfasser des „Systems der sozialen Politik“ wies ihn auf Riehls verwandte Schriften hin, und er stürzte sich mit glühendem Eifer in die „Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“. Der erste Teil dieser Schrift behandelt bekanntlich die ver-

schiedenen Stände der „bürgerlichen Gesellschaft", Bauern, Aristokraten, Bürger und Proletarier — einen Gegenstand also, welcher Tolstoj seit frühester Jugend nicht bloß beschäftigte, sondern im tiefsten Innern erregte.

Der Neffe Friedrich Fröbels war aber auch seinem innersten Berufe nach Erzieher. Er führte Tolstoj in die Gedanken des Begründers der Kindergärten ein und fand in ihm einen begierigen und befähigten Schüler.

Von Kissingen aus machte Tolstoj Ausflüge in die an Naturschönheiten und geschichtlichen Erinnerungen reiche Umgegend. Er durchwanderte den Harz, sah sich in den thüringischen Städten um und besuchte von Eisenach aus die Wartburg.

Die Gestalt des deutschen Reformators, an dessen schwerste Kämpfe die Wartburg erinnert, war dem russischen Dichter aufs Innigste vertraut und nahe. Der Bruch mit aller Tradition, die gläubige Hingabe an das ungedeutelte Wort des Evangeliums, die Kraft der Sprache, die sich an das Volk wandte und in das Herz des Volkes traf, die Sorge um die Schule — kurz, all die Ideen, deren Verkörperung Luther war, waren Herzensangelegenheiten Tolstojs, und bewundernd trug er hier in dem stillen Zimmer, in welchem die ersten Sätze der deutschen Bibel niedergeschrieben wurden, in sein Tagebuch die wenigen Worte ein: Luther ist groß.

So war der Aufenthalt in Kissingen für den rastlosen Prüfer aller Überlieferung mehr noch, als in körperlicher, in geistiger Beziehung gewinnbringend. Mitten in Deutschland war er der deutschen Philosophie und Kulturbetrachtung, den neuen pädagogischen Bestrebungen näher getreten; es war nur ein Schritt zu dem Studium Bacons,

„des Begründers des Materialismus“, das er nun im Verfolg der neuen Anregungen aufnahm.

Aus Soden kamen keine erfreulichen Nachrichten. Nikolaus verlebte in dem anmutigen Örtchen in der Gesellschaft seiner Schwester und ihrer Kinder und des Bruders Sergej wohl ein paar angenehme Wochen, aber mit der Gesundheit ging es nicht besser. Die Ärzte rieten ihm Italien. Am 6. August reiste Sergej in die Heimat. Er versäumte natürlich nicht, das fünf Stunden entfernte Kissingen zu berühren, um Leo seine ernsten Besorgnisse um Nikolaus anzuvertrauen. Drei Tage darauf, an eben dem Tage, an welchem Sergej seine Reise nach Rußland fortsetzte, kam Nikolaus selbst hinüber. Die Schwester war mit den Kindern in Soden zur Weiterführung ihrer Kur geblieben.

Bei dem hoffnungslosen Zustande des geliebten Bruders konnte die Kunst des Arztes nichts mehr gewähren. Nur die eine Linderung konnte sie ihm geben, daß er seine letzten Lebensjahre in dem milderen Klima unter geringeren Leiden hinbringe. Aber ach! es waren ihm nur noch Wochen gegönnt.

Der kleine Freundeskreis in Kissingen hatte sich allmählich aufgelöst, Fröbel hatte nur drei Wochen hier geweilt, Auerbach war am 8. August abgereist, Nikolaus ging wieder nach Soden zurück, und Leo suchte noch einige Zeit Naturgenuß und Muße für seine Bücher im Harz.

Am 26. August endlich waren die drei Geschwister in Soden vereint. Die Abreise wurde vorbereitet, und am 29. August fuhr Leo mit Nikolaus von der nächsten Bahnstation, Höchst, nach Frankfurt.

Ich schreibe nur eine Vermutung nieder, wenn ich sage, daß Tolstoj jetzt, während des kurzen Aufenthalts, sich das Bildnis Schopenhauers mit der eigenhändigen Unterschrift des Philosophen verschafft hat, und daß er ihn, in seiner entschiedenen Art, wahrscheinlich aufgesucht hat. Nie vorher war Tolstoj in dieser Gegend Deutschlands gewesen, und einen Monat später starb Arthur Schopenhauer.

Kein Zweifel, daß Tolstoj mit der Philosophie Schopenhauers schon damals bekannt war. Die ernste Beschäftigung mit seinen Werken und die volle Hingabe an diesen großen Geist, welchen der russische Schriftsteller auch als einen großen Stilisten bewunderte, fällt indessen in eine spätere Zeit, in das Jahr 1869, in dem er Fjet den Vorschlag machte, gemeinsam mit ihm die Schriften dieses „genialsten aller Menschen“ in russischer Übertragung herauszugeben. — —

Den heiteren Monaten der deutschen Reise, so reich an Naturgenuß, an Bücherfreuden, an Anregungen durch geistreiche Menschen von andrer Abstamuung, andrer Bildung und andrer Weltanschauung, folgten die schwersten Wochen in dem Leben Tolstojs. Der geliebte Bruder ging erschreckend schnell dem Ende entgegen. Es war noch kein Monat verstrichen, als Nikolaus in Hyères bei Nizza in Leos Armen verschied.

„Ich denke, Sie wissen schon, was geschehen ist,“ schreibt Tolstoj am 17. Oktober 1860 aus Hyères an Fjet, „am 20. September ist er gestorben, buchstäblich in meinen Armen. Nichts im Leben hat auf mich einen solchen Eindruck gemacht. Er hatte Recht, wenn er mir sagte, es gäbe nichts Schlimmeres als den Tod; und wenn man

recht bedenkt, daß er doch das Ende aller Dinge ist, so giebt es auch wiederum nichts Schlimmeres als das Leben. Wofür sorgt man, wofür müht man sich, wenn von dem, was einst Nikolaus Nikolajewič Tolstoj war, nichts geblieben ist. Er sprach nie davon, daß er die Nähe des Todes empfinde, aber ich weiß, daß er ihm Schritt für Schritt folgte und sicher wußte, wieviel Zeit ihm noch bevorstehe. Wenige Minuten vor dem Tode schlummerte er ein. Plötzlich sprang er auf und flüsterte entsetzt: Was ist das? Er hatte seinen Übergang in das Nichts gesehen, und wenn schon er nichts gefunden, woran er sich halten konnte, was werde ich finden? Noch weniger. Sicherlich werde ich und niemand so bis zur letzten Minute mit ihm kämpfen, wie er. Vor zwei Tagen sagte ich ihm: Man sollte dir die Bequemlichkeit ins Zimmer bringen. Nein, antwortete er: Ich bin schwach, aber noch nicht so schwach; ich werde es schon noch machen.

Bis zur letzten Minute ergab er sich nicht; immer war er thätig, immer suchte er sich zur beschäftigen, schrieb er, fragte er mich aus über meine Schreibereien, riet er mir. Aber all dieses, glaube ich, that er nicht aus einer inneren Nötigung, sondern aus Grundsatz. Nur die Natur erhält sich bis zuletzt. Am Abend vor dem Todestag ging er in sein Schlafzimmer und fiel vor Schwäche am offenen Fenster auf sein Bett. Ich kam; da sagte er mir mit thränenden Augen: welchen Genuß habe ich jetzt eine ganze Stunde gehabt?

Vom Staube bist du genommen, zum Staube kehrst du wieder zurück! Eins nur ist geblieben, die unbestimmte Hoffnung, daß dort in der Natur, deren du in der Erde ein Teilchen wirst, etwas bestehen bleibt. Alle, die seine

letzten Augenblicke mit angesehen haben, sagen: Wie wunderbar friedlich, ruhig ist er gestorben. Ich aber weiß, wie furchtbar qualvoll, weil mir auch nicht die kleinste Empfindung entgangen ist. Tausende Male sage ich mir: Lasset die Toten begraben; aber man muß doch irgendwie die Kräfte aufbrauchen, die noch vorhanden sind. Man kann dem Stein nicht zureden, daß er nach oben falle und nicht nach unten, wohin es ihn zieht; man kann nicht lachen über einen Scherz, der langweilt, man kann nicht essen, wenn man keinen Hunger hat. Wozu ist alles, wenn morgen die Qualen des Todes beginnen mit all dem Garstigen, der Lüge, der Selbsttäuschung, und wenn es mit der Vernichtung, mit einer Null für uns abschließt. Ein lustiges Ding. Sei nützlich, sei tugendhaft, glücklich, solange du lebst, sagt ein Mensch zu dem andern; du aber und das Glück und die Tugend und der Nutzen bestehen in der Wahrheit. Die Wahrheit aber, die ich aus 32 Jahren gezogen habe, ist die, daß die Lage, in die wir gestellt sind, entsetzlich ist. „Nimm das Leben, wie es ist; du hast dir selbst diese Lage geschaffen": Wie aber, ich nehme ja doch das Leben, wie es ist. Sobald der Mensch einen höheren Grad der Entwicklung erreicht, so erkennt er, daß Alles Wirrsal, Täuschung ist, und daß die Wahrheit, die er trotzdem vor allem liebt, daß diese Wahrheit entsetzlich ist.

Wenn du dann deutlich und klar siehst, so schrickst du auf und sagst entsetzt wie der Bruder: Was ist das aber? Natürlich, so lange der Wunsch da ist, die Wahrheit zu kennen und zu sprechen, bemüht man sich, sie zu kennen und zu sprechen. Das ist das einzige, was mir geblieben ist aus der moralischen Welt. Höher kann ich

mich nicht hinaufschwingen, und dieses eine werde ich thun, nur nicht in der Form Euerer Kunst. Die Kunst ist Lüge, und ich kann die schöne Lüge nicht mehr lieben. Ich werde den Winter hier bleiben, denn es ist ganz gleich, wo man lebt."

Er blieb denn auch wirklich noch in dem Orte, der ihm so schwere Trauer gebracht hatte, und suchte durch neue Thätigkeit den Schmerz zu überwinden. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, ging er, anfangs November, über Marseille nach Genf, wohin die Schwester mit den Kindern gekommen war, um mit ihr manches zu ordnen, was durch das Familienereignis eine neue Ordnung erheischte, und weitere Reisepläne zu besprechen. Um die Wende des Jahres endlich fand er den frischen Mut ganz wieder.

Volle sechs Monate noch setzte er seine Beobachtungen und Studien in den Städten Westeuropas fort, den geübten Blick immer auf das gerichtet, was sein nächstes Ziel war. Zuerst ging es nach Italien zurück. Nizza, Livorno, Florenz, Rom, Neapel sind die Standorte dieser Reise, die etwa die Wochen von Mitte Dezember 1860 bis Anfang Januar 1861 ausfüllte. Wir wissen nichts näheres, weder über die Erlebnisse auf dem klassischen Boden Italiens, noch über litterarische Pläne, deren Entstehung ihren Anregungen zu verdanken wäre. Nur eine einzige Äußerung aus dieser Zeit ist bekannt. Eine Mitteilung an Turgenjew. Tolstoj hatte ihm — so meldet er (Turgenjew) am 10. Januar aus Paris — aus Livorno geschrieben. Damals wollte er nach Neapel, weiß aber auch schon anzugeben, daß er im Februar in Paris sein würde. Diese Absicht machte er wahr.

Den Weg nach Paris nahm er über Marseille. In der großen Handels- und Fabrikstadt zogen ihn vornehmlich die Sonderschulen für die Arbeiter an. Es fiel ihm auf, daß fast alle Kinder drei, vier, auch sechs Jahre die Schule besuchten. Unter den Lehrgegenständen dieser Volksschulen zählte neben dem Katechismus, der biblischen und der Weltgeschichte, den vier Spezies, der Rechtschreibung, auch die Buchführung. „Wie es möglich war, daß die Buchführung einen Gegenstand des Unterrichtes bilden konnte, habe ich nie begreifen können, und kein Lehrer konnte es mir erklären," bemerkt der kritische Beobachter. Auch sonst befriedigten ihn die Schulen nicht. Außer in den Volksschulen sah er sich auch noch in einer Klosterschule und in einer höheren weltlichen Anstalt um und kam zu der Überzeugung, daß die Lehranstalten der Stadt Marseille außerordentlich schlecht sind. Das Volk aber, dem er auf seinen fleißigen Spaziergängen auf den Straßen, in Guingetten, cafés chantants, Museen, Werkstätten, in den Höfen und Bücherläden begegnete, setzte ihn durch Intelligenz, Umgänglichkeit, seine freie Auffassung, durch seine echte Cultur in Erstaunen. Er erklärte sich dies Mißverhältnis des Schulunterrichts zu der glücklichen Durchschnittsbildung des Erwachsenen aus der lebhaften, der geistigen Entwicklung so überaus förderlichen, Lebensweise des Franzosen. In Marseille fand er achtundzwanzig billige Zeitschriften, die in dreißig tausend Exemplaren unter das Volk kamen. Das Museum, die öffentlichen Bibliotheken, die Theater, die Kaffeehäuser, in welchen kleine Komödien aufgeführt, Gedichte vorgetragen wurden, sind die Bildungsanstalten der Erwachsenen. Nach einer ganz flüchtigen Rechnung ist es der fünfte Teil der

Einwohnerschaft, der sich täglich mündlich fortbildet, wie die Griechen und Römer in ihren Amphitheatern.

Am 15./27. Februar war Tolstoj in Paris. Er setzte hier in derselben Weise seine Beobachtungen fort. Halbe Tage fuhr er im Omnibus durch alle Straßen, weil ihm die intelligente Bevölkerung von Paris ein angenehmer Gegenstand der Betrachtung war. Die Gestalten, die er bisher nur aus Büchern kannte, traten ihm hier leibhaftig entgegen. Er machte die sonderbare Bemerkung, daß die Fahrgäste in den Omnibussen immer Gestalten aus Paul de Kocks Romanen glichen.

Die Freunde in der französischen Hauptstadt fanden ihn „nicht ohne Sonderbarkeiten, aber versöhnlich und mild". Er las Turgenjew aus seinen neuen Arbeiten vor und fand bei ihm die höchste Bewunderung.

Gegen Ende Februar machte er einen Ausflug nach London. Auch hier waren es die Schulen und das Volksleben auf Straßen und Plätzen, das ihn besonders anzog. Dem Parlament stattete er einen Besuch ab und traf es so glücklich, daß er Lord Palmerston in dreistündiger Rede sprechen hörte.

Den Rückweg nahm er nicht über Paris, sondern über Brüssel. Er trat hier zwei ausgezeichneten Männern näher, die beide aus ihrem Vaterlande verbannt waren: Pierre Joseph Proudhon, dem Vorkämpfer der demokratischen Republik, und Joachim Lelewel, dem früheren Lehrer der Wilnaer Hochschule, den die russische Regierung nicht auf ihrem Gebiete duldete.

So nachhaltig wie das, was er in Deutschland erlebt, scheint indessen weder Italien, noch Frankreich, noch England auf ihn eingewirkt zu haben. Denn er entschloß

sich, als er am 13. April 1861 von Brüssel kommend die deutsche Grenze überschritt, wieder auf demselben Umwege der Heimat zuzustreben, auf dem er nach dem Westen gefahren war. Er hielt sich zunächst mehrere Tage in Weimar als Gast des russischen Gesandten von Maltitz auf. Herr von Maltitz, selbst Poet, machte ihn mit dem Hofmarschall von Beaulieu-Marconnay bekannt, und so wurde Graf Tolstoj auch am großherzoglichen Hofe eingeführt. Hofmarschall Beaulieu und Herr von Maltitz waren in liebenswürdigster Weise bemüht, Tolstoj den Aufenthalt in Weimar angenehm und fruchtbringend zu machen. Am 16. April besichtigte Tolstoj das Goethehaus. Das Wertvollste aber, was er aus Weimar und den andern thüringischen Städten, die er kennen lernte — Gotha, Eisenach, Jena —, mitnahm, war die genaueste Kenntnis der Fröbelschen Kindergärten.

Gotha und Weimar waren die Hauptpflegestätten der Kindergärten. Theorie und Praxis der neuen Anstalten hatten hier hervorragende Vertreter in den Pädagogen August Köhler, Franz Schmidt und Fr. Seidel und einer unmittelbaren Schülerin Meister Fröbels, Frl. Minna Schellhorn. Auch die Gattin des russischen Gesandten von Maltitz widmete der Erziehung in den Kindergärten die lebhafteste Teilnahme und besuchte, um aus eigener Erfahrung die Fröbelsche Methode kennen zu lernen, den Kindergarten, welchem Seidel zwei Jahre hindurch (1856—1858) vorstand. August Köhler wurde sogar nach Petersburg und Moskau berufen, um dort die Kindergärten einzubürgern. Die Großfürstin Maria Nikolajewna begünstigte sie besonders.

Hofmarschall Beaulieu hatte sein Söhnchen dem

Kindergarten von Frl. Schellhorn anvertraut. Hierhin führte er (am 17. April) seinen wißbegierigen Landsmann. Frl. Schellhorn erklärte dem Grafen Leo Tolstoj und seinem Begleiter, was ihm irgend wissenswert erscheinen konnte. Sie nahm mit den Kindern einige Bewegungsspiele vor, sprach über die Beschäftigungs- und Spielmittel, die sie gleichzeitig dem Gaste vorzeigte, und erzählte ihm, da sie seine gespannte Aufmerksamkeit wahrnahm, von Fröbel selbst und seiner Anstalt in Marienthal.

In Jena verpflichtete sich Tolstoj einen jungen Gelehrten, Keller, der eben seine Universitätsstudien mit der Prüfung für das höhere Schulfach und dem Rechte, in den Oberklassen die mathematischen Fächer zu unterrichten, abgeschlossen hatte. Der russische Graf hatte ihm mehr zu bieten, als die karge Gymnasiallehrerstelle in Aussicht stellte, und überdies eine pädagogische Aufgabe, für die sich ein junger Lehrer schon begeistern konnte.

Von Weimar aus machte Tolstoj wieder Berthold Auerbach in Dresden einen kurzen Besuch. Am 22. April war er wieder in Berlin. Er benutzte den flüchtigen Aufenthalt, um Seminardirektor Diesterweg, den Sohn des großen Erziehers, aufzusuchen. Er erwartete, einen aufgeklärten Mann zu finden, der unabhängig von aller Überlieferung, aus der eigenen Erfahrung so vieler Jahrzehnte, selbständige pädagogische Ansichten vortragen würde, und fand einen — nach seiner Meinung — engherzigen Pedanten, der nach Regeln und Vorschriften die Kindesseele glaubte entwickeln und leiten zu können.

In der kurzen Stunde, welche die Männer mit einander Schul- und Erziehungsfragen besprachen, behandelten sie hauptsächlich den Unterschied der Begriffe Erziehung,

Bildung und Unterricht. „Diesterweg sprach mit bittrer Ironie von den Menschen, welche eines von dem andern trennten.“ Tolstoj vertrat den Standpunkt, daß Erziehung, Bildung und Unterricht himmelweit von einander unterschieden seien. „Erziehung ist die erzwungene, gewaltsame Einwirkung eines Menschen auf den andern in der Absicht, einen Menschen zu bilden, wie er uns gut erscheint; Bildung aber ist die freie Beziehung zwischen Menschen, die auf dem Bedürfnis des einen, Kenntnisse zu erwerben, des andern, die erworbenen mitzuteilen, beruht. Unterricht ist ein Mittel der Bildung wie der Erziehung. Der Unterschied zwischen Erziehung und Bildung liegt in der Gewalt, auf welche sich die Erziehung das Recht zuerkennt. Erziehung ist gewaltsame Bildung. Bildung ist frei.“

Wir werden später sehen, daß Tolstoj nicht bloß mit den Anschauungen dieses Pädagogen, sondern mit allen Methoden, die er in den westeuropäischen Schulen kennen gelernt hatte, unzufrieden war, und wie er bei seinen Schulbestrebungen auf seinem Gute seine Erfahrungen in Frankreich, England und Deutschland nur verwertete, um eigene Wege zu gehen.

Berlin war der letzte Ort im Auslande, an dem Tolstoj verweilte. Am 23. April überschritt er nach fünfmonatlicher Abwesenheit die Grenze.

Die große Auslandsreise hatte den Dichter sehr gereift. Die allgemeine Erweiterung seiner Kenntnisse von Land und Leuten, die besondere Beschäftigung mit dem Gegenstande, der ihn jetzt ganz erfüllte, und die persönlichen Beziehungen, die er angeknüpft hatte, wirkten tief und dauernd auf sein Leben ein. Man muß aller-

dings den ganzen Gewinn, den die Studienreise ihm gewährte, als einen negativen bezeichnen. Er hatte gewissermaßen die Sicherheit der Verneinung gewonnen und konnte jetzt um so zuversichtlicher den Regungen des eigenen Geistes folgen.

Von den Völkern, die er kennen gelernt hatte, stand ihm durch die natürliche Verwandtschaft seiner Geistesanlagen mit den nationalen Charaktereigenschaften Deutschland am nächsten. Der weniger bewegliche, aber stetigere Geist des Deutschen mußte ihm sympathischer sein, als der des Romanen. Die Philosophie Schopenhauers befriedigte ihn, Comtes neue Lehre schien ihm nur eine Systematisierung vorgefaßter Meinungen.

Es ist wohl auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit dieser geistigen Verwandschaft, daß die beiden Jugendlehrer Nikolaj Irtenjews so verschieden beurteilt werden. Der Franzose, der bei weitem gebildetere, in besseren Formen aufgewachsene, selbst gewissenhaft seine Pflicht erfüllende Franzose ist dem Knaben durch sein stutzerhaftes Wesen unsympathisch. Der Deutsche besitzt im Grunde gar keine Bildung. Er hat sich viel in der Welt umhergetrieben, ein Stiefkind des Glücks schon von der Geburt an, er ist eigentlich kein Lehrer, sondern, wie die Großmutter sich ausdrückt, eine „Bonne", die die Kinder spazieren führt, — aber der Knabe hängt an ihm, weil er fühlt, wie reich an Liebe das Gemüt des deutschen Bürgersohnes ist, wie wenig es für sich begehrt, und wie viel es für andere übrig hat. Er mag überschwänglich sein, sein Empfinden mag in Empfindsamkeit ausarten; der Grundzug seines Wesens ist das Mitleid — die Tugend, die auch die Quelle von Tolstojs überströmender Menschenliebe ist.

Tolstoj hat sich über deutsches Volkswesen im Vergleich zum russischen freundlich und treffend einem Herrn L. T. gegenüber geäußert, der als Verwalter des Nachbarguts Charino ein Jahr nach Tolstojs Rückkehr aus dem Auslande im Namen seines Herrn, des Generals K., in Geschäften mit ihm zu thun hatte.*)

„Der russische Bauer — sagte er — ist verständig, aufmerksam, geduldig, genügsam; das Jahrhunderte lange Joch der Leibeigenschaft hat nicht vermocht, die guten Eigenschaften in ihm zu ersticken. In meinem Kriegsleben habe ich Gelegenheit genug gehabt, unseren Bauern als Soldaten zu studieren, und ich muß gestehen, daß er das Material zur besten Armee der Welt giebt . . . Was ich an meinem Volke so schmerzlich vermisse: die zielbewußte, energische Ausdauer, nicht bloß die passive Geduld, die Festigkeit des Entschlusses, welche sich durch nichts ermüden oder ablenken läßt und nicht eher ruht, als bis das Ziel erreicht ist — diese große Eigenschaft des Charakters verleiht eben dem Deutschen ein moralisches Übergewicht, dessen wir uns nicht erwehren können. Wir haben viel von unserm germanischen Nachbar gelernt; es bleibt uns noch genug zu lernen."

Und als nun Tolstoj daran ging, aus den Erfahrungen seines Kriegs- und Wanderlebens die Schlüsse für seine Lebensführung zu ziehen, war es ein junger Deutscher, den er zunächst mit der Verwirklichung seiner neuen Pläne betraute. Er begann damit, den Enterbten die Waffe in die Hand zu geben, mit der sie ihr Recht fordern konnten: Wissen.

---

*) S. Düna-Zeitung 1888, Nr. 76.

Am 25. April konnten die Freunde in Petersburg Tolstoj wieder begrüßen. Er verkehrte während dieses flüchtigen Aufenthalts hauptsächlich mit Družinin und Annenkow. Nach der Abwickelung seiner litterarischen Geschäfte fuhr er über Moskau, wo er am 5. Mai eintraf, der Heimat zu.

Am 10. Mai sah er sein Herrenhaus in Jasnaja Poljana wieder, und mit dem frischen Eifer, der ihn für seine neuen Pläne beseelte, reichte er bereits am 12. Mai der Regierung das Gesuch um Begründung einer Schule ein.

Gleich in den nächsten Tagen machte er Turgenjew einen Besuch. Turgenjew hatte ihn am 19. Mai eingeladen, nach Spasskoje hinüber zu kommen. Sie sollten zusammen eine Reise zu dem gemeinsamen Freunde Fjet machen, dessen Gütchen Stepanowka auch in der Nähe im Gouvernement Orel lag. Turgenjew meldete Fjet den bevorstehenden Besuch und fügte seinem Schreiben einen Brief Tolstojs bei, der von Freundschaftsbeteuerungen überströmte. Die Verabredung wurde ganz genau eingehalten. Aber das Zusammentreffen der Freunde endete verhängnisvoll für alle drei, besonders traurig für Tolstoj und Turgenjew.

VII.

Tolstoj und Turgenjew.

Frühere Beziehungen. — Gemeinsamer Besuch bei Fjet. — Streit und Zweikampf. — Versöhnung. — Turgenjew über Tolstoj. — Tolstoj über Turgenjew.

Tolstoj und Turgenjew hatten, trotz ihrer fast ununterbrochenen Beziehungen, nie ganz übereinstimmen können. Schon in jenen Tagen jugendlicher Begeisterung, die sie in Petersburg im Kreise Gleichstrebender verlebten, war Tolstoj (wie wir gesehen haben) seine eigenen Wege gegangen. Während seine Freunde und Genossen sich jugendmutig den Impulsen ihrer Natur hingaben, blieb Tolstoj, unberührt von ihrem Einfluß, der philosophische Denker, der jede noch so unbedeutende Handlung des Lebens in eine Beziehung zu dem Ganzen seiner Weltanschauung setzen muß.

Daher kam es, daß eine engere Freundschaft, ein freudiges Geben und Empfangen, wie es unter geistig bevorzugten Naturen zu herrschen pflegt, zwischen ihm und den Petersburger Genossen nicht entstehen konnte. Der Einzige, dem er lebhaftere Empfindungen entgegenbrachte, der auf ihn einwirkte, war Družinin; Annenkow blieb er sein Lebelang fremd, und mit Turgenjew konnte

trotz aller wiederholten Versuche, die der eine wie der andere machte, ein inniges Verhältnis nicht gefunden werden. Die beiden größten zeitgenössischen Dichter Rußlands blieben innerlich einander fremd. Mensch konnte nicht zu Menschen kommen, obgleich die Männer der Öffentlichkeit für einander die größte Hochachtung hatten. Wie groß der Verlust dieses Mißverhältnisses ist, ermißt man, wenn man an die Freundschaft der beiden großen Dichter Deutschlands denkt, die für beide in menschlicher und dichterischer Hinsicht so fruchtbar und beglückend war.

Turgenjews persönliches Verhältnis zu Tolstoj, sowie sein Urteil über die Werke des Dichters sind von typischer Bedeutung; sie lehren uns die Ansichten desjenigen, der am ersten befähigt war, die Bedeutung Tolstojs für die Litteratur im allgemeinen und für seine Nation im besonderen anzuerkennen, und dürfen uns gleichzeitig als das Urteil des ganzen litterarischen Kreises gelten, den man als den liberalen bezeichnen kann, und von dem Tolstoj sich durch seine spätere Richtung immer mehr und mehr entfernt hat.

Turgenjew sah in Tolstoj nicht bloß einen großen, sondern den größten Dichter Rußlands, und noch auf seinem Totenbette schrieb er ihm einen rührenden Brief, der von seiner Schätzung des Dichters zeugt und von dem tiefen Schmerz, den er über die Richtung des Tolstojschen Geistes empfand, welche ihm für eine Verirrung galt.

„Lieber und teurer Lew Nikolajewič!" — lautet der Brief vom 27. oder 28. Juni 1883, den seine schwache Hand mit Bleistift aufgezeichnet — „Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, denn ich lag und liege, gerade

heraus gesagt, auf dem Sterbebette. Genesen kann ich nicht, es ist gar nicht daran zu denken. Ich schreibe Ihnen aber in der Absicht, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zu der litterarischen Thätigkeit zurück! es stammt ja Ihr Talent dorther, woher alles andere kommt. Ach, wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat. Ich aber bin ein Mensch, mit dem es zu Ende geht... Mein Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes, achten Sie auf meine Bitte, benachrichtigen Sie mich, wenn Sie dieses Blättchen erhalten, und erlauben Sie mir noch einmal, Sie, Ihre Frau, alle die Ihrigen herzlich, herzlich zu umarmen ... Ich kann nicht mehr ... ich bin müde."

Die Stimmung des Sterbenden und die ehrliche Wertschätzung des bedeutenden Rivalen haben gleichen Teil an diesem Briefe, der eine volle Versöhnung vor dem Tode bedeutet.

Denn Turgenjew und Tolstoj lebten in einem beständigen Wechsel zwischen Annäherung und Entfernung. Nur künstlich wurde ein Verhältnis aufrecht erhalten, und oft genug drohte auch das schwache Band zu reißen; ja, es gab einen Moment, wo die beiden größten Dichter Rußlands einander mit der Waffe in der Hand gegenübertreten wollten. Das furchtbare Verhängnis, das über den Talenten Rußlands von jeher hing, welchem Puschkin, welchem Lermontow zum Opfer gefallen, hing auch über Turgenjew und Tolstoj, und eine erschütternde Tragik liegt darin, daß sie es selbst heraufbeschworen hatten, und daß

keinem Fremden ein Anteil an der Schuld aufgebürdet werden kann.

Schon im Winter 1855, da Tolstoj zum erstenmale als Turgenjews Gast in Petersburg weilte, nahm Turgenjew wahr, daß Tolstoj in allen Dingen so selbständig seine eigenen Wege ging, daß er ganz ohne Berührungspunkte mit ihm war. Der junge Offizier verwarf alle Tradition, er ließ weder geschichtliche noch gesellschaftliche Überlieferung gelten und strebte auf rein logischem Wege zur Gewinnung der Grundlage für Denken und Leben, die ihm eins waren. Er war Turgenjew gegenüber radikal. Shakespeares „König Lear", die Tragödie, welche Turgenjew am höchsten schätzte und welcher er eine Erzählung („König Lear der Steppe") nachbildete, galt ihm für ein abgeschmacktes Werk wegen der Unwahrscheinlichkeit der Fabel, die der gewaltigen Katastrophe zu Grunde liegt; und ein Trunkenbold, der seine großen musikalischen Anlagen durch ein regelloses Leben zerstört hatte, war der Mann seiner Neigung.

Wir haben schon oben gesehen, wie schroff Tolstoj gegen seine Freunde sein konnte, wenn es sich um den Gegenstand der Überzeugungen handelte. Und besonders Turgenjew mußte manchen Sturm über sich ergehen lassen. Der heitere D. W. Grigorowič, den wir auch als einen Genossen des Petersburger Litteratenkreises kennen gelernt haben, schildert in seiner humorvollen Weise einen Zusammenstoß der beiden Freunde. „Sie können sich gar nicht vorstellen, was es da für Auftritte gab. Du lieber Gott! Turgenjew kreischt und kreischt, drückt sich mit der Hand die Kehle zusammen und haucht, während sein Auge wie das einer sterbenden Gazelle bricht: ‚Ich kann nicht mehr,

ich habe die Bronchitis!' und rennt mit großen Schritten durch alle drei Zimmer. — ‚Bronchitis,' brummt ihm Tolstoj nach, ‚Bronchitis ist eine eingebildete Krankheit. Bronchitis ist ein Metall.' — Unser Gastgeber Niekrassow vergeht natürlich vor Aufregung; er möchte nicht gern Turgenjew verlieren, aber auch nicht Tolstoj, denn er fühlt, daß dieser eine mächtige Stütze des „Zeitgenossen" sein wird, und muß nun lavieren. Wir alle wissen in der Erregung nicht, was wir sagen sollen. Tolstoj liegt in dem mittleren, dem Durchgangs=Zimmer, auf dem Saffiansofa und schmollt; Turgenjew hat die Schöße seines kurzen Röckchens zurückgeschlagen und rennt, die Hände in den Taschen, unaufhörlich durch alle drei Zimmer hin und her. Um eine Katastrophe zu verhindern, trete ich an das Sofa heran und sage: ‚Liebster Tolstoj, beruhigen Sie sich doch! Sie wissen gar nicht, wie sehr er Sie schätzt und liebt!' — ‚Ich gestatte ihm nicht,' sagt Tolstoj mit aufgeblähten Nasenflügeln, ‚daß er mir zu Trotz handle. Wie er jetzt absichtlich bei mir vorüber auf und nieder rennt und mit seinen demokratischen Rockschößen wedelt!'"

Turgenjews vielseitige Bildung erkannte Tolstoj an, aber er warf ihm Effekthascherei vor, ein Tadel, der dem Kenner von Turgenjews Persönlichkeit nicht ganz unberechtigt erscheinen wird. Tolstoj glaubte überdies, seine Ansicht auch physiologisch bestätigen zu können.

Der kecke Ton und die Kühle von Tolstojs Urteilen wirkten schon damals unangenehm auf Turgenjew ein; zum Bruch indessen kam es noch nicht.

Die Empfindung aber, daß es zwischen ihnen nicht stand, wie es stehen sollte, hatten beide. Tolstoj schrieb

Turgenjew am 15. Oktober 1856 einen ausführlichen Brief, in dem offenbar die Beziehungen zwischen ihnen klargestellt werden sollten; denn Turgenjews Antwort vom 26. November geht liebevoll auf diesen Punkt ein. „Ich habe über alles, was Sie mir schrieben, ernstlich nachgedacht, und es will mir scheinen, als hätten Sie unrecht. Ich darf Ihnen gegenüber ja ganz wahr sein, denn falsch kann ich gegen Sie nicht sein. Ich meine, wir haben unsere Bekanntschaft auf ungeschickte Weise und nicht zur rechten Zeit gemacht, und wenn wir uns wiedersehen, wird die Sache glatter und leichter von statten gehen. Ich fühle, ich liebe Sie als Menschen. Was den Schriftsteller anbelangt, ist jedes Wort überflüssig. Aber vieles ist mir an Ihnen nicht recht, und ich habe es endlich bequemer gefunden, mich von Ihnen fern zu halten. Beim Wiedersehen wollen wir wieder einmal versuchen, Hand in Hand zu gehen, vielleicht gelingt es uns besser. Aber in der Ferne hängt mein Herz, so sonderbar es auch klingt, an Ihnen wie an einem Bruder, und ich bin Ihnen sogar zärtlich gewogen, — kurz, ich liebe Sie, das ist zweifellos. Vielleicht geht daraus mit der Zeit alles Gute hervor. Von Ihrer Krankheit habe ich gehört und war sehr betrübt, jetzt aber bitte ich Sie, jede Erinnerung daran sich aus dem Sinne zu schlagen. Sie sind argwöhnisch und denken vielleicht an Schwindsucht; aber, bei Gott, Sie haben sie nicht.“ Auch die Familienverhältnisse Tolstojs berührt Turgenjew in diesem Briefe. Er spricht von seiner Schwester und seinem Bruder. „Was für ein Vergnügen findet er daran, im Kaukasus zu weilen? Sollte er ein großer Krieger werden wollen?“

Im Dezember empfing Turgenjew von Tolstoj einen Brief, der ein Urteil über seinen „Faust“ enthält. Es war ein aufrichtiges Lob, und der ganze Ton des Briefes war ein „sanfter und heller“, der Ton „freundlichen Friedens“. Und wieder ist es das Mißverständnis des vergangenen Jahres, auf das der friedliebende, trotz seiner eigenwilligen Natur milde Tolstoj zurückkommt, und Turgenjew streckt ihm mit herzlicher Freude die Hand entgegen, „über die Kluft, welche schon längst in eine kaum merkliche Ritze verwandelt ist. Und auch dieser wollen wir nicht gedenken, da sie es nicht verdient.“ Im Februar und März des folgenden Jahres (1857) war Tolstoj in Paris in lebhaftem Verkehr mit Turgenjew. „In ihm ist eine bedeutende Änderung zum Bessern vorgegangen; dieser Mensch wird sehr weit kommen und tiefe Spuren zurücklassen,“ schreibt Turgenjew am 17. Februar an seinen Freund J. P. Polonskij; in einem Briefe vom 3. März sagt er: „Tolstoj ist liebenswürdig und fleißig,“ und wenige Tage später (am 3. März 1857) äußert er sich gegen seinen Freund G. S. Kolbassin: „An Tolstoj möchte ich mich doch nicht anschließen; wir scheinen zu sehr von einander verschieden zu sein.“ Ganz ähnlich drückt er sich in einem Briefe an Fjet nach einem Besuche aus, den Lew Nikolajewič ihm in Spasskoje in der ersten Woche des Oktober 1859 gemacht hatte. „Mit Tolstoj habe ich verträglich geplaudert, und wir schieden in Freundschaft. Mißverständnisse kann es zwischen uns nicht geben, weil wir uns gegenseitig wohl verstehen, und verstehen, daß wir unmöglich nahe zusammenkommen können. Wir sind aus verschiedenem Stoff gemacht.“ Zwei Wochen später schreibt er in gleichem Sinne an Annenkow, und

dieses Wort: „Wir können uns nicht an einander anschließen, wir sind zu sehr von einander verschieden!“ wiederholt sich in den mannigfaltigsten Variationen in den folgenden Jahren, in welchen immer wieder von beiden Seiten in aufrichtigster Weise eine Annäherung gesucht, und doch nichts erreicht wird, als die immer tiefer wurzelnde Überzeugung von der Unversöhnlichkeit ihrer Naturen. Ein einziges Mal — Leo Tolstoj war aus Italien zurückgekehrt, wo er den geliebten Bruder zur Erde bestattet hatte, und im Februar 1861 nach Paris gekommen, um wieder Turgenjew aufzusuchen — nur dieses einzige Mal ist Turgenjews Urteil milder. Er findet Tolstoj „nicht ohne Seltsamkeit“, aber doch mild und weich. Der Tod seines Bruders hat mächtig auf ihn eingewirkt. „Er hat mir Bruchstücke aus seinen neuen litterarischen Arbeiten vorgelesen, und man darf aus ihnen den Schluß ziehen, daß sein Talent noch im Wachsen begriffen ist, und daß er noch eine große Zukunft hat.“ Mit diesen letzten Worten wiederholt Turgenjew ein Urteil, das er schon fünf Jahre vorher in einem Briefe an Družinin ausgesprochen hat (5. Dezember 1856): „Wenn dieser junge Wein den Gärungsprozeß durchgemacht hat, so wird er einen göttlichen Trank geben.“

Endlich aber kam es zu einem Bruche, der die beiden Männer ein Jahrzehnt lang auseinander führte.

Es war im Jahre 1861 in der Mitte des Juni. Tolstoj und Turgenjew waren, nach der obenerwähnten Verabredung, bei Fjet zu Gaste, um den Geburtstag seiner Gattin mitzufeiern. Auch sie war beiden Dichtern eng befreundet. Der „Sänger der Natur“ hatte sich (wie Turgenjew scherzhaft sagt) mitten in der nackten

Steppe ein Stückchen Land gekauft, wo es anstatt der Natur nichts giebt als Raum, wo das Getreide gut gedeiht, und wo er ein recht gemütliches Heim besitzt, mit dem er seine Freude hat.

Hier auf dem Gütchen Stepanowka kam es zu einem heftigen Wortstreit.

Die Gäste hatten sich um 8 Uhr früh im Speisezimmer versammelt. Die Wirtin saß am Tische obenan; vor ihr der Samovar. Der Hausherr saß ihr gegenüber. Man erwartete den Morgenkaffee. Die beiden berühmten Gäste saßen neben der Wirtin, Turgenjew zur rechten, Tolstoj zur linken Hand. Frau Fjet fragte, da ihr bekannt war, wie ernst sich Turgenjew mit der Erziehung seiner (unehelichen) Tochter beschäftige, ob er mit seiner englischen Gouvernante zufrieden sei. Turgenjew erging sich im Lob der Gouvernante und erzählte unter anderem, sie habe ihn in ihrer englischen Pünktlichkeit gebeten, eine Summe zu bestimmen, welche seine Tochter zu Wohlthätigkeitszwecken verwenden dürfe. „Jetzt verlangt sie, meine Tochter solle mit eigenen Händen die schlechte Kleidung der Armen nach Hause nehmen, sie selbst ausbessern und wieder zurückgeben, wo sie hingehört.“

„Und das halten Sie für gut?“ fragte Tolstoj.

„Gewiß, das bringt die Wohlthäterin mit dem wirklichen Elend in nahe Berührung.“

„Und ich meine, ein verzärteltes Mädchen, das auf ihren Knieen die schmutzigen, übelriechenden Lumpen hält, spielt eine rechte Komödie.“

„Ich muß Sie bitten, nicht so zu sprechen,“ schrie Turgenjew, und seine Nasenflügel bebten.

„Warum soll ich nicht sagen, was meine Überzeugung ist?“ antwortete Tolstoj.

Der Wirt hatte noch nicht Zeit, den Streitenden ins Wort zu fallen, als Turgenjew bleich vor Wut sich erhob und auf Tolstoj einschrie: „So werde ich Sie durch eine Beleidigung zum Schweigen bringen.“ Dann griff er sich mit beiden Händen an den Kopf und ging erregt in das andere Zimmer. Er kehrte nur auf einen Augenblick wieder zurück, um sich bei seinen Gastfreunden zu entschuldigen, und reiste noch an demselben Tage ab.

Auch Tolstoj verließ noch selbigen Tages das Heim seines Freundes und schrieb an Turgenjew einen herausfordernden Brief. Turgenjew beantwortete ihn unverzüglich. „Ich kann nur wiederholen,“ schrieb er, „was ich selbst für meine Pflicht hielt, Ihnen bei Fjet zu erklären. Ich habe Sie, hingerissen von dem Gefühl einer unwillkürlichen Feindseligkeit, auf deren Ursachen einzugehen hier nicht der Ort ist, ohne jeden positiven Grund Ihrerseits beleidigt und habe Sie um Entschuldigung gebeten. Der Vorgang von heute hat mir klar wie der Tag gezeigt, daß alle Versuche der Annäherung zwischen so entgegengesetzten Naturen wie die Ihre und die meine zu keinem guten Ende führen können, und darum erfülle ich meine Schuldigkeit Ihnen gegenüber um so lieber, als dieser Brief wahrscheinlich der letzte Ausdruck irgend welcher Beziehungen zwischen uns bleiben wird. Ich wünsche aus ganzer Seele, daß er Sie befriedigen möge, und erkläre von vornherein meine Zustimmung zu jedem beliebigen Gebrauch, den Sie davon machen wollen.“ Er schließt mit einer überaus höflichen Hochachtungs-Wendung und einer kurzen Nachschrift mit der genauen Bezeichnung der

Stunde, 10½ Uhr nachts. In dieser Nachschrift heißt es, der Bote habe den Brief in seiner Dummheit an einen falschen Ort gebracht, und Turgenjew bedauere diese Versäumnis.

Tolstoj hatte die Absicht, Turgenjews Brief ungelesen an Fjet zurückzugeben; aber er konnte sich nicht überwinden und öffnete ihn. Im ersten Zorn schickte er ihn an Fjet mit folgenden Worten: „Ich wünsche Ihnen alles Gute im Verkehr mit diesem Menschen; aber ich verachte ihn. Ich habe es ihm geschrieben und damit alle Verbindungen abgebrochen, es sei denn, er verlangte Genugthuung. Trotz meiner äußerlichen Ruhe war ich doch im Innern verstimmt. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich von Herrn Turgenjew eine positivere Entschuldigung verlangen, und ich habe das in einem Briefe aus Nowoselki gethan. Hier ist seine Antwort. Ich habe mich mit ihr zufrieden gegeben und nur erwidert, daß die Ursache, aus welcher ich ihn entschuldige, nicht der Gegensatz der Naturen ist, sondern eine andere, die er selbst wohl begreifen wird. Außerdem habe ich nach einigem Zögern noch einen ziemlich herben Brief geschrieben mit einer Forderung, auf den ich noch keine Antwort habe. Wenn ich sie erhalte, werde ich sie uneröffnet zurückschicken."

Auch Turgenjew antwortete unverzüglich.

„Ihr Bote sagt, Sie erwarteten eine Antwort auf meinen Brief; aber ich sehe nicht ein, was ich noch hinzufügen könnte zu dem, was ich vorher geschrieben habe. Etwa, daß ich Ihnen das Recht zuerkenne, von mir Genugthuung mit bewaffneter Hand zu verlangen. Sie haben es vorgezogen, sich mit der Entschuldigung zu-

frieden zu geben, die ich einmal ausgesprochen und wiederholt habe. Das stand in Ihrem Belieben. Ohne Redensarten gesagt, ich würde gern Ihrem Feuer standhalten, um dadurch mein wirklich unbesonnenes Wort zu tilgen. Daß ich es überhaupt ausgesprochen habe, liegt den Gewohnheiten meines Lebens so fern, daß ich es nur der Erregung zuschreiben kann, die durch den überaus starken beständigen Antagonismus unserer Anschauungen hervorgerufen ist. Das ist keine Entschuldigung, ich will sagen keine Rechtfertigung, sondern eine Erklärung, und daher halte ich es für meine Pflicht, ehe ich mich für immer von Ihnen trenne — denn solche Vorgänge sind unaustilgbar, unwiderruflich —, noch einmal zu wiederholen, daß Sie in dieser Angelegenheit im Rechte waren und ich der Schuldige. Ich füge hinzu, daß es sich hier nicht um Tapferkeit handelt, die ich zeigen oder nicht zeigen will, sondern auch um das Anerkenntnis dessen, daß Ihnen ebenso das Recht zusteht, mich zum Zweikampfe zu fordern, natürlich in den hergebrachten Formen (mit Sekundanten), wie das Recht, mich zu entschuldigen. Sie haben nach eigenem Ermessen gewählt, und mir bleibt nur übrig, Ihren Entschluß entgegen zu nehmen."

Der noch immer gereizte Tolstoj schickte an Fjet eine kurze Notiz, die sich in harten Worten über Turgenjew aussprach. „Ich bitte Sie," schrieb er an den gemeinsamen Freund, „ihm das ebenso genau zu melden, wie Sie mir seine liebenswürdigen Äußerungen übermitteln, trotz meiner wiederholten Bitte, nicht von ihm zu sprechen."

Seine Erregung muß sehr groß gewesen sein, denn er schont auch Fjet nicht. „Ich bitte Sie, mir nicht

mehr zu schreiben, denn ich werde Ihre Briefe wie die Turgenjews nicht mehr öffnen."

Es versteht sich von selbst, daß infolgedessen auch eine Spannung zwischen Fjet und Tolstoj eintrat. Da sie aber eigentlich ohne rechten Grund war, versöhnten sich die beiden Männer, die innerlich ganz vortrefflich zu einander stimmten, sehr bald wieder.

Seinem Freunde Annenkow meldete Turgenjew das Vorgefallene in einem Briefe vom 7./19. Juli 1861.

„Ich bin endgültig mit N. L. Tolstoj auseinander. Es hing ‚entre nous' das Duell an einem Haar (und noch jetzt ist das Haar nicht gerissen), Schuld war ich; aber der Bruch war, um mich gelehrt auszudrücken, durch unsere alte Feindschaft und die Antipathie unserer Naturen geboten. Ich habe es gefühlt, daß er mich haßt, und habe es nicht verstanden, warum er immer wieder zu mir zurückkommt. Ich hätte mich wie früher fern halten müssen, und ich habe versucht, mich zu nähern, — und so wäre ich beinahe auf dem Kampfplatze mit ihm zusammen gekommen. Ich habe ihn nie lieb gehabt. Warum habe ich das nicht alles längst begriffen."

Tolstoj hatte ihm glücklicherweise geschrieben, daß er sich jetzt nicht mit ihm schlagen wolle, um nicht zum Geklatsch des russischen Publikums zu werden. Er habe weder Lust noch Ursache, die Welt mit Skandalgeschichten zu belustigen.

Der unselige Zwist sollte indessen noch fortgesetzt werden. Turgenjew war schon wieder auf dem Wege nach Paris, da drangen in Petersburg Gerüchte zu ihm, daß Tolstoj in Moskau die Kopie eines Briefes verbreite, welchen er an Turgenjew geschrieben habe. Dieser

Brief sollte Beleidigungen, grobe Beleidigungen enthalten, und es blieb Turgenjew nichts übrig, als Tolstoj eine Herausforderung zu schicken. Es geschah dies nach einem schweren Kampfe mit sich selber. „Ich habe," schreibt Turgenjew am 1./13. Oktober 1861 aus Paris, von wo auch die Forderung ergangen war, „in dieser Angelegenheit außer dem Anfang, an dem ich schuldig bin, alles gethan, um diese dumme Lösung zu vermeiden. Tolstoj aber hat es gefallen, mich au pied du mur zu stellen, — und ich konnte nicht anders handeln. Im Frühling werden wir uns in Tula gegenüberstehen." An Tolstoj aber war folgender Brief abgegangen: „Mein Herr! Unmittelbar vor meiner Abreise aus Petersburg habe ich erfahren, daß Sie in Moskau die Kopie Ihres letzten an mich gerichteten Briefes verbreitet haben, in dem Sie mich einen Feigling nennen, der sich mit Ihnen nicht habe schlagen wollen u. s. w. Nach dem Gouvernement Tula zurückzukehren, war mir unmöglich, und ich habe meine Reise fortgesetzt. Da ich aber Ihre Handlungsweise nach alledem, was ich gethan habe, um das Wort, das mir entfahren, zurückzunehmen — beleidigend und ehrlos finde, so kündige ich Ihnen an, daß ich sie dieses Mal nicht unbeachtet lassen werde, und ich fordere von Ihnen, wenn ich nächsten Frühling wieder nach Rußland komme, Genugthuung. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß ich meine Freunde in Moskau von meiner Absicht unterrichtet habe, damit sie den von Ihnen verbreiteten Gerüchten entgegentreten können." Und sich selbst ironisierend fügt Turgenjew hinzu: „So mußte es kommen; ich selbst habe die Raufsucht des Adels (in Paul

Petrowič Kirsanow) verspottet, und nun handle ich selbst nicht anders als er. Es war offenbar im Buche des Schicksals so geschrieben."

Aber auch das zweite Mal endete es glücklich, denn Tolstoj war in der Lage, Turgenjew von der gänzlichen Grundlosigkeit seiner Beschuldigungen zu überzeugen. Er schrieb ihm, daß das Gerücht von der Verbreitung der Kopie eines für Turgenjew beleidigenden Briefes ganz und gar erfunden sei, und damit wurde die Herausforderung hinfällig. „Wir werden uns nicht schlagen," teilt Turgenjew am 26. Oktober/7. November 1861 Annenkow mit, „und ich bin natürlich sehr erfreut darüber." Turgenjew selbst hatte, bevor ihm das Gerücht aus Moskau zu Ohren kam, den ganzen Streit mit Tolstoj bereits der Vergessenheit anheimgegeben. „Meine thörichte Angelegenheit mit Tolstoj ist nun endgültig tot, d. h. wir sind für immer auseinander, werden uns aber nicht schlagen. Es war ein gewaltiger Unsinn. Aber ich wiederhole: Schuld daran war ich" — so heißt es in einem Briefe vom 10. Juli 1861, und selbst einen Monat später noch (6./18. August) schreibt er: „Von meiner Thorheit mit T. — will ich nicht reden; sie ist längst in den Lethe versunken und hat in mir nur das Gefühl der Beschämung und Verwirrung zurückgelassen, das mich immer wieder aufregt, wenn ich an die thörichte Geschichte erinnert werde. Taucht unter!" Um so begreiflicher ist, daß ihn die Erklärung Tolstojs von der Unwahrheit des Gerüchts vollkommen zufriedenstellt und das Nichtzustandekommen des Duells erfreut.

Bei Turgenjew wirkte der Zwist mit Tolstoj noch lange nach. Noch am 14. Januar 1862 beklagt er in

einem Briefe aus Paris das Vorgefallene: „Das Einzige, was mich ein wenig tröstet, ist, daß ich keineswegs einen solchen Ausfall Tolstojs ahnen konnte und mir einbildete, alles noch zum Guten zu wenden. Aber es ist eine Wunde, die man lieber nicht berührt."

Die eigentliche letzte Veranlassung zu diesem so heftigen Streit wird aus alle dem nicht klar. Gewiß hat Turgenjew Recht, wenn er von sich und dem Grafen Tolstoj sagt, daß ihre Naturen durchaus verschieden seien. Übertrieben aber ist es, wenn er von einer alten Feindschaft und einer eingewurzelten Antipathie spricht. Die schriftstellerische Nebenbuhlerschaft kann noch weniger in Betracht kommen. Nie war ein Mensch weniger zum Neid veranlagt als Turgenjew; nie war jemand aufstrebenden Talenten gegenüber hilfreicher als er, und es ist gewiß ein ungerechtes Urteil, wenn Nikolaus Tolstoj im Scherz zu sagen pflegte: „Turgenjew kann sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß der kleine Leo selbstständig wird und seiner Fürsorge entwächst."

Zu wirklicher Feindschaft waren beide Männer nicht fähig: Turgenjew wegen seiner durch und durch humanistischen Bildung, die zugleich die Richtschnur seiner Lebensführung war, noch weniger aber Tolstoj bei seinem unausgesetzten Streben nach sittlicher Vervollkommnung und seiner von Grund aus religiös-friedlichen Natur. Turgenjew mit seiner Völker umfassenden Weltanschauung war zunächst ein moderner Mensch, ein Europäer, ein „Westler", wie die slawophile Richtung sich ausdrückt, und dann erst Russe, obwohl sein tiefes Vaterlandsgefühl durch den Schmerz über die traurige Lage Rußlands bezeugt ist. Tolstoj war zunächst Russe, und die all-

gemeine Bildung, die er in nicht geringerem Grade als Turgenjew besaß, diente ihm nur als Grundlage für die Pläne seines Lebens, das ganz seinem Volke geweiht war. Turgenjew schloß sich ohne Zweifel und Prüfung der großen Gesellschaft europäischer Kulturmenschen an, ihren Sitten und Gebräuchen; Tolstoj erwog die Berechtigung jeder Erscheinung, die ihn umgab, und gelangte bald zu dem Standpunkt Descartes, der alles verwarf, um sich selbst vorurteilslos einen eigenen Gedankenbau und eigene Lebensgrundsätze zu bilden. Turgenjew nahm die Menschen, wie sie ihm entgegentraten, mit Wohlwollen auf und betrachtete den einzelnen mit höchster Duldsamkeit; Tolstoj trat mit selbstgeschaffenen Maßstäben an den Nächsten heran und klassifizierte ihn nach dem Grade sittlicher Vollkommenheit, die er in seinen Augen erlangt hatte. In diesem Sinne war Tolstojs Anschauung weniger frei, als die Turgenjews; und da beide Männer in ihrer Art reizbar waren, der eine durch die Starrheit seiner schwer errungenen Überzeugungen, der andere wegen seiner Duldsamkeit, welche die Unduldsamkeit des anderen nicht ertragen konnte, so sind Mißverständnisse und Reibungen zwischen ihnen leicht erklärt.

Tolstojs Hingabe an das Werk der Erziehung in einem allem Hergebrachten entgegengesetzten Sinne mag in dem oben erzählten Falle Turgenjew stark gereizt haben, und es war für ihn das Kapitel der Erziehung seiner Tochter stets eine heikle und heftig erregende Lebensfrage. Sein Schuldbekenntnis macht ihm alle Ehre, wenn es auch nicht mehr als Pflicht des Mannes ist, seine Zunge zu zügeln und ein leichtfertig gesprochenes Wort zurückzunehmen.

Nicht minder ehrenvoll aber für Leo Tolstoj ist sein mannhaftes Auftreten Turgenjew gegenüber ein Jahrzehnt später. Tolstojs Verehrung für den zehn Jahre älteren Dichter war unverrückt dieselbe geblieben, und da ihn seine Religionsphilosophie gelehrt hatte, daß eins der wichtigsten Gebote Christi lautet: Zürne nicht! — so streckte er Turgenjew ohne ein Gefühl der Beschämung die Hand zur Versöhnung entgegen. Und sie wurde freudig ergriffen. Tolstojs Brief, der diese Versöhnung anbahnte, empfing Turgenjew am 8. Mai 1878 in Paris, und unverzüglich antwortete er dem Manne, dem er einst die Herausforderung zum tötlichen Kampfe geschickt hatte. „Er hat mich sehr gefreut und gerührt," sagt er von Tolstojs Briefe; „ich bin sehr gern bereit, unsere frühere Freundschaft zu erneuern, und drücke die mir von Ihnen dargereichte Hand kräftig. Sie haben vollkommen recht, wenn Sie vermuten, daß ich keinerlei feindliche Gefühle gegen Sie hege; wenn sie auch einmal vorhanden waren, so sind sie längst verschwunden, und es blieb mir an Sie nur eine einzige Erinnerung zurück, als an einen Menschen, dem ich zugethan war, und als an einen Schriftsteller, dessen erste Schritte mich früher, als dieses bei anderen der Fall war, zufrieden stellten, und dessen neue geistige Erzeugnisse stets das lebhafteste Interesse in mir hervorriefen. Ich freue mich herzlich, daß das zwischen uns entstandene Mißverständnis beseitigt ist." Turgenjew fügt noch hinzu, daß er in diesem Sommer nach dem Gouvernement Orel zu kommen und Tolstoj wiederzusehen hoffe. Die Herzlichkeit, die aus diesem Briefe spricht, waltet nun in der Korrespondenz der beiden Männer fort, und auch das Urteil, welches hier über den Schriftsteller

gefällt wird, ist Turgenjews wahre Meinung, nicht etwa eine durch die Stimmung der Versöhnlichkeit gefärbte Ansicht. Denn auch zu anderen äußerte er sich ganz in diesem Sinne.

Schon im Jahre 1854 hatte Turgenjew über das „Knabenalter" sein Entzücken geäußert. „Gebe Gott Tolstoj nur langes Leben, so wird er uns, das hoffe ich zuversichtlich, noch alle in Erstaunen setzen. Er ist ein Talent ersten Ranges." Ein merkwürdig prophetisches Urteil nach dem Erstlingswerke! Die „Jugend" hatte er „herrlich" genannt; aber auch damals hatte er schon die Worte gesprochen: „Wenn Sie nicht auf Abwege geraten, werden Sie weit kommen; ich wünsche Ihnen Gesundheit, Thätigkeit und — geistige Freiheit," und in demselben Briefe, dem dies Urteil entnommen ist, heißt es: „Meine Sachen konnten Ihnen gefallen und haben möglicherweise Einfluß auf Sie geübt — aber nur, bis Sie selbständig wurden. Jetzt können Sie von mir nichts mehr lernen, Sie sehen nur die Verschiedenheit der Art, sehen die Fehltritte und die Fehler; es bleibt Ihnen nur übrig, den Menschen, ihr Herz und wirklich große Schriftsteller zu studieren."

Die „geistige Freiheit" ist das, was Turgenjew immer wieder an Tolstojs Schöpfungen vermißt. Er mochte ästhetisch noch so sehr befriedigt sein, der „sittliche Eindruck" verstimmte ihn. „Ich las seinen ‚Morgen eines Gutsbesitzers' — schreibt Turgenjew dem gemeinsamen Freunde Družinin am 13. Januar 1857 aus Paris —, welcher mir sehr gefiel, sowohl wegen seiner Aufrichtigkeit als auch wegen der fast völlig freien Anschauung; ich sage ‚fast', denn in der Art, wie er sich die Aufgabe

gestellt, liegt (vielleicht unkenntlich für ihn selbst) ein Vorurteil. Der eigentliche sittliche Eindruck dieser Erzählung (ich spreche nicht vom ästhetischen) besteht darin, daß, so lange die Leibeigenschaft existieren wird, keine Möglichkeit zur Annäherung und Verständigung beider Teile vorhanden ist, trotz der uneigennützigen und ehrlichen Bereitwilligkeit zu einer Annäherung — und dieser Eindruck ist gut und wahr. Aber parallel mit ihm läuft ein anderer, nämlich der, daß es überhaupt zu nichts führen würde, den Bauern aufzuklären und seine Lage zu verbessern, und dieser Eindruck ist unangenehm. Aber die musterhafte Sprache, die Erzählung und die Charakteristik sind großartig. . . .“

Wir haben schon oben gesehen, daß Turgenjew Tolstojs Talent immer höher schätzen lernte, und daß er sein stetiges Wachsen anerkannte. Seine Ansichten über die einzelnen Werke des Freundes bestätigen sein allgemeines Urteil. Die „Kosaken“ nennt er an einer Stelle „die beste Novelle, die in unserer Sprache erschienen ist“. An einer anderen (in einem Briefe aus Paris vom 7. April 1863 an Fjet) sagt er: „Die ‚Kosaken‘ habe ich gelesen, ich bin entzückt von ihnen (Botkin auch). Nur die Gestalt Olenins zerstört den allgemeinen großartigen Eindruck. Um den Gegensatz der Zivilisation zu der ursprünglichen unberührten Natur zu zeigen, war es durchaus nicht nötig, dieses ewig mit sich kämpfende, langweilige und wehleidige Wesen einzuführen. Daß Tolstoj sich von dieser Schrulle nicht frei machen kann!“

Turgenjew machte Tolstoj regelmäßig Mitteilungen von Übersetzungen, die in englischen und französischen Zeitschriften gedruckt wurden; ja, er hatte selbst die Ab-

sicht, gemeinschaftlich mit Frau Viardot im Herbst 1878 die „Kosaken" zu übertragen, und ärgerte sich darüber, daß im „Journal de St. Pétersbourg" eine, wie er meinte, schlechte Übersetzung erschienen war.

Die englische Übersetzung der „Kosaken" nennt er „wortgetreu, aber trocken" und „matter of fact". Turgenjews Verehrung für den Dichter geht so weit, daß er sich um einen Verleger für die im „Journ. de St. Pétersb." erschienene Übersetzung bemüht, daß er mit einem französischen Litteraten, Durand, gemeinsam die Übersetzung erst sorgfältig durchlesen will, bevor die Buchausgabe erscheint, um dem französischen Publikum die „Kosaken" in der Gestalt vorzuführen, welche sie verdienten.

Über „Polikuška" lesen wir Turgenjews Urteil in einem Briefe vom 25. Januar 1864. Er schreibt aus St. Petersburg an Fjet: „Ich habe nach Ihrer Abreise ‚Polikuška' gelesen und war erstaunt über die Kraft dieses starken Talents. Nur vom Stoff ist schmerzlich viel vergeudet, und auch das Söhnchen hat er unnützerweise ertrinken lassen. Das ist gar zu schrecklich. Aber es giebt Seiten, die wahrhaft erstaunlich sind. Es läuft einem eisig über den Rücken, und der ist doch wahrlich bei unsereinem dick und stark genug — er ist ein Meister!"

Besonders rege ist sein Anteil an „Krieg und Frieden". „1805" hat ihm nicht gefallen. „Der zweite Teil von ‚1805'", schreibt er im Anschluß an ein Urteil über den zweiten Teil von Dostojewskijs ‚Verbrechen und Strafe', „ist ebenfalls schwach. Wie kleinlich ist das alles, wie geklügelt, und wie werden Tolstoj diese ewigen Betrachtungen darüber, ob feig oder nicht, nicht überdrüssig? Diese ganze Pathologie der Schlacht! Wo sind hier die

Charakterzüge der Zeit, wo die geschichtliche Färbung? Die Gestalt Denissows ist trefflich gezeichnet, aber sie wäre schön als Arabeske auf einem Hintergrund — dieser Hintergrund aber ist nicht da." Mit dem fertigen „Krieg und Frieden" beschäftigt er sich oft und viel. „Der Roman von Tolstoj ist ein wunderbares Werk" (dieses Urteil knüpft er an ein Wort über Annenkows Kritik im ‚Europäischen Boten'), „aber das Schwächste an ihm — gerade das, worüber das Publikum in Entzücken ist — ist die geschichtliche Seite und die Psychologie. Seine Geschichte ist Hokuspokus, Taschenspielerkunst, Augenblendwerk, seine Psychologie ein launenhaft eintöniges Spiel mit denselben Empfindungen. Alles, was Sittenschilderung, Beschreibung, Kriegsleben betrifft, ist ersten Ranges; einen zweiten Meister wie Tolstoj haben wir nicht."

Fürstin P. hatte den Roman ins Französische übersetzt und schickte Turgenjew 500 Exemplare. Zehn davon übergab er hervorragenden Kritikern, u. a. auch Taine und About. „Hoffen wir," fügt er hinzu, „daß sie die ganze Kraft und Schönheit Ihrer Epopöe erfassen werden. Die Übersetzung ist etwas schwach, aber mit Eifer und Liebe angefertigt. Ich habe dieser Tage fünf- bis sechsmal mit immer neuem Genuß dieses Ihr wahrhaft großes Erzeugnis gelesen. Sein ganzer Bau ist weit von dem entfernt, was die Franzosen lieben und in Büchern suchen; aber die Wahrheit behält überall die Oberhand. Ich hoffe, wenn nicht auf einen glänzenden Sieg, so doch auf eine dauernde, wenn auch langsame Eroberung."

Auch Flaubert hatte eins von den zehn Exemplaren empfangen, und ein Urteil, das er in einem Briefe an

Turgenjew ausspricht, teilt dieser mit „diplomatischer Genauigkeit" Tolstoj mit. Der französische Romancier schreibt: „Merci de m'avoir fait lire le Roman de Tolstoï. C'est de premier ordre! Quel peintre et quel psychologue! Les deux premiers volumes sont sublimes, mais le troisième dégringole affreusement. Il se répète, et il philosophise!! — Enfin on voit le monsieur, l'auteur, et le Russe, tandisque jusque là on n'avait vu que la Nature et l'Humanité. — Il me semble qu'il y a parfois des choses à la Shakespeare! — Je poussais des cris d'admiration pendant cette lecture . . .
et elle est longue! — Oui, c'est fort, bien fort!"

Turgenjew selbst las seinen Gästen gern Bruchstücke aus dem Roman mit lauter Stimme vor. Er hatte einen vortrefflichen Vortrag. Sein größtes Entzücken war das 43. Kapitel, das den Kampf der zwei Bataillone des sechsten Jägerregiments mit den Franzosen schildert. „Ich kenne nichts in irgend einer der europäischen Litteraturen, was ich über diese Schilderung stellen würde." Damit schloß er seine Vorlesung. Sein allgemeines Urteil über die Epopöe Tolstojs (in den „Erinnerungen") war allerdings durch einen wesentlichen Tadel eingeschränkt. „Das betrübendste Beispiel für den Mangel echter Freiheit, welcher aus dem Mangel echten Wissens hervorgeht, bietet uns das letzte Werk des Grafen L. N. Tolstoj dar, welches gleichzeitig nach der Kraft der schöpferischen poetischen Begabung wohl an der Spitze alles dessen steht, was seit dem Jahre 1840 in unserer Litteratur erschienen ist. Und doch, ohne Bildung, ohne Freiheit im weitesten Sinne — und in Beziehung zu der eigenen

Person, zu vorgefaßten Ideen und Systemen, ja zu dem eigenen Volke, zu der eigenen Geschichte — ist ein echter Künstler nicht zu denken, ohne diese Luft kann er nicht atmen." Es spricht sich in diesem Urteil sowohl das ehrliche Bemühen einer freien, vorurteilslosen Anerkennung, wie die Grundverschiedenheit der Naturen beider Männer aufs deutlichste aus. Denn mit der Anerkennung dessen, daß seit dem Jahre 1840 die russische Litteratur nichts Größeres aufzuweisen habe, stellt Turgenjew bescheidentlich den Rivalen auch über sich und sein Schaffen.

Ziemlich übereinstimmend mit den bereits angeführten Ansichten Turgenjews über „Krieg und Frieden" ist auch das, was er in zwei Briefen an Fjet sagt. „Tolstojs Roman," heißt es in einem Briefe vom 27. Juni 1866 aus Baden-Baden, „ist nicht darum schlecht, weil er auch von der ‚Reflexion' angesteckt ist, diese Not hat er nicht zu fürchten. Er ist schlecht, weil der Autor nichts gelernt hat, nichts weiß und unter dem Namen eines Kutusow und Bagration uns die ersten besten sklavisch nachgezeichneten Durchschnittsgenerale der Zeit vorführt."

„Ich habe soeben den vierten Band von ‚Krieg und Frieden' zu Ende gelesen," schreibt er am 12. April 1868. „Es enthält unerträgliche und bewunderungswürdige Sachen. Und diese bewunderungswerten Sachen, die im Grunde vorwalten, sind so großartig schön, daß bei uns noch nie jemand etwas Besseres geschrieben hat. Ja, daß überhaupt kaum etwas so Schönes je geschrieben worden ist. Der erste und vierte Band sind schwächer als der zweite und besonders als der dritte. Der dritte Band ist fast ganz ein chef d'oeuvre."

In „Anna Karenina" beleidigte Turgenjew zunächst

die Hauptgestalt, oder um es so zu bezeichnen, daß die Gegensätze der Dichterpersönlichkeiten getroffen werden, die Lieblingsgestalt Tolstojs, die er offenbar nach seinem Ebenbilde geformt hatte. Turgenjew war Ljowin unangenehm. Nicht ein Mangel in der schöpferischen Kraft des Dichters rief seinen Unwillen hervor, sondern die parteiische Bevorzugung des Mannes, der nach seiner Ansicht schlechter war, als Vronskij und Oblonskij — ein selbstsüchtiger, eigennütziger Mensch.

„Hättest Du auch nur einen Augenblick glauben können," sagte Turgenjew zu J. P. Polonskij, dem Freunde beider, „das Ljowin in Kitty verliebt sei oder sie liebt, daß Ljowin überhaupt jemanden lieben kann? Nein, die Liebe ist eine von den Leidenschaften, die unser Ich bricht, die uns unsere Person und unsere eigenen Angelegenheiten vergessen läßt. Ljowin aber hört, da er erkennt, daß er geliebt wird und glücklich ist, nicht auf, sich mit seinem Ich zu beschäftigen, sich den Hof zu machen. Er glaubt, daß sogar die Kutscher, ja gerade diese mit besonderem Wohlgefallen und besonderer Hochachtung, ihm ihre Dienste anbieten. Er erbost sich, wenn Leute ihn grüßen, die Kitty nahe stehen. Er hört nicht einen Augenblick auf, selbstsüchtig zu sein, und beschäftigt sich so sehr mit sich, daß er sich für etwas Besonderes hält. Psychologisch ist all dies sehr wahr (obwohl ich kein Freund von psychologischen Einzelheiten und Feinheiten im Roman bin), aber all diese Einzelheiten beweisen, daß Ljowin ein Egoist durch und durch ist, und man begreift, warum er die Frauen als Wesen betrachtet, die nur für die wirtschaftlichen und häuslichen Arbeiten und für den Klatsch geschaffen sind. Es heißt, der Dichter solle Ljowin ähnlich

sein. Ich glaube es kaum. Höchstens, daß eine Seite seines Charakters ganz in dem Charakter Ljowins aufgegangen und hier künstlerisch ausgestaltet ist. Aber ich begreife doch nicht, wie man mit ihm sympathisieren kann."

„Und nun nicht bloß die Liebe," fährt Turgenjew fort, „jede starke Leidenschaft, religiöse, politische, soziale, ja die Leidenschaft der Wißbegierde bricht unsere Selbstsucht. Fanatiker jeder Idee, selbst der thörichtesten, unvernünftigsten, setzen ihr Leben aufs Spiel. So auch die der Liebe." —

Auch das Ganze dieses Romans schien ihm von einem Geiste der Unfreiheit, der Bildungsfeindlichkeit angekränkelt, der seinem Empfinden widerstrebte. „Anna Karenina gefällt mir nicht, obgleich es wahrhaft großartige Stellen hat. (Das Wettrennen, die Mahd, die Jagd.) Aber alles ist angesäuert, riecht nach Moskau, nach Weihrauch, nach alten Jungfern, Slawentum, Junkertum ꝛc." Und ganz ähnlich drückt er sich dem Kritiker Suworin gegenüber aus, der eine Studie über Tolstoj veröffentlichen wollte. „Er ist ein ungewöhnliches Talent, aber in ‚Anna Karenina' hat er, wie man hier (Paris) sagt, fait fausse route. Der Einfluß Moskaus, des slavophilen Junkertums, orthodoxer alter Jungfern, der eigenen Isolierung und der Mangel an echter künstlerischer Freiheit! Der zweite Teil ist einfach langweilig und flach, es ist ein Jammer!"

Turgenjew folgt so sorgfältig der litterarischen Entwickelung Tolstojs, daß er selbst die „Fibel" (Azbuka) liest. Aber er findet „mit Ausnahme der schönen Erzählung ‚Der Gefangene im Kaukasus' nichts interessantes" darin.

Über die „Beichte" konnte der Dichter Turgenjew

natürlich nur in gleichem Sinne urteilen. „Ein merkwürdiges Werk wegen ihrer Innigkeit, Wahrhaftigkeit und Überzeugungskraft. Aber aufgebaut auf ganz falschen Vordersätzen, führt es schließlich zur finstersten Verleugnung alles lebendigen, menschlichen Lebens. . . . Das ist auch eine Art Nihilismus. Ich wundere mich, weshalb Tolstoj, der unter anderem auch die Kunst leugnet, sich mit Künstlern umgiebt — und was können sie aus der Unterhaltung mit ihm gewinnen? — und trotz alledem ist Tolstoj wohl der merkwürdigste Mensch des zeitgenössischen Rußland!" — —

Tolstoj legte auf Turgenjews Urteil großes Gewicht. Selbst in der Zeit, wo die persönlichen Beziehungen zwischen ihnen die allerschlechtesten waren. „Ihre Meinung — schreibt er an Fjet am 23. Januar 1865 — ist mir teuer und noch die eines anderen Menschen, den ich selbst um so weniger liebe je mehr ich selbst emporwachse: Turgenjews."

Von Urteilen Tolstojs über Turgenjews Werke sind nur wenige bekannt. Er spricht gleich nach dem Erscheinen des Werkes über den Roman „Am Vorabend" (Helene): „Ich habe „Am Vorabend" gelesen, hier ist meine Meinung: Romane schreiben ist überhaupt ein vergebliches Bemühen, ganz besonders für Leute, die in trüber Stimmung sind und die nicht leicht wissen was sie vom Leben wollen. Übrigens ist „Am Vorabend" bedeutend besser als „Das adlige Nest". Es hat ganz vortreffliche negative Gestalten: den Künstler und den Vater. Die übrigen sind nicht nur keine Typen, sondern ihre Konzeption schon, ihre Verhältnisse sind nicht typisch und sie taugen überhaupt nichts. Übrigens ist dies Turgenjews

steter Irrtum, „Das Mädchen“ taugt schon garnichts: „Ach wie ich dich liebe . . . . sie hatte lange Wimpern.“ Mich setzt bei Turgenjew überhaupt immer in Erstaunen, wie er bei seinem Verstande und poetischem Feingefühl sich vor Banalität selbst bis zu Kunstgriffen nicht hüten kann. Die größte Banalität steckt in den negativen Kunstgriffen, die an Gogols erinnern. Es fehlt die menschliche Teilnahme für die Gestalten, das Häßliche wird geschildert, der Autor rügt es, aber er beklagt es nicht, das paßt schlecht zu dem Ton und dem Inhalte des Liberalismus des übrigen Ganzen. Das war gut zur Zeit des Zar Goroch und Gogols. [Es muß auch noch gesagt werden, daß, wenn man selbst für seine unwesentlichen Gestalten kein Mitleid hat, man sich schelten muß, daß dem Himmel davon warm wird, oder verlachen, daß man sich den Bauch halten muß.] Aber nicht wie es dieser Turgenjew thut. Im Allgemeinen muß aber gesagt werden, daß jetzt kein Mensch eine solche Erzählung schreiben kann, wenn sie auch keinen Erfolg haben wird.

Über „Genug“ faßt sich Tolstoj kurz. Er drückt sein Urteil in einer allgemein ästhetischen Regel aus. „Genug“ gefällt mir nicht. Persönliches, Subjektives ist nur dann schön, wenn es voll Leben und Leidenschaft ist. Hier aber haben wir eine Subjektivität voll liebloser Leidenschaft.“

„Rauch“ bezeichnet ihm die gänzliche Erschöpfung von Turgenjews Talent. „Über „Rauch“ wollte ich Ihnen schon lange schreiben — heißt es in einem Brief an Fjet am 27. Juni 1867 — und natürlich dasselbe was Sie mir schreiben. Gerade darum lieben wir uns, weil wir gleicher Weise mit dem „Verstand des Herzens“ denken, wie

Sie sich ausdrücken .... Ich denke über „Rauch“, die Kraft der Poesie liegt in der Liebe. Die Richtung dieser Kraft hängt vom Charakter ab; ohne die Kraft der Liebe giebt es keine Poesie; wird dieser Kraft eine falsche Richtung gegeben, so wirkt der unangenehme schwache Charakter des Dichters abstoßend. In „Rauch“ herrscht ein fast gänzlicher Mangel an Liebe und an Poesie. Nur Liebe zu leichter, frivoler Unzucht ist da, und darum ist die Poesie dieses Romans widerwärtig. Ich fürchte nur diese Meinung auszusprechen, weil ich nicht leidenschaftslos den Schriftsteller betrachten kann, dessen Persönlichkeit ich nicht gern habe, aber ich glaube, mein Eindruck ist der allgemeine. So ist noch einer am Ende angelangt.“

Turgenjews Urteile über den hochgeschätzten Rivalen sind, wie man sieht, freier, als Tolstojs scharfe Kritik über die Werke Turgenjews. Bei beiden herrscht das gleiche Bemühen den Menschen, der dem Herzen nicht nahe steht, von dem schaffenden Dichter zu trennen, bei beiden gleiche Achtung vor der Größe des Talents. Aber der mehr auf das Ethische gerichtete Tolstoj vermißt dies für ihn wesentliche Element bei Turgenjew, während dieser den Dichter ohne jede vorgefaßte Meinung betrachtet, und aus dem Werke selbst den Maßstab zu seiner Beurteilung holt. Tolstoj ist die stärkere und darum eigenwilligere Persönlichkeit; er stellt an sich wie an andere, deren Kraft er bewundert, die höchsten Forderungen. Turgenjew ist feiner organisiert und darum milder.

Turgenjew wußte wohl, welch strengen Richter er in Tolstoj hatte. Halb scherzend, halb ernst ruft er einmal aus: Der einzige Mensch, den ich je zu befriedigen

ganz und gar verzichten muß — ist Leo Tolstoj. Aber was soll ich thun. Es ist mir offenbar so bestimmt! — —

Durch die litterarischen Beziehungen der Schriftsteller, das gegenseitige Interesse an ihren Werken, welche von den persönlichen Mißstimmungen eigentlich nicht berührt worden waren, und durch das ehrliche Entgegenkommen von beiden Seiten war das Einvernehmen glücklich wiederhergestellt, und sie besuchten einander sogar auf ihren Gütern Spasskoje und Jasnaja Poljana wie in den Tagen der Jugend und Jugendfreundschaft.

Was Turgenjew Tolstoj am 8. Mai 1878 von Paris aus versprochen hatte, machte er 3 Monate später wahr. Er teilte ihm am 4. August aus Moskau mit, daß er Sonntag Abend abreise, Montag in Tula ankomme und ihn gern sehen möchte. Er habe auch Aufträge an den Grafen. „Was wünschen Sie also, — kommen Sie nach Tula, oder soll ich zu Ihnen nach Jasnaja Poljana kommen?" Tolstoj lud ihn auf sein Gut ein. Sie plauderten über die Veröffentlichung der Gesamtausgabe von Tolstojs Werken mit einer biographischen Skizze, die er selbst schreiben sollte, über die Bedingungen, über Porträts des Grafen, welche der Petersburger Maler Kramskoj hergestellt habe und nach welchen sich leicht eine Photographie machen ließe; „Tolstoj war die Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit selbst." Turgenjew versäumte auch nicht, dem Gastfreunde noch einmal auszusprechen, welch angenehmen und guten Eindruck der Besuch auf Jasnaja Poljana auf ihn gemacht habe, und wie sehr er sich freue, daß die früheren Mißverständnisse so spurlos verschwunden, als ob sie niemals gewesen seien. „Ich fühle klar und deutlich, daß das Leben,

welches unser Haar gebleicht, für uns kein nutzloses gewesen, und daß wir beide, Sie sowohl als ich, heute besser als vor sechzehn Jahren sind.“ Auf dem Rückwege kehrte er wieder bei ihm ein; er meldet sich zum 1. September bei dem Grafen zum Mittag an. „Daß zwischen uns jenes Band existiert, von welchem Sie sprechen, unterliegt keinem Zweifel, und ich freue mich sehr darüber, obschon ich (fügt er vorsichtig hinzu) alle Fäden, aus welchen es zusammengesetzt ist, nicht untersuchen will.“ Bei diesem Besuch herrschte in Jasnaja Poljana eine trübe Stimmung. Tolstoj befand sich in einer Verzweiflung, über die er sich und anderen schwer Rechenschaft geben konnte. Es war der Augenblick des Durchbruchs seiner neuen, langgesuchten Überzeugungen, die ihn endlich dahin führten, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen und sich einem sozialistischen Urchristentum zuzuwenden, wie er es selbst gefunden und systematisch ausgebaut hatte. Seine Familie litt unter diesen seelischen Kämpfen, und seine Gattin war überdies kränklich und machte ihm Sorgen.

Tolstoj berichtet über diesen Besuch: „Turgenjew war auf der Rückreise bei uns . . . Er ist noch ganz derselbe, und wir kennen den Grad der Annäherung, der zwischen uns möglich ist.“

Turgenjew kommt auf den Besuch und die innere Unruhe seines Gastfreundes in einem Briefe aus Paris (vom 13. November 1878) noch einmal zurück und sucht sie ihm — man könnte sagen: beschönigend und tröstend — zu erklären. „Ich freue mich, daß Sie alle körperlich gesund sind, und hoffe, daß auch die ‚geistige‘ Krankheit, von der Sie schreiben, vorüber ist. Auch ich habe sie

kennen gelernt; manchmal erschien sie in Gestalt einer inneren Gärung vor Beginn eines Werkes; ich vermute, eine solche Gärung habe sich auch in Ihnen vollzogen..."

An Fjet schreibt er in gleichem Sinne: „Es war mir eine große Freude wieder mit Tolstoj zusammen zu kommen, und ich habe drei angenehme Tage bei ihm verbracht. Er ist sehr ruhig geworden und sehr gewachsen. Sein Name beginnt europäische Berühmtheit zu erlangen; wir Russen wissen längst, daß er keinen Nebenbuhler hat."

Ein Jahr darauf hatte Tolstoj Gelegenheit, Turgenjew einen großen Freundschaftsdienst zu erweisen. Lawrow, der bekannte Revolutionär, hatte in der Tageszeitung „Le Temps" die Schilderung der Haft eines russischen Verbrechers in autobiographischer Form veröffentlicht, und Turgenjew auf sein Drängen eine Einleitung dazu geschrieben, die am 12. November 1879 gedruckt worden war. Gegen die Ausführungen Turgenjews war am 9. Dezember in Katkows „Moskauer Nachrichten" unter einem Pseudonym ein von Verleumdungen und Niederträchtigkeiten strotzender Ausfall erschienen, ein Racheakt Katkows, dem Turgenjew die Mitarbeiterschaft am „Russischen Boten" gekündigt hatte. Die besseren Männer des Landes standen natürlich auf Turgenjews Seite, und auch Tolstoj bewies ihm seine Teilnahme in rührenden Worten.

So war durch ein Hervorkehren der möglichen Berührungspunkte und durch ein Niederkämpfen der Verschiedenheiten die Verbindung fürs Leben wiederhergestellt. Selbst der seßhafte Tolstoj, der jetzt auch durch das Äußere seiner Erscheinung von der Gesellschaft, welcher er durch Geburt und Bildung angehörte, abwich, war zu wiederholten Malen in Spaßkoje bei Turgenjew zu Besuch.

Graf Tolstoj reiste im Juni 1881 auf seine Güter in Samara und kündigte am 3. Juli seinen Besuch bei Turgenjew an. Turgenjew antwortet ihm umgehend: „Gestern erhielt ich Ihren Brief und freue mich über Ihren baldigen Besuch, sowie auch über das, was Sie mir von Ihren Gefühlen für mich sagen. Es ist nur gut, daß es auf Gegenseitigkeit beruht, und daß dieses Gefühl bei Ihnen und bei mir ein gleiches ist.“ Am 8. Juli meldet er sich auf der Durchreise durch ein Telegramm an. Am folgenden Tage, Donnerstag, um 10 Uhr wollte er in Mzensk eintreffen, und dort sollte Turgenjews Wagen ihn erwarten. Turgenjew gab natürlich den Auftrag, am anderen Tage anzuspannen und nach der Station zu fahren. Als alle bereits in den Betten lagen — das Herrenhaus von Spaßkoje hatte gerade viele Gäste —, hörte man Wagengerassel um die Mitternachtsstunde. Tolstoj hatte sich in der Bezeichnung des Wochentages geirrt; er war schon am Mittwoch eingetroffen, und da er keinen Wagen vorfand, hatte er den ersten besten Kutscher gemietet und war unerwartet in Spaßkoje vorgefahren. Turgenjew schlief noch nicht; er saß an seinem Schreibtisch und arbeitete. Er ging dem Grafen entgegen, umarmte und küßte ihn. J. P. Polonskij, der gerade bei ihm weilte, stand auch noch in später Stunde auf, und die Unterhaltung der Männer währte fast bis zum frühen Morgen.

Graf Tolstoj erzählte den Freunden von seinen Wallfahrten, die er im schlichten Bauernrock und in gewöhnlichem Schuhwerk ausgeführt, von Sektierern und Sekten, welche die seltsamsten Zeremonien hatten — alles hatte er persönlich kennen gelernt. Die Freunde vernahmen mit Interesse, aber auch mit Befremden und Erstaunen

seine neuen christlichen Anschauungen. Die Verfolgung der Sekten betrachtete der Graf als etwas dem Nationalgeist Widerstrebendes, da in ihren Übungen das Suchen der nächsten Wege zum Urchristentum hervortrete. Auch seine wirtschaftlichen Anschauungen entwickelte er gänzlich frei von der Unduldsamkeit seiner früheren Jahre und mit der Ruhe eines Mannes, der davon überzeugt ist, daß seine Anschauungen in kurzer Zeit die allgemeinen werden müßten. — —

Turgenjew starb am 22. August 1883. Er hatte Tolstoj bei seinen jährlichen Besuchen Rußlands noch öfter wiedergesehen; bald war Tolstoj bei ihm in Spaßkoje, bald er bei Tolstoj in Jasnaja Poljana, und ein lebhafter Briefwechsel erhielt die Beziehungen, wie sie sich nun gestaltet hatten, ununterbrochen aufrecht.

Es war ein ehrlicher Schmerz, den Turgenjew über die Geistesrichtung Leo Tolstojs empfand, die er nicht anders, denn als eine Verirrung ansehen konnte. Dieser Schmerz um den Untergang des größten dichterischen Talents Rußlands, wie er meinte, gab ihm die Worte ein, die er gleichsam als sein Testament dem früheren Freunde zuschickte.

Tolstoj beklagte den Tod Turgenjews aus tiefster Seele. „Er war bis zu seinem Lebensende ein unabhängiger, rastlos forschender Geist,“ sagte er zu Danilewskij. „Ich habe ihn immer hoch geehrt und ihn herzlich geliebt, trotz unseres einstigen Streites, den ich längst vergessen habe. Er war ein echter selbständiger Künstler, der sich nie dazu erniedrigte, den Bedürfnissen des Augenblicks zu dienen, er konnte irren, doch seine Irrtümer waren aufrichtig, wie er selbst.“

Tolstoj sprach oft und gern von Turgenjews zartem, lieberfülltem Wesen und bedauerte, daß ein Schriftsteller, der in so hohem Grade Künstler war und so innig an Rußland hing, seine besten Jahre, die Jahre der Reife, im Auslande verleben mußte, fern von den treuen Freunden und der eigenen Familie.

Tolstoj freilich war es vergönnt, die „Jahre der Reife“ im Herzen seines Vaterlandes und im Schoße einer Familie zu durchleben, die ihn glücklich machte und die er beglückte.

VIII.

Volkswohlfahrt und Volksbildung.

Tolstoj als Friedensvermittler. — Die Schulen. — Die „Freie Schule“ von Jasnaja Poljana. — Lehrplan. — Lehrthätigkeit. — Rechenschaftsbericht.

Als Tolstoj in die Heimat zurückkehrte, war das große Werk der Befreiung der Leibeigenen durch den kaiserlichen Erlaß vom 19. Februar 1861 eine Thatsache geworden. Dem Adel und den Bauern lag nun die schwierigere Aufgabe ob, sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden und die Bedingungen ins Leben zu führen, welche das Gesetz für den Übergang aus den alten Zuständen festgestellt hatte. Das Werk der Ablösung war für die Gestaltung der Zukunft nicht minder wichtig, als das der Befreiung. Erst galt es Maßregeln zu treffen, die den Idealen der Zeit Ausdruck gaben, jetzt — die ichsüchtigen Bedürfnisse und Leidenschaften auf friedlichem Wege auszugleichen. Keineswegs stand der größere Teil des Adels auf der Seite der Miljutins, Čerkaskijs und Samarins, der Hauptschöpfer des Erlasses. Nur eine geringe Zahl von Besitzern hatte, der Gesetzgebung vorauseilend, ihren Bauern die Freiheit gegeben, wie Leo

Tolstoj; viele sperrten sich mit aller Gewalt gegen die Wünsche ihrer „Seelen“ und erschwerten, wie Tolstojs Nachbar, General K. auf Chorina, durch kleinliche Nörgeleien den schnellen Ausgleich.

Die Ablösung wurde von Adligen geleitet, welche der Senat als „Friedensvermittler“ (mirowoj posrednikъ) bestellt hatte.

Ein Mann von der Bedeutung Leo Tolstojs und von seiner volksfreundlichen Denkungsart war ganz besonders geeignet für ein Amt, dessen leitende Idee die Versöhnlichkeit war. Er übernahm die Friedensvermittlung in seinem Bezirk und ging an diese Thätigkeit mit demselben heiligen Eifer, den sein großes Herz für alle Bestrebungen der Humanität hatte.

Ein Teil von dem Geiste, der den kaum mündigen Gutsherrn von Jasnaja Poljana beseelte, als er seine Studien jäh abschloß, um der Beglücker seiner Bauern zu werden, schien jetzt die Machthaber des Zarenlandes zu erfüllen und die Träume seiner Jugend durch das neue Gesetz Verwirklichung zu finden.

Da galt es zunächst, die Dorf- und die Gemeindebehörden (selskija i wołostnyja načalstwa) einzusetzen, den Bauern die ihnen vom Kaiser verliehenen Rechte zu erläutern und ihnen die Pflichten gegen den Staat, gegen die Gesellschaft und gegen den Gutsherrn klarzumachen, die aus der neuen Sachlage erwuchsen, ihnen strengste Befolgung der Weisungen ihrer neu eingesetzten Behörden einzuschärfen, ihnen eine sichere Unterscheidung für die Begriffe Freiheit und Willkür beizubringen, ihnen die Vorteile und Nachteile der verschiedenen vom Gesetz

bestimmten Formen der Ablösung auseinanderzusetzen, ihnen das Mißtrauen gegen die Herren zu benehmen und schließlich in jedem einzelnen Falle die Teilung des Bodens und die Ablösung zwischen den Besitzern und den Bauern zu vermitteln.

Durch das Bestreben, dem Volke die größte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, kränkte nun Tolstoj häufig seine adligen Nachbarn; aber er machte sich wenig aus der Meinung der Standesgenossen. Die Bauern vergötterten ihn. Hatten sie auch nicht immer für den ersten Gerechtigkeitssinn des Friedensvermittlers Verständnis, der von seiner Liebe zum Volke unbeeinflußt, Jedem das Seine zuerkannte, so fühlten sie doch mit dem ursprünglichen Gefühl des Unmündigen, wie gut er es mit ihnen meinte. Und verglichen sie die leutselige Art, in welcher er mit ihnen verkehrte, mit der meist hochmütigen Halsstarrigkeit anderer Besitzer, die in dem Mushik einen untergeordneten Menschenschlag sahen, für ewige Zeiten verdammt, dem Edelmann zu frohnden, so konnte diese Überzeugung nicht ausbleiben.

Ein Augenzeuge von Tolstojs Wirksamkeit als Mirowoj posrednik, der Verwalter gerade des hartnäckigsten Besitzers im Gouvernement Tula, ein baltischer Deutscher, schildert in recht anschaulicher Weise seinen Umgang mit den Leuten. Herr T. aus Riga hatte Tolstoj im März 1862 als geschäftlicher Vertreter seines Herrn in Jasnaja Poljana besucht. Streitige Fragen über die Verteilung des Bauernlandes hatten diesen Besuch veranlaßt. Die Sache ließ sich endgiltig nur an Ort und Stelle erledigen, und der Friedensvermittler kam darum im April mit einem zwölfjährigen Bauernburschen, „seinem

kleinen Landmesser", wie er ihn scherzweise nannte, weil er die Meßkette mitführte, auf das Gut des Nachbarn.

Nach einem hastig eingenommenen frugalen Frühstück (dies das Wesentlichste der Schilderung des Rigensers) empfing er eine Bauerndeputation, zwei Dorfälteste und ein anderes Mitglied der Gemeindevertretung, welche gekommen war, mit dem Friedensvermittler über die Verteilung des Bauernlandes zu verhandeln.

„Nun, Kinder, was wollt Ihr?" begrüßte sie der Graf.

Der Sprecher setzte das Anliegen der Dorfgemeinde auseinander. Sie wünschte statt des ihr zugedachten Wiesenlandes ein anderes Stück, das zum Komplex des Hoflandes gehörte.

„Es thut mir leid, daß ich Euren Wunsch nicht erfüllen kann," sagte der Graf, „thät' ichs, so würde ich Eurem Gutsherrn einen großen Schaden zufügen" — und er suchte ihnen die Sachlage deutlich zu machen.

„Es wird schon gehen, Väterchen," meinte der Sprecher.

„Es geht wirklich nicht, Kinder," beteuerte der Graf. „Schon ohnehin erwächst dem Gutsherrn durch Eure Freigebung ein großer Schaden. Ihr müßt auch Eurerseits billig sein."

Die Bauern sahen sich an, kratzten sich den Nacken und beharrten dann bei ihrem „'s wird schon gehen, Väterchen."

„Wenn Du nur willst, Väterchen," meinte der Sprecher, „so kannst Du's schon machen. Wozu braucht der General auch Wiese? Er ist schon so reich genug." Die Übrigen nickten als Zeichen der Zustimmung.

Der Graf bekreuzte sich und sagte: „So wahr ein Gott lebt, schwöre ich Euch, daß ich nichts dazu thun kann.“

Als die Bauern aber trotzdem bei ihrem: „'s wird schon gehen, Väterchen,“ beharrten, wandte sich der Graf ärgerlich zu dem Verwalter um und sagte: „Man kann Amphion sein und Fels und Wald bewegen, aber doch nicht Bauern widerlegen.“

Während der ganzen Verhandlung, die fast eine Stunde währte, bezeugt der Erzähler, war der Graf voll Langmut und Geduld, ja voll Freundlichkeit. Der Starrsinn der Bauern entlockte ihm kein hartes Wort.

Die Bauernemanzipation war ein Werk, dem Tolstoj anfänglich mit der innigsten Sympathie und der thatkräftigsten Begeisterung anhing. Aber wenige Jahre der Erfahrung genügten, um ihn umzustimmen. Was in der Theorie so gerecht, so einfach, so natürlich erschien, bekam in der Wirklichkeit gar bald ein anderes Gesicht. Schon im Jahre 1868 war ihm klar geworden, daß die großartige Maßregel auch Unsegen gebracht hatte. Sie sei zu früh durchgeführt worden, lediglich nach den Ansichten volksfreundlicher Theoretiker, und nicht wie in Westeuropa aus dem Verlangen des Volks und aus der Notwendigkeit hervorgegangen.

Er hielt nun die Emanzipation der Bauern in Hinsicht auf ihre materielle Wohlfahrt für schadenbringend.

Tolstoj pflegte zum Maßstabe der Wohlhabenheit der Dorfbewohner die Zahl des vorhandenen Viehs zu machen und hatte bei seinen häufigen Besuchen in den Dörfern beobachtet, daß sie stark im Abnehmen war. Seine eigenen Bauern hatten 3 Dessjatinen Landes pro Kopf im Gesamtbesitz und zahlten 3 Rubel Steuer für

die Dessjatine. Sie hatten das Recht, dieses Land, für 50 Rubel die Dessjatine, zum Eigentum zu erwerben, ja sie konnten es sogar für 30 Rubel ankaufen, aber auch nicht einer im ganzen Kreise erwarb den Grund und Boden, um sich darauf anzusiedeln, obgleich viele die Mittel dazu besaßen.

So lange aber die Erfahrung ihn nicht zu dieser Überzeugung gebracht hatte, wirkte er freudig mit an der Durchführung des kaiserlichen Erlasses und zwar, wie alle „Vermittler“ des ersten Aufgebots (perwago prizywa), dreieinhalb Jahre.

Seine Wirksamkeit als Friedensvermittler war von eben dem Gedanken geleitet, der ihn veranlaßt hatte, das Gesuch um Begründung von Schulen einzureichen. „Es ist so viel und schwer an dem armen, unwissenden Volke gesündigt worden, daß keiner zu leben verdient, der nicht seinen Teil dazu beiträgt, das von seinen Vätern begangene Unrecht gut zu machen.“

Der Armut abzuhelfen, bot nun auch das Gesetz eine Handhabe; um die Unwissenheit zu vermindern, wollte er in seinem väterlichen Erbe ganz nach eignem Sinne Musterschulen errichten.

* *
*

Schon im Jahre 1849 hatte er auf seinem Gute eine Schule eingerichtet, wie er später mit der ironischen Bemerkung erzählt, daß ihm damals gänzlich unbekannt war, das Schulgesetz vom Jahre 1828 gestatte Privatpersonen nicht, Schulen zu halten. Aber mit seinem Fortgange von Jasnaja Poljana, nach den herben Enttäu-

schungen, die ihm seine ausschweifenden Jugendträume bereitet hatten, hörte natürlich der Unterricht auf.

Nach der ersten Auslandsreise hatte er im Winter 1859 seine pädagogischen Versuche wieder aufgenommen. Er konnte schon in Kissingen mit Fröbel über seine Erfahrungen sprechen. Aber gerade diese hatten ihm eine Wiederholung seiner Reise wünschenswert gemacht. Wir haben gesehen, wie ernst er in den großen Kulturländern des Westens sich den Studien hingab und nach wie vielen Seiten seine Wißbegier Befriedigung suchte.

Nun setzte er unter dreifach veränderten Verhältnissen die alten Bestrebungen fort. Ein neues Volksschulgesetz hatte die Pläne der Regierung in der Schulfrage offenkundig gemacht, der Emanzipationserlaß hatte die Freiheit der Bauern besiegelt und die wirtschaftlichen Verhältnisse von Grund aus umgestaltet, und er selbst hatte neue — von allem, was er gesehen und gelernt, abweichende Ansichten gewonnen.

Zwei Schulen bestanden bereits in Jasnaja Poljana. Die Bauern schickten mit Freuden ihre Kinder hin, denn die jungen Anstalten des volksfreundlichen Gutsbesitzers hatten schon einen großen Ruf in der Umgegend. Erzieher von Beruf und Gönner des Volksschulwesens kamen häufig zu Besuchen, um die Ideen des Grafen und ihre Bethätigung beim Unterricht kennen zu lernen.

Als er nun im Herbst 1861 den Unterricht wieder eröffnete — von April bis Mitte Oktober waren die Schulen geschlossen —, war schon eine dritte Schule notwendig geworden. Sie wurde am 28. Oktober eingeweiht in Gegenwart des jungen deutschen Lehrers Keller und

der vier Gehilfen, die Tolstoj selbst sich aus Studenten der Moskauer Hochschule herangebildet hatte. Zwei von ihnen waren seit 1859 im Dienst der Schule von Jasnaja Poljana, die andern beiden waren erst im Sommer von dem Grafen berufen worden. Im Dezember mußte schon eine vierte Schule eröffnet werden. Mit Feuereifer betrieb Tolstoj jetzt das Schulwerk; zwei Winter — 1861/62, 1862/63 — widmete er ihm ausschließlich. Er eröffnete immer neue Schulen im Kreise, bis er es auf zwölf gut besuchte Anstalten gebracht, immer neue Wege und Methoden suchend und stets selbst in den verschiedensten Gegenständen unterrichtend, oft sogar bis in die Nacht hinein ohne eine Ruhe- oder Essenspause.

Auch die Sorge um die eigne Gesundheit minderte seinen Eifer nicht. Er hatte, wie schon in jüngeren Jahren, die Befürchtung, gleich dem verstorbenen Bruder an der Schwindsucht zu leiden. Er fuhr darum am 22. September 1861 nach Moskau, ärztlichen Rat einzuholen, und kam einigermaßen beruhigt wieder zurück, um rüstig die Winterarbeiten aufzunehmen.

Die Hauptschule befand sich in Jasnaja Poljana, in einem einstöckigen Seitenhause, das früher einen Flügel des alten großen Baus gebildet hatte, von dem Wohnhause Tolstojs nur 2—300 Schritte entfernt. Zwei Zimmer wurden zum Unterricht benutzt, eines ward zu einem physikalischen Kabinet hergerichtet, zwei andere bewohnten zwei Lehrer. Unter dem Dache der gedeckten Treppe, die ins Freie hinausführte, hing die Schulglocke, in dem Flur des Erdgeschosses standen Barren und Recke, oben eine Hobelbank für Tischlerarbeiten; auch der Stundenplan hing in dem Flur.

Gegen 8 Uhr morgens schickte einer der Lehrer, dem die äußere Ordnung übertragen war, einen Knaben an die Glocke — es übernachteten immer einzelne Kinder in dem Schulhause wegen der großen Entfernung von ihrem Heimatsdorf —, und ihr Geläute rief die Schüler aus dem Dorfe herbei. Nichts brachten die Kinder mit, kein Buch, kein Heft, denn häusliche Arbeiten waren ganz ausgeschlossen. Der Unterricht beschränkte sich ganz und gar auf das, was innerhalb der Schulmauern gelehrt wurde. Der Schüler brachte nur seine frische, durch die Ruhe der Nacht gestärkte Empfänglichkeit mit und die Hoffnung, daß es heute in der Schule wieder so lustig sein werde wie gestern. Die meisten kamen pünktlich; verspätete sich aber einmal ein Kind, so wurde es mit keinem Worte getadelt. So lange der Lehrer nicht da war, trieben die Kinder, Knaben und Mädchen, Kurzweil vor dem Hause und in den Schulstuben.

Der Unterricht fand in zwei Zimmern, aber in drei Abteilungen statt. Die erste, oberste Abteilung bildete eine Klasse für sich, die beiden untern Abteilungen waren in einem Zimmer vereinigt. Gewisse Unterrichtsgegenstände hatten die drei Abteilungen gemeinsam: Religion, aus einem äußeren Grunde, weil nämlich der Religionslehrer zwei Werst weit entfernt wohnte und nur zweimal in der Woche zur Schule kam, und Zeichnen.

Wenn der Lehrer eintrat, wurde es, ohne daß er einen Zwang ausübte, ruhiger, und allmählich, wenn er anfing, die Bücher aus dem Schranke an die Knaben zu verteilen, die ihn umringten, verstummte aller Lärm. Die Knaben drängten sich zu dem Schranke heran, und jeder forderte sein Buch; dann gingen sie auf ihre Plätze, ganz

nach Belieben; eine Rangordnung nach irgend einem Prinzip gab es nicht. Jeder setzte sich, wohin er wollte, auf eine Bank, einen Tisch, auf das Fensterbrett, auf den Fußboden, auf einen Stuhl oder stand auch, wenn ihm das lieber war. Die Mädchen saßen meist zusammen; Nachbarskinder pflegten auch in der Schule zu einander zu halten.

Der Plan bestimmte vormittags vier und nachmittags eine bis drei Unterrichtsstunden. Gegen 2 Uhr wurden die Kinder entlassen und erhielten Zeugnisse. Später ließ man diese Einrichtung fallen. In den Nachmittagsstunden fand meist Unterricht in biblischer Geschichte und in der Geschichte Rußlands statt, dem auch alle drei Klassen gemeinsam beiwohnten. Hier herrschte besonders große Freiheit. Der Lehrer saß oder stand in der Mitte des Zimmers, die Kinder umringten ihn in amphitheatralischer Anordnung, die kleinen vorn, die großen in weiterer Entfernung.

Der festgesetzte Plan wurde selten eingehalten; da auch im Unterricht selbst Freiheit oberster Grundsatz war, so konnte man eigentlich von einer feststehenden Folge der Gegenstände nicht sprechen. Es mochte wohl vorkommen, daß der Lehrer mit Rechnen begann, dann zufällig zur Geometrie überging, in die biblische Geschichte hineinkam und mit Grammatik schloß. Oft wurde ein Gegenstand weit über eine Stunde ausgedehnt und zog sich selbst drei Stunden hin. Das war hauptsächlich der Fall, wenn Lehrer und Schüler mit voller Lust bei der Sache waren, und die Schüler, denen es stets erlaubt war, ihre Meinung kundzugeben, „noch, noch, weiter, weiter!“ riefen. Wurde in solchem Falle von irgend einer Seite ein Widerspruch laut, sagte der eine oder der andere

„schon genug", so rief ihm die Menge verächtlich zu: Wenn Du genug hast, gehe zu den Kleinen. An den Tagen, wo der Religionslehrer nicht kam, war Gesang, Lesen, naturgeschichtliche Unterhaltungen, physikalisches Experimentieren und Aufsatzschreiben. Der Lieblingsgegenstand der Dorfjugend war das Lesen und die Experimente. Beim Lesen herrschte womöglich noch größere Freiheit; die älteren Knaben stellten sich um einen großen Tisch herum, sternartig geordnet, die Köpfe zusammen, die Füße nach außen. Der eine las, die anderen erzählten das Gelesene nach. Oft lasen sie alle laut zusammen. Vier Lehrer lehrten in drei Abteilungen zwölf Gegenstände. Alle drei Abteilungen umfaßten 40 Schüler. Die Lehrer führten regelmäßig Tagebücher, die sie wechselseitig an jedem Sonntag austauschten, um darnach den Plan der nächsten Woche festzustellen, der, nach dem Prinzip völliger Freiheit, selten so eingehalten wurde. Die zwölf Unterrichtsgegenstände waren: 1) mechanisches und fortschreitendes Lesen, 2) Schreiben, 3) Kalligraphie, 4) Grammatik, 5) biblische Geschichte, 6) Geschichte Rußlands, 7) Zeichnen, 8) Figurenzeichnen, 9) Gesang, 10) Rechnen, 11) naturgeschichtliche Unterhaltungen und 12) Religion.

Der Besuch war natürlich ganz kostenfrei. Die ersten Schüler kamen aus dem Dorfe Jasnaja Poljana, allmählich aber schickten die Bauern der weiteren Umgebung ihre Kinder in die Schulen des Gutsherrn. Einzelne hielten Jahre hindurch aus, andere gingen, des Lernens unlustig, bald wieder fort. Als im Jahre 1862 in den Dörfern der Umgegend nach dem neuen Volksschulgesetze neue Anstalten errichtet worden waren, zogen es manche

Bauern wegen der Entfernung der „freien Schule“ vor, die Kinder in die staatlichen Anstalten zu schicken.

Die Kinder waren im Alter von 7—13 Jahren. Oft aber nahmen auch Erwachsene am Unterrichte teil. Diesen freilich gefiel die volle Freiheit, die in der Schule herrschte, nicht, sie waren durch das Leben schon zu sehr an eine bestimmte Ordnung gewöhnt. Der Besuch Erwachsener war übrigens nur die Fortsetzung einer alten Gewohnheit, nach welcher sich seit Jahren die Arbeiter bei ihrem Gutsherrn an Sonntagen zu einer Art Unterricht versammelten. Den einen las der fürsorgliche Gutsherr vor, andere unterrichtete er in der Kunst des Lesens, wieder andere ergötzten sich an Zeichnungen und Bildern, die er ihnen zeigte.

Das Schuljahr dauerte von Mitte Oktober bis zum Frühlingsanfang. Den ganzen Sommer hindurch fand kein Unterricht statt. Da widmete sich der Gutsherr von Jasnaja Poljana seinen Zöglingen in anderer Weise. Er spielte mit ihnen auf dem Rasenplatze vor dem Schulhause umher, er machte meilenweite Spaziergänge mit ihnen durch die Wälder, er ging mit ihnen in's Flußbad und lehrte sie schwimmen, er turnte mit ihnen und versäumte nie durch anziehende Erzählungen aus seinem Leben und aus den Ereignissen des Tages ihren Geist zu entwickeln. Er erzählte ihnen, was er in Pjatigorsk von Jagdabenteuern erlebt hatte, sprach ihnen von seinen Lieblingshunden Bulka und Milka, von seiner Gefangenschaft im Kaukasus, von der Ermordung seiner Verwandten, einer Gräfin Tolstoj, eines älteren Fräuleins — stets in dem freiesten und liebevollsten Verkehr mit den „kleinen Menschen“ („ich nenne sie kleine Menschen,

— sagt Tolstoj — weil ich in ihnen dieselben Züge, Scharfsinn und große Kenntnis, Heiterkeit, Schlichtheit, die unmittelbare Frühreife gefunden habe, die den russischen Bauern im allgemeinen eigen sind"), mehr von ihren eigenen Wünschen und ihrer eigenen Wißbegierde geleitet, als von festen pädagogischen Grundsätzen, wie sie sonst den Maßstab der Erziehung bilden.

Auch im Winter vergnügte er sich mit ihnen, wenn er selbst nach mehreren Unterrichtsstunden der körperlichen Bewegung bedurfte und sie für die Kinder für notwendig hielt, auf dem schneebedeckten Felde vor dem Schulhause. Der Rigenser, der ihn uns oben in der Thätigkeit des Friedensvermittlers geschildert hat, traf ihn einmal mitten im Kindergetümmel und wollte anfangs gar nicht glauben, daß der Mann in dem kurzen Paletot, in dem weichem, grauen, breitgeränderten Filzhute, der sich da mit den Buben umhertummelte, der Gutsherr von Jasnaja Poljana und der berühmte Dichter sei, zu dem er in Geschäften seines Herrn gekommen war. „Fröhliches Kreischen und Jubeln von Kinderstimmeu drang uns entgegen," erzählt er; „als wir vor dem großen Thore anlangten, stürzte ein Mann heraus, der von einer lustig lärmenden Knabenschar verfolgt wurde. Sämtliche Buben, einfach, aber reinlich gekleidet, hatten Schneeballen in den Händen und bombardierten unter Siegesgeschrei den vor ihnen davonlaufenden Grafen. Als dieser uns erblickte, flüchtete er sich hinter uns und begann aus seinem Zufluchtsorte mit den Siegern zu parlamentieren. Die Buben ließen von ihrem Angriff ab, und ich stellte mich dem Grafen vor. Über die Identität desselben mit unserm Schützling hatte mich der Starost bereits belehrt.

Der Graf lud mich, während er den Schnee von seinen Kleidern klopfte, ein, ihm ins Haus zu folgen. Die Luft ist jetzt rein, meinte er scherzend."

Wie in allen Einzelheiten die vollkommenste Freiheit herrschte, so war auch der gesamte Plan, ja man durfte sagen, die gesamte Idee der Schule von der Freiheit als oberstem Prinzip geregelt. Nichts stand hier fest, alles war im Werden, im Fortschreiten begriffen, wenn man Fortschritt jede Veränderung nach einer besseren Überzeugung des Leitenden nennen will. Maßgebend war nur die tägliche Beobachtung und Erfahrung. „Die Schule von Jasnaja Poljana .... veränderte sich teils nach den Wünschen der Schüler und ihrer Eltern, teils nach der Unzulänglichkeit des Wissens ihrer Lehrer in einem Halbjahre vollständig und nahm ganz andre Formen an," sagte Tolstoj in einem Rechenschaftsberichte über die Monate November und Dezember vom Jahre 1861, in dem er in ausführlichster und sachlichster Weise über das Wesen seiner Schule berichtet.

Dieser *Rechenschaftsbericht* enthält nicht bloß eine trockene Schilderung der thatsächlichen Verhältnisse, er gewährt einen Einblick in die ganze Gedankenarbeit eines Mannes, der alles aus sich selbst neuschaffen zu müssen glaubt, weil ihm die überkommenen Meinungen unhaltbar erscheinen. Er giebt aber auch eine so lebendige Darstellung des Lebens der Kinder und eine so tiefgehende Beobachtung ihres allmählich sich entfaltenden Seelenlebens, daß man sofort die Überlegenheit des Dichters über den Pädagogen heraus erkennt. Nie ist das Leben einer Schule als einer Gemeinschaft sich entwickelnder junger Menschenwesen mit solcher Liebe, in so dichterischer Auf-

fassung, mit solcher Lebendigkeit geschildert worden, wie in diesem Rechenschaftssberichte.

Ein solcher Einblick in die Kinderseele war Tolstoj nur dadurch ermöglicht, daß er selbst nicht bloß als Leiter, sondern auch als Lehrer an dem Unterrichte teilnahm, — mit besonderer Vorliebe lehrte er Russisch, Gesang und Zeichnen und mit förmlicher Begeisterung biblische Geschichte — und nicht bloß mit dem Wunsche, die Dorfkinder geistig zu fördern, sondern auch mit der bewußten Absicht, Erziehungs- und Bildungsgrundsätze zu gewinnen. Wenn er in der Klasse saß und den Knaben von den Heldenthaten des Altertums oder von den Siegen der Russen gegen die Franzosen erzählte, versäumte er nicht einen Augenblick, nach dem Eindrucke zu forschen, den seine Schilderung auf die Gemüter der Kinder machte. Und zweierlei wollte er erfahren: erstens, was den jugendlichen Herzen die größte Teilnahme abringen könnte, zweitens, ob seine Art der Erzählung die richtige war.

Da er mit vollster Vorurteilslosigkeit und mit der äußersten Strenge gegen sich selbst an das Schulwerk ging, kam er zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß alles, was bisher auf dem Gebiete des Unterrichtes für maßgebend galt, einen irrigen Weg führte. Nur zwei Punkte aus dem hergebrachten Programm ließ er von alledem gelten, was ihm auf seinen Studien in den Schulen Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Englands bekannt geworden: die Methode des Pariser Gesanglehrers Chevet und die Bevorzugung des Alten Testaments für den Unterricht.
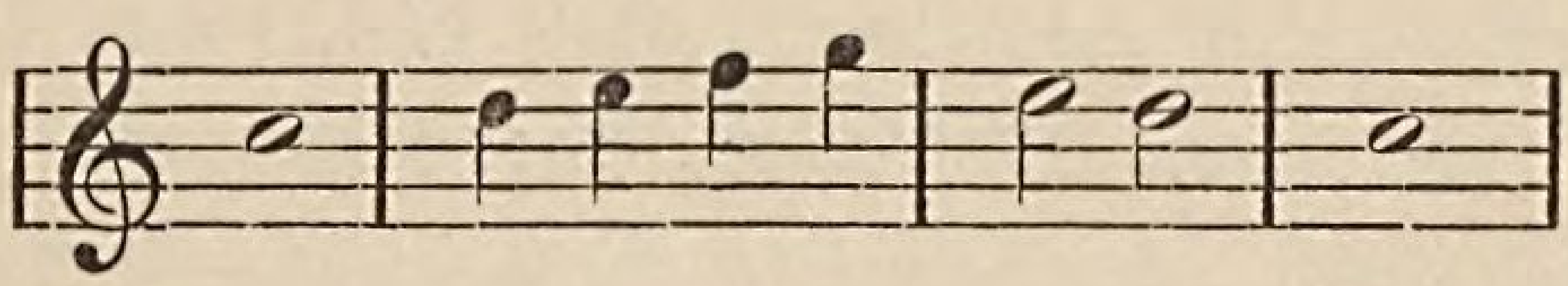
Chevets Methode für den Gesangunterricht hatte Tolstoj in Paris kennen gelernt. Er hatte sie ursprüng-

lich, wie er selbst gesteht, nur deshalb abgelehnt, weil sie eben eine Methode war. Aber seine eigenen Erfahrungen führten ihn ganz allmählich und ganz unmerklich zu derselben Unterrichtsweise; und nun scheute er sich nicht, den Meister anzuerkennen und seinen Irrtum einzugestehen. „Allen Lehrern des Gesangunterrichtes kann man dieses Werk nicht genügend empfehlen, auf dessen Umschlag mit großen Buchstaben gesagt ist: repoussé de l'unanimitée und das jetzt in zehntausenden von Exemplaren in ganz Europa verbreitet ist. Ich habe in Paris überraschende Proben von dem Erfolge eben dieser Methode bei Chevets eigenem Unterrichte gesehen. Ein Auditorium von 600 Herren und Damen, häufig im Alter von 40 bis 50 Jahren, sangen streng im Takte à livre ouvert, was ihnen der Lehrer aufschlug. Chevets Methode hat viel Regeln, Übungen, Vorschriften, die keinerlei Bedeutung haben und die jedem vernünftigen Lehrer zu hunderten und tausenden auf dem Kampfplatze, d. h. während des Unterrichts einfallen . . . Aber diese Regeln sind nicht absolut und können nicht die Methode bilden, darin eben besteht stets die Quelle der Irrtümer der Methoden. Chevet aber hat Gedanken, die durch ihre Einfachheit bemerkenswert sind und in denen das Wesen seiner Methode besteht. Der erste, wenn auch nicht neue Gedanke ist der, den schon Jean Jacques Rousseau in seinem dictionnaire de musique ausgesprochen hat, der Gedanke, die musikalischen Zeichen durch Ziffern auszudrücken. Was auch die Gegner dieser Bezeichnungsart sagen werden, jeder Gesanglehrer kann den Versuch machen und wird sich stets von ihren außerordentlichen Vorzügen vor dem Liniensystem überzeugen, sowohl im Lesen wie im Schreiben. Ich habe zehn Stunden nach

der Linienmethode und eine einzige Stunde nach der Ziffernmethode unterrichtet und dabei erklärt, daß dies keinen Unterschied mache: die Schüler baten mich stets Ziffern zu gebrauchen und schrieben stets Ziffern.

Der zweite vortreffliche Gedanke, der ausschließlich Chevets Eigentum ist, besteht darin, die Töne unabhängig vom Takte zu lehren und umgekehrt. Wer nur ein einziges Mal diese Methode des Unterrichts anwendet, wird sich sofort überzeugen, daß das, was zuerst als eine unüberwindliche Schwierigkeit erschien, plötzlich so leicht wird, daß man nur darüber erstaunt, wie man bisher nicht auf diesen einfachen Gedanken gekommen ist.“

Tolstoj lehrte nun nach Chevets Methode. „Der Schüler singt erst (ohne Takt)



do, re, mi, fa, sol, mi, re, do; dann schlägt er nach der ersten Note den Takt, ohne zu singen, und sagt: eins, zwei, drei, vier; dann nach jeder Note des zweiten Takts und sagt: eins, zwei, drei, vier; dann nach der ersten Note des dritten Takts zweimal und sagt: eins, zwei; nach der zweiten Note des dritten Takts und sagt: drei, vier u. s. w. Dann singt er das Ganze im Takte und schlägt an, und die andern Schüler zählen laut. — Dies ist meine Methode, die man, wie Chevets Methode, nicht zum Prinzip machen darf, die vielleicht an sich gut ist, aber von vielen anderen übertroffen werden kann.“

Seine Begeisterung für das Alte Testament war auch ein unmittelbares Ergebnis der Erfahrung seines dreijährigen Unterrichts. Auch hierin ließ er sich von dem

Instinkt der Schüler leiten. Nichts zog diese kleinen Menschen mehr an als die Erzählungen aus dem Alten Testament, und dasselbe hatte er auch in den Schulen des Westens beobachtet. „Ich versuchte das Neue Testament, versuchte Geschichte Rußlands und Geographie, ich versuchte die in unsrer Zeit so beliebten Erklärungen von Naturerscheinungen, alles wurde vergessen und mit Unlust angehört, nur das Alte Testament blieb im Gedächtnis haften und wurde leidenschaftlich, mit Entzücken in der Schule und im Hause wiedererzählt. Es blieb so in der Erinnerung haften, daß die Kinder noch zwei Monate nach der Erzählung die biblischen Geschichten mit sehr unbedeutenden Lücken auswendig niederschreiben konnten.

Ich glaube, (schließt Tolstoj,) das Buch der Kindheit des Menschengeschlechts wird stets das beste Buch der Kindheit eines jeden Menschen sein; dieses Buch zu ersetzen, scheint mir unmöglich.“ Aus diesem Grunde verwirft er alle Abkürzungen der biblischen Geschichte, wie sie in Schulen üblich sind, auch nicht einmal aus Gründen einer falsch verstandenen Sittlichkeit. „Das Kind oder der Mensch, der in die Schule eintritt, (ich mache keinen Unterschied zwischen einem Menschen von 10, 30 oder 70 Jahren), bringt seine bestimmte, aus dem Leben abgeleitete und ihm lieb gewordene Anschauung der Dinge mit. Damit der Mensch, in welchem Alter er auch sei, zu lernen anfange, muß er notwendig das Lernen liebgewinnen; um das Lernen lieb zu gewinnen, muß er sich der Falschheit und Unzulänglichkeit seiner Anschauungen von den Dingen bewußt werden und instinktiv die neue Weltanschauung ahnen, welche ihm das Lernen eröffnen soll. Kein Mensch, kein Kind wäre imstande, zu lernen, wenn die Zukunft des

Lernens sich ihm nur als die Kunst des Lesens, Schreibens oder Rechnens darstellte; kein Lehrer könnte lehren, wenn er nicht Herr einer Weltanschauung wäre, welche über der des Schülers steht. Damit sich der Schüler ganz dem Lehrer hingebe, muß er ihm eine Seite des Schleiers lüften, der ihm den ganzen Zauber dieser Welt von Ideen, Kenntnissen und Poesie verborgen hält, in welchen ihn der Unterricht einführen soll. Nur wenn sich der Schüler unter dem beständigen Zauber dieser vor ihm aufleuchtenden Welt befindet, ist er imstande, an sich zu arbeiten, wie wir das von ihm verlangen.

Welche Mittel aber haben wir, um vor den Schülern den Saum dieses Vorhangs zu heben? . . . . Wie ich schon gesagt, habe ich wie die meisten geglaubt, da ich mich selbst in der Welt befinde, in welche ich die Schüler einzuführen habe, würde mir das leicht gelingen, ich habe lesen und schreiben gelehrt, ich habe die Erscheinungen der Natur erklärt, ich habe erzählt, wie in den Fibeln steht, wie die Früchte des Lernens so süß seien, aber die Schüler haben mir nicht geglaubt und waren scheu. Ich versuchte ihnen die Bibel zu lesen und ward sofort ihrer Herr. Der Saum des Vorhanges hob sich, und sie gaben sich mir völlig hin, sie gewannen das Buch, den Unterricht und mich lieb, ich brauchte sie nur weiterzuführen. Nach dem Alten Testament erzählte ich ihnen das Neue, und sie gewannen den Unterricht und mich immer mehr lieb, dann erzählte ich ihnen die allgemeine Geschichte, die Geschichte Rußlands, Naturgeschichte, nach der Bibel —, sie horchten immer auf und glaubten alles, baten immer mehr und mehr und immer weiter und weiter, es that sich vor ihnen eine Fernsicht von Ideen

Kenntnissen und Poesie auf. . . . Um dem Schüler die neue Welt aufzudecken und ihn ohne Wissen zur Liebe des Wissens anzuhalten, giebt es kein andres Buch als die Bibel — ich meine das auch für diejenigen, welche die Bibel nicht als Offenbarung betrachten. Es giebt, oder wenigstens ich kenne kein Werk, welches in so gedrängter poetischer Form alle jene Seiten der Menschenidee in sich vereinigte, die die Bibel in sich vereinigt. Alle Fragen aus den Erscheinungen der Natur sind in diesem Buche erklärt, alle ursprünglichen Beziehungen der Menschen zu einander, der Familie, des Staates, der Religion werden zum erstenmale nach diesem Buche erkannt, die Verallgemeinerung der Gedanken, die Weisheit in kindlich schlichter Form ergreift zum erstenmale mit ihrem Zauber den Geist des Schülers. Der Psalm Davids wirkt nicht nur auf den Geist erwachsener Schüler, es lernt überdies jeder aus dem Buche zum erstenmale den ganzen Reiz des Epos in unnachahmlicher Einfachheit und Kraft kennen. Wer hätte nicht über die Geschicke Josephs und seine Begegnung mit seinen Brüdern Thränen geweint, wer nicht unter Herzklopfen die Geschichte des gebundenen und geschorenen Simson erzählt, der aus Rache gegen die Feinde unter den Trümmern des einstürzenden Palastes selbst zu grunde geht, indem er die Feinde straft, und noch hundert andere Eindrücke, die wir eingesogen haben wie die Muttermilch?

Ich wiederhole meine vielleicht aus einer einseitigen Erfahrung abgeleitete Überzeugung: ohne die Bibel ist in unsrer Gesellschaft die Entwicklung des Kindes und des Menschen ebenso undenkbar, wie sie in der griechischen Gesellschaft undenkbar war ohne Homer. Die Bibel ist

das einzige Buch für die Anfangslektüre und die Lektüre des Kindes; die Bibel muß nach Form und nach Inhalt allen Leitfäden für Kinder und Lesebüchern zum Muster dienen. Eine volkstümliche Übersetzung der Bibel wäre das beste Volksbuch. Das Erscheinen einer solchen Übersetzung in unserer Zeit würde in der Geschichte des russischen Volkes Epoche machen.“

IX.

Pädagogische Theorien.

Die Zeitschrift „Jasnaja Poljana“. — Über die Volksbildung. — Über die Methoden des Elementarunterrichts. — Die Volks- und Kinderbücher. — Kritik der Zeitschrift. — E. Markow. — Tolstojs Erwiderung: Der Fortschritt und die Definition der Bildung. — Erziehung und Bildung. — Wer ist der Schüler und wer der Lehrer?

Die Thätigkeit des Lehrers weckte das Bedürfnis pädagogischer Bekenntnisse. Ein Mann, der in der Schule alles so ganz anders machte, als man es bisher gewohnt war, mußte auch den Wunsch fühlen, seine Methode zu begründen, und Tolstoj hatte mehr als andere den Trieb, sich auszusprechen, um sich und andern Rechenschaft von seinem Thun zu geben.

Tolstojs Methode war eigentlich die Aufhebung der Methode, die Individualisierung des Unterrichts; er leitete alles aus seinem Verhältnis zu seinen Schülern ab. Er hielt zu der Meinung, wer lehren wollte, müßte erst eine Wahrheit besitzen, die des Lehrens wert sei, und da die lehrende Klasse der Menschen, die Gebildeten, eine solche nicht besäße, bestritt er ihr das Recht, den unteren Klassen Führer zu sein. Das Volk und das Kind sollten in ihren natürlichen Wünschen eine zuverlässigere Richtschnur

für die Gestaltung des Unterrichts besitzen, als die Ergebnisse der Forschung und Erfahrung sie darboten.

Tolstojs Ansichten standen wie seine Lehrthätigkeit in so scharfem Widerspruch mit allem Hergebrachten, daß die theoretische Auseinandersetzung eine Notwendigkeit war; sie standen aber auch für ihn selbst so wenig fest und nährten vielmehr die Rastlosigkeit des Forschers so stetig, daß ihm selbst nur der öffentliche Meinungsaustausch Klarheit verschaffen konnte. Ja, in dem Eifer, mit welchem er sich der Thätigkeit des Lehrens hingab, und der grundsätzlichen Leugnung des Rechts, dem mindergebildeten Teile der Nation eine nicht über jeden Zweifel erhabene Wahrheit zu lehren, lag ein unlösbarer Widerspruch. Kopf und Herz stimmten nicht überein — Sieger blieb natürlich das Herz.

Der Lehrer von Jasnaja Poljana beschloß die Herausgabe einer pädagogischen Monatsschrift, die den Namen seines Gutes führen sollte. Im Juli 1861 kündigte Tolstoj das Erscheinen seines Blattes im Russkij Vêstnik an.

J. J. Panajew begrüßte „den kühnen und edlen Versuch" Tolstojs (im Augustheft des „Zeitgenossen") mit großer Freude und wünschte ihm „einen vollkommenen Sieg auf dem neuen, schwierigen und bisher noch von niemandem betretenen Gebiete."

Mit Januar 1862 erschien das erste Heft. Es zeigte deutlich das Programm der Monatsschrift: Abhandlungen, Berichte aus den Schulen und, als Ergänzung, Erzählungen für das Volk und die Jugend. Diese Erzählungen erschienen als gesonderte Büchlein; in den ersten drei Monaten wurden sie in dem Inhaltverzeichniß

der Hefte nicht mitangeführt, später wurden sie auf dem Umschlag der Hefte selbst als Anhang aufgenommen.

Die Zeitschrift führte den Titel: Jasnaja Poljana. Die Schule. Eine pädagogische Zeitschrift, herausgegeben vom Grafen L. N. Tolstoj — und trug das bezeichnende deutsche Motto: „Glaubst zu schieben und wirst geschoben.“

In einer kurzen Ansprache an die Leser sagt der Herausgeber:

„Indem ich ein mir neues Gebiet betrete, wird mir bange für mich und für die Gedanken, die sich seit Jahren in meinem Geiste entwickelt haben und die ich für wahr halte. Ich bin im vorhinein überzeugt, daß viele dieser Gedanken sich als irrige erweisen werden. So sehr ich auch bemüht war, den Gegenstand zu erschöpfen, habe ich ihn doch einseitig betrachtet. Ich hoffe, meine Ideen werden die entgegengesetzten Meinungen zum Worte aufrufen. Ich werde allen Ansichten gern einen Platz in meiner Zeitschrift geben. Eines nur fürchte ich, diese Ansichten könnten in leidenschaftlicher Form zum Ausdrucke kommen. Die Beurteilung eines allen so kostbaren und wichtigen Gegenstandes, wie es die Volksbildung ist, könnte in Verhöhnung ausarten, in's Persönliche, in Zeitungs-Polemik. Ich will nicht sagen, daß Hohn und persönliche Angriffe mich nicht kränken würden, daß ich über ihnen zu stehen hoffe; ich bekenne vielmehr, daß ich ebenso für meine Person besorgt bin wie für die Sache; ich fürchte, von persönlicher Polemik hingerissen zu werden, anstatt den Gegenstand selbst ruhig und stetig zu bearbeiten.

Ich bitte daher alle zukünftigen Gegner meiner Anschauungen, ihre Gedanken in einer solchen Form auszudrücken, daß es mir möglich wird, mich zu erklären und

Beweise beizubringen, wo die abweichende Ansicht durch Mißverständnisse hervorgerufen sein wird, und zuzustimmen, wo mir die Unhaltbarkeit meiner Ansichten nachgewiesen werden wird."

Es handelte sich also mehr um einen freien Tummelplatz für die Meinungen zur Klärung einer, wie Tolstoj meinte, noch gänzlich unklaren Sache, und nicht bloß um die Entwicklung einseitiger, wenn auch durch ein ernstes Studium vieler Jahre gewonnener Ansichten.

Dem entspricht auch die in demselben Hefte (S. 33) ausgesprochene Bitte, möglichst zahlreiche Thatsachen aus dem Leben der Schule mitzuteilen. Nicht durch den Austausch theoretischer Meinungen könne man zu pädagogischen Grundsätzen für die Volksschule gelangen, sondern zunächst durch eine genaue Kenntnis der Bedürfnisse des Volkes, seines Geschmacks und vor allem auch dessen, was bisher auf dem Gebiete des Schulwesens vom Volke selbst geleistet worden ist.

Das erste Heft enthält neben dem leitenden Aufsatze „Über die Volksbildung" eine kürzere Abhandlung „über die Wichtigkeit der Beschreibung von Schulen und volkstümlichen Büchern", die Schilderung der „Schule von Jasnaja Poljana im November und Dezember" (den oben erwähnten Rechenschaftsbericht) und drei kleinere Aufsätze dreier Lehrer der Tolstojschen Schulen in derselben Richtung, ganz nach den Anweisungen des Herausgebers. In der einen dieser kleineren Schilderungen erzählt ein Herr M. B., ein Student, der nur zwei Wochen in der Schule des Dorfes J. unterrichtet hatte, von dem Mißerfolg seiner pädagogischen Wirksamkeit; in der zweiten „Zwei Monate in der Schule von Žitow"

spricht J. J. Awksentjew von den Schwierigkeiten, welche die Unreife des Volkes allen Bemühungen um die Hebung der Schule entgegensetze; der dritte Aufsatz ist nur ein Verzeichnis aller in dem Kreise Lamincow vorhandenen Bücher von einer dritten Hilfskraft Tolstojs A. Sch.

* * *

In dem Hauptartikel des ersten Heftes behandelt der Herausgeber seine grundsätzlich abweichenden Ansichten „Über die Volksbildung".

Seit altersher erregt es sein Erstaunen, daß das Volk nach Bildung strebt, daß die gebildeten Klassen — die Gesellschaft wie die Behörden — diesem Streben gern entgegenkommen, und daß trotz dieser günstigen Übereinstimmung das Volk unaufhörlich den Bemühungen der Höhergebildeten widerstrebt. Diese Erscheinung könne man in den europäischen Schulen beobachten von Luthers Zeiten bis auf unsere Tage. So sei man zum Schulzwang gekommen. Der Schulzwang aber habe nur dann eine Berechtigung, „wenn die bildunggebende Gesellschaft ein Recht hatte, zu wissen, daß die Bildung, welche ihr in einer bestimmten Form eigen war, für ein bestimmtes Volk in einer bestimmten Geschichtsepoche ein Glück war."

Im Mittelalter, da man in der Bibel, im Augustinus, im Aristoteles die Wahrheit besaß, hatte man eine Berechtigung, sie zwangsweise zu lehren. „Wo aber will man in unserer Zeit die Kraft des Glaubens an die Unerschütterlichkeit des eignen Wissens nehmen, welche uns das Recht geben könnte, das Volk zwangsweise zu bilden?"

Nur die Bildung, welche die Religion, die göttliche Offenbarung, zur Grundlage hat, darf zwangsweise dem

Volke aufgedrungen werden, wie die Missionare in Afrika und China thun. Aber die Religion ist in unserer Zeit nur ein Teil des Unterrichts, und es bleibt eine ungelöste Frage, welche Berechtigung die Schule hat, das heranwachsende Geschlecht zwangsweise in der bestimmten Form zu unterrichten.

Alle Pädagogik hat die Aufgabe, tugendhafte Menschen heranzubilden. Aber Bildung hat gar nichts mit Tugend zu thun. Die Tugend, nach welcher alle philosophischen Theorien der Pädagogik streben, setzt eine Ethik voraus. Plato hatte eine bestimmte Ethik, Schleiermacher kennt nur eine stets in der Entwicklung begriffene. Aber auf die Frage: Warum und wie müssen wir das Volk unterrichten? giebt keine Theorie eine positive Antwort. Gleichzeitig herrschen die verschiedensten, einander bekämpfenden Theorien. „Die theologische Richtung kämpft mit der scholastischen, die scholastische mit der klassischen, die klassische mit der realistischen.“ Die mannigfachsten und sonderbarsten, auf nichts begründeten Theorien, wie die von Rousseau, Pestalozzi, Fröbel treten auf — wo ist die Täuschung, wo ist die Wahrheit?

Verfolgt man die Geschichte der Philosophie der Pädagogik, so findet man in ihr keineswegs ein Kriterium der Bildung, sondern die Überzeugung, daß ein solches Kriterium nicht vorhanden ist. Von Plato bis Kant herrscht ein Bestreben: die Schule von den historischen Fesseln, die auf ihr lasten, zu befreien und zu erforschen wessen der Mensch bedarf; und auf diese mehr oder minder richtig herausgefundenen Bedürfnisse stützen sie den Bau ihrer neuen Schule. So Luther, der von den Erläuterungen der Kirchenväter zu der Heiligen Schrift zurückgeht, Bacon, der zur Natur zurückgeht und den

Aristoteles verwirft, Rousseau, der das Leben lehren will nach dem Leben selbst, wie er es auffaßt, und nicht aus den angesammelten Erfahrungen. „Jeder Fortschritt der Philosophie der Pädagogik besteht nur darin, die Schule zu befreien von dem Gedanken, den heranwachsenden Geschlechtern das zu lehren, was die älteren Geschlechter für die Wissenschaft hielten, zu dem Gedanken, das zu lehren, was in den Bedürfnissen der heranwachsenden Geschlechter liegt." Ein Widerspruch in sich selbst. Denn es wird erst ein Maß von Freiheit verlangt, und zugleich eine Theorie geschaffen, welche die Freiheit einschränkt.

Die Erfahrung spricht ebenfalls gegen die Zwangsschule. In Deutschland, Frankreich, England ist die Bildung größer, weil das Leben bildend ist. Die Schule wirkt, wie ein deutsches Wort so treffend sagt, „verdummend". Schüler und Eltern ertragen die Schule widerwillig. Beide erwarten sehnsüchtig den Augenblick der Schulfreiheit. (Das Wort „schulfrei" zeigt schon, wie das Volk die Schule betrachtet.) Man hört oft, das Elternhaus mit allen seinen Bedingungen sei das Haupthindernis für die Schule. Dabei wird übersehen, daß das Elternhaus die erste Schule des Menschen ist, daß sich hier die ersten Vorstellungen und Begriffe bilden. Überhaupt muß doch die Schule mit dem Leben gemeinsamen Schritt gehen. „Alles Lernen muß die Antwort auf die Frage sein, welche das Leben stellt." Bei unseren Zwangsschulen ist nicht „der Hirt für die Herde, sondern die Herde für den Hirten" da. Durch die Bemühungen der jüngsten Pädagogik, welche darnach strebt, „mécaniser l'instruction" (Pestalozzi), treten alle höheren Fähigkeiten: die Einbildungskraft, die Schaffenskraft, die Auffassungs-

gabe gegen die geistlose Kunst des Lesens, Zählens rc. zurück. Der Gegensatz der Bildung des Hauses und der Schule ist auch körperlich schädlich. Nun gar erst die Kleinkinderbewahranstalten, die infant schools, die salles d'asile! „Es fehlt nur noch die Erfindung einer Dampfmaschine, welche die Mutterbrust ersetzte."

Auch die Geschichte bleibt uns die Antwort schuldig auf die Frage: Worauf ist das Recht begründet, Eltern und Schüler zur Bildung zu zwingen. Denn je mehr die allgemeine Bildung fortschreitet, desto größer wird die Kluft zwischen der Schule und der Zeitbildung, desto reicher an Bildungselementen wird das Leben.

Und wenn auch die Deutschen auf Grund einer zweihundertjährigen Entwickelung sie historisch verteidigen, wir haben gar kein historisches Recht. Die europäischen Völker haben den circulus vitiosus, „daß die Schule die unbewußte Bildung, die unbewußte Bildung aber die Schule fördere", glücklich überwunden, natürlich unter großen Verlusten. Wir können nun mit klarer Einsicht zu Werke gehen. (Man vergleiche hierzu die Ansicht, die Tolstoj Fröbel gegenüber geäußert, s. S. 132.) Es giebt kein allgemeines, vernünftiges Gesetz, das den Zwang rechtfertigt, und darum wird jede Nachahmung Europas in Bezug auf den Schulzwang „nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückschritt für unser Volk sein, ein Verrat an seinem Beruf."

„Was also haben wir Russen zu thun? .... Sehen wir in dem Widerstand, den das Volk unserer Bildung leistet, nicht mehr ein der Pädagogik feindliches Element, sehen wir vielmehr darin den Ausdruck des Volkswillens, der allein unserer Wirksamkeit die Richtung zu geben hat"

Der Lernende muß die Bildung abweisen können, die ihn nicht befriedigt — das Kriterium der Pädagogik ist einzig und allein die Freiheit.

Die Grundlage unserer Wirksamkeit ist die Überzeugung, daß eine Definitiou der Pädagogik und ihrer Ziele im philosophischen Sinne unmöglich, zwecklos und schädlich ist.

Die einzige Methode der Bildung ist die Erfahrung, und ihr einziges Kriterium ist die Freiheit. — —

Dies im einzelnen auszuführen, sollte die Aufgabe der Zeitschrift „Jasnaja Poljana" sein.

In diesem Sinne brachte denn auch schon das zweite (Februar-) Heft eine große Abhandlung über die Methoden des Elementar-Unterrichts (O metodachъ obučenija gramotê). Sie ging mit dem Überlieferten ebenso streng, ja noch strenger ins Gericht, als der Leitaufsatz des ersten Hefts „über die Volksbildung".

Zunächst wird die Grundfrage aufgeworfen, ob Lesen und Schreiben wirklich, wie man allgemein glaubt, die wichtigsten Elemente der Bildung seien und verneinend beantwortet, und dann auch für den Schreib-Lese-Unterricht die Freiheit und die Erfahrung als maßgebend hingestellt. Der Erfolg dieser von der Erfahrung und der Freiheit eingegebenen Methode wird von dem Talent des Lehrers abhängen. Für Tolstoj giebt es eine Ausbildung zum Lehrer überhaupt nicht; er glaubt nicht an den Nutzen der pädagogischen Institute: der Lehrerseminare in Deutschland, der Normalschulen in Frankreich und England, und ist überzeugt, daß es ebenso unmöglich ist, „Lehrer, besonders Volkslehrer zu bilden, wie Künstler oder Dichter" — wie er in einer Kritik des Regierungsprojekts für die Volksschulen einmal bemerkt.

Seine Auseinandersetzungen über die Buchstabier- und Lautiermethode und ihre Anwendung auf die einzelnen Sprachen zeugt von dem großen Ernst und dem sorgfältigen Studium, welches Tolstoj im Westen Europas allem gewidmet hat, was seinem Zwecke dienen konnte; und ganz wie er in der Abhandlung über die Volksbildung zu dem Endresultat gelangt ist, daß Rußland, gestützt auf die Erfahrung der Kulturvölker des Westens, manchen Fehler vermeiden könnte und manche Kämpfe ersparen, die für den Westen unvermeidlich waren, so erkennt er auch hier mit scharfem Blick einen großen Vorzug der russischen Schrift vor der westeuropäischen, indem er darauf hinweist, daß die Kyrillica für jeden Laut ein Zeichen darbietet, ein Verhältnis, das die westeuropäischen Sprachen nicht kennen, das also auch auf die Wahl der Methode für den Schreib- und Leseunterricht von großem Einfluß ist.

Der Gedankengang dieser ideenreichen Abhandlung ist folgender:

Es ist gewissermaßen eine von allen anerkannte Wahrheit, daß die Volksschule die Aufgabe hat, Lesen und Schreiben zu lehren, und daß die Kenntnis von Lesen und Schreiben die erste Stufe der Bildung sei. Darum sucht man immer wieder nach der besten Methode, die Kunst des Lesens und Schreibens zu lehren. Die Menschen treten zu Gesellschaften zusammen, um gute Bücher unter dem Volke zu verbreiten. Aber solche Bücher giebt es nicht, „weder bei uns, noch in Europa." Man müßte sie erst schaffen.

Aber ist denn wirklich die Kunst des Lesens und Schreibens die erste Stufe der Bildung? Was hat über-

haupt das Lesen und Schreiben mit der Bildung gemein? — „Lesen und Schreiben ist eine bestimmte Fertigkeit, Bildung ist die Kenntnis von Thatsachen und ihren Beziehungen.“ Versteht man unter Bildung nicht bloß Schulbildung, sondern auch Lebensbildung, so wird man finden, daß die Kenntnis des Lesens und Schreibens mit der Bildung gar nichts zu thun hat. Es giebt Menschen mit vielen Kenntnissen, die gar nicht lesen und schreiben können, und umgekehrt giebt es Leute, die die Fertigkeit des Lesens und Schreibens, aber gar keine Kenntnisse besitzen. Es ist wohl wahr, daß unser Bildungsgrad, außerhalb dessen wir uns eine Bildung gar nicht vorstellen können und wollen, ohne die Kunst des Lesens und Schreibens gar nicht gedacht werden kann. Aber es giebt eben eine ganz andere Bildung, „die nicht niedriger, sondern absolut außerhalb und unabhängig von unserer Schule besteht.“ Drei Viertel des Menschengeschlechts bildet sich ohne Lesen und Schreiben. Wollen wir das Volk bilden, so müssen wir bei ihm nachforschen, wie es sich bildet und welches seine Lieblingsmittel dazu sind. In Europa lernt das Volk die Kunst des Lesens und Schreibens schon lange, und doch giebt es keine Volkslitteratur, d. h. das Volk — die Klasse, welche ausschließlich mit körperlicher Arbeit beschäftigt ist — liest nirgends Bücher. Daraus müßte man den Schluß ziehen, daß man einen anderen Weg einzuschlagen habe. Man mag die Ursache für den Mangel einer Volkslitteratur suchen, wo man will, die Thatsache selbst, daß es eine solche nicht giebt, und daß das Volk der Bildung vermittelst des Lesens und Schreibens widerstrebt, besteht einmal in ganz Europa, ganz ebenso wie bei der ge-

bildeten Klasse die Meinung, daß Lesen und Schreiben die erste Stufe der Bildung sei.

Welches war der Gang der Bildung? Erst gründete man nicht etwa die niedrigen Schulen, sondern die höchsten, die Klosterschulen, dann mittlere Schulen, dann Volksschulen. Bei uns in Rußland begann man mit der Akademie, dann kamen die Universitäten, dann die Gymnasien, dann die Kreisschulen, dann die Volksschulen. Aus den Gymnasien geht nur ein Fünftel der Schüler nicht zur Universität, und aus den Kreisschulen geht nur ein Fünftel in die Gymnasien, aus der Volksschule gar nur ein Tausendstel in eine höhere Unterrichtsanstalt. Es besteht also eigentlich gar kein Zusammenhang zwischen der niedrigsten und der höchsten Schule, und doch erklärt sich die allgemeine Betrachtung der Volksschule als einer Schule des Lesens und Schreibens nur durch diesen innern Zusammenhang.

Stellt man die Frage so: Ist die Elementarbildung für das Volk nützlich oder nicht, so kann niemand verneinend antworten; stellt man sie aber so: Ist es nützlich oder nicht, daß das Volk lesen lerne, wenn es nicht lesen kann und keine Bücher besitzt, so hoffe ich, wird jeder unparteiische Mensch antworten: ich weiß es nicht; gerade so, wie ich nicht weiß, ob es nützlich wäre, das Volk im Geigenspiel oder im Schuhflicken zu unterrichten. Im allgemeinen wird man sich *gegen* Lesen und Schreiben aussprechen, wenn man den immer währenden Zwang, die unverhältnismäßige Entwickelung des Gedächtnisses, die falsche Vorstellung von der Abgeschlossenheit der Wissenschaft, die Unlust zu weiterer Fortbildung, die falsche Eigenliebe und das Mittel zu gedankenlosem Lesen, die in diesen Schulen gewonnen werden, in's Auge faßt.

Die Volksschule muß den Bedürfnissen des Volkes entsprechen. Das ist auch alles, was wir in dieser Frage sagen können. Davon bedeutet Lesen und Schreiben nur einen kleinsten Teil, und darum ist die Frage: wie lehrt man am schnellsten Lesen und Schreiben und nach welcher Methode? — von geringerem Interesse in der Frage der Volksbildung. In so weit als die Kunst des Lesens und Schreibens dem Volke unentbehrlich ist, lernt es sie von selbst: ein Küster oder ein Soldat oder ein kundiger Bauer teilen diese Kunst einigen anderen mit nach einer gewissermaßen selbst geschaffenen Methode. Hauptsache ist, daß man auch die Kunst lehre, das Gelesene zu verstehen, und über diese notwendigste, schwerste und noch immer nicht gefundene Methode herrscht allgemeines Schweigen.

Nach einer ausführlichen Auseinandersetzung über die verschiedenen Methoden, die im westlichen Europa, besonders auf Grund deutscher Forschungen, herrschend geworden sind, und einer scharfen Verspottung der Lautiermethode in Verbindung mit dem Anschauungsunterricht, wie sie nach dem zu jener Zeit (besonders in Deutschland) viel gebrauchten „Fischbuch“ üblich war, wird folgender Schluß gezogen: Die beste Methode für den Lehrer ist die, die ihm selbst am besten bekannt ist. „Jeder Lehrer des Lesens und Schreibens muß die im Volke selbst entwickelte Methode kennen und durch seine eigenen Erfahrungen befestigen; er muß sich bemühen, so viel Methoden als möglich kennen zu lernen, um sie als Hilfsmittel zu benutzen. Er muß ferner jede Schwierigkeit, die die Auffassung dem Schüler macht, nicht als einen Mangel des Schülers, sondern als einen Mangel seines Unterrichts ansehen und sich bemühen, in sich selbst die Fähigkeit zu entwickeln, neue Methoden

zu finden.“ Der beste Lehrer ist derjenige, der sofort eine Erklärung dessen findet, was dem Schüler Schwierigkeiten gemacht hat. Und derjenige Lehrer wird darin die größte Leichtigkeit haben, der die meisten Methoden kennt, dem das Bewußtsein innewohnt, daß sie alle einseitig sind, daß sie aber auch alle ihren Wert haben. Es bedarf eben auch hier weniger der Methode, als des Talents.

Im Februarhefte wurden ferner die Beschreibungen der Schulen in den verschiedenen Dörfern fortgesetzt. Als Schilderer der „Schule zu Baburin“ tritt ein neuer, der eifrigste Mitarbeiter Tolstojs als pädagogischer Schriftsteller auf, A. *Erlenwein*. Tolstoj selbst erzählt die Geschichte der Entstehung der Schulen im Umkreise seines Friedensvermittler-Bezirks.

Im Märzhefte setzt Tolstoj seine Beschreibung der „Schule von Jasnaja Poljana für November und Dezember“ fort. Einer seiner Lehrer, A. T., schildert die Erfahrungen in seiner Schule, und den Leitaufsatz bildet eine Kritik des „Projekts eines allgemeinen Planes zur Errichtung von Volksschulen“, das die Regierung kurz vorher veröffentlicht hat.

Gleichzeitig mit den Heften der Zeitschrift erschienen (wie wir schon gesagt haben) als gesonderte Beigaben die *Kinder- und Volksbücher*. Diese Büchlein wurden nicht von Tolstoj geschrieben. Alles, was in Jasnaja Poljana an den Bestrebungen des Gutsherrn und Schuloberhauptes geistig theilnahm, arbeitete mit an ihrer Abfassung, die Lehrer, die Damen — die Schwester Maria, die Tante Jorgolskaja, späterhin die junge Gräfin Sofia Andrejewna — und schließlich die Schulkinder selbst. Tolstoj stellte nur die Themata fest und übernahm die

letzte Durchsicht. So war trotzdem alles in seinem Geiste Denn die ganze Colonie der Gebildeten auf seinem Gute folgte willig seiner Leitung, und sein Machtwort konnte immer noch, wo die Jünger dem Meister nicht ganz entsprochen hatten, Aenderungen in seinem Sinne fordern.

In der einfachsten Sprache, dem Muster eines volkstümlichen Darstellungsmittels, versucht Tolstoj den Kindern aus dem Volke unterhaltende Geschichten aus den verschiedenartigsten Gebieten zu erzählen. Die erste Erzählung war ganz und gar für seine eigenen Zöglinge bestimmt. Sie handelte von den Schicksalen des kleinen Matthias, den sein Vater, ein bescheidener Tischler, der weder lesen noch schreiben kann, in die Schule schickt, damit er etwas lerne. Nachher kam die Geschichte vom Mönch Theodor, welchen der Teufel in Gestalt seines Freundes, des Mönchs Basilius, in Versuchung führt.

In zwei Heften wurde die Geschichte von Robinson und das beliebte Märchen aus Tausendundeine Nacht von Ali Baba und den vierzig Räubern erzählt. Das arabische Märchen hatte sich in ein russisches Gewand kleiden müssen; statt der orientalischen Helden treten Dunjaška, Ewdokin, Peter Iwanowitsch und andere auf.

So war Fromm-erbauliches neben Weltlichem, unmittelbar für das Leben Berechnetes neben kulturgeschichtlich Unterrichtendem, realistisch Wahres neben phantastisch Ersonnenem geboten und nebenher durch den Wechsel des Schauplatzes — „Matthias“ spielt z. B. in Frankreich — die Entwickelung des geographischen Begriffsvermögens angebahnt, die Vorstellungen anderer Völker, anderer Sitten geweckt.

Im dritten Heftchen wird eine neue Rubrik eingeführt:

„Die Arbeiten der Dorfkinder“. Der Herausgeber druckt unter diesem Titel kleine, auf seine oder seiner Lehrer Anregung von den Schülern selbst geschriebene Erzählungen und Schilderungen ab. Nach seiner Erfahrung würden solche Arbeiten gern gelesen. Für den Pädagogen aber, meint er, hätten sie gewiß einen Wert, wenn er sie von dem rechten Standpunkt zu betrachten versteht.

* * *

Eine pädagogische Zeitschrift mit einem solchen Programm war für Rußland an sich etwas Neues. Sie weckte nicht nur die Teilnahme der Schulmänner, welche der Frage der Volksbildung von Amtswegen näher standen, sie zog auch die Aufmerksamkeit der Laien auf sich, die in Tolstojs pädagogischer Thätigkeit nur einen Teil seiner allgemeinen Bestrebungen zur Hebung des Volkes erkannten. Schon bei dem Erscheinen des ersten Heftes konnte er seinen Lesern mitteilen, daß eine Wohlthäterin, die sich nicht einmal genannt hatte, ihm eine Summe von 1000 Rubeln zur Verwendung für die Bedürfnisse des Volkes geschickt hatte. In dem Begleitbriefe hieß es, das Geld könne etwa zu einem Krankenhaus oder zu einer Schule verwandt werden. Im Märzhefte seiner Zeitschrift konnte Tolstoj schon vollständige Rechenschaft über die Verwendung des Geldes geben. Er hatte es zum Teil an arme Greise verteilt, zum Teil auf die Begründung einer Schule verwandt, die damals schon 15 Schüler zählte.

Überraschend war auch, daß der erzählende Dichter Leo Tolstoj, der eben im Begriff stand, in der Gunst seines Volkes einen Platz neben Turgenjew zu erobern,

mit einem kühnen Seitensprung dem Berufe eines Erziehers nachstrebte. Am meisten aber erregten seine radikalen Ansichten Aufsehen und Widerspruch. Nur die ihn näher kannten, wußten, daß Leo Tolstoj von jeher die ausgetretenen Pfade mied und rücksichtslos neue Wege suchte; sie wußten auch, daß die Schule seit den Jünglingsjahren ein Lieblingsgegenstand des volksfreundlichen Gutsherrn war, und daß er mit ihr jetzt, wo der dauernde Aufenthalt auf dem Lande und das Amt des Friedensvermittlers ihn wieder in so innige Beziehungen mit dem Volke gesetzt, nur die Ideale seiner Jugend wieder aufgenommen hatte. Fernerstehenden aber war alles, was die Zeitschrift Jasnaja Poljana brachte, neu und überraschend.

Der „Zeitgenosse", der schon der Ankündigung der pädagogischen Zeitschrift freudig zugestimmt hatte, war nun der erste, der sie in einer ausführlichen Besprechung begrüßte. Der Versuch, der Frage der Schule und der Volksbildung ein Organ zu schaffen, erschien ihm lobenswert. Mit voller Anerkennung spricht er von der Anstalt in Jasnaja Poljana nach dem Berichte in den ersten zwei Heften der Zeitschrift. Aber auch der Kritiker des „Zeitgenossen" erkennt sofort den Widerspruch, der zwischen den theoretischen Betrachtungen Leo Tolstojs und seiner Thätigkeit bestand. Wenn ein Mensch nicht wüßte, was und wie er zu lehren habe, wenn er nicht einmal wüßte, ob wir ein Recht haben, das Volk zu belehren, so dürfe er doch wohl nicht selbst eine Schule begründen und selbst darin den Lehrer spielen. Wenn er dabei überdies noch der Meinung ist, daß seine Schule vortrefflich sei, und daß die Schüler sie mit großem Nutzen besuchen, so sei das ein vollkommener Widerspruch.

In Wirklichkeit sei die Praxis der Schule vortrefflich, die Theorien ihres Leiters durchaus irrige. Er wirft dem Herausgeber der Zeitschrift mangelnde Kenntnis der Geschichte der Pädagogik vor. „Bevor Sie Rußland Ihre pädagogische Weisheit lehren wollen, lernen Sie selbst, denken Sie nach, versuchen Sie bestimmtere, einheitlichere Ansichten über die Frage der Volksbildung zu gewinnen. Ihre Empfindungen sind edel, Ihre Bestrebungen schön; das kann für Ihre eigene praktische Thätigkeit genügen. Sie schlagen, Sie schimpfen in Ihrer Schule nicht. Sie gehen vielmehr liebevoll mit den Kindern um — das ist vortrefflich; aber die Feststellung allgemeiner Grundsätze einer Wissenschaft verlangt mehr als edle Gefühle. Man muß auf der Höhe der Wissenschaft stehen und sich nicht an persönlichen Beobachtungen genügen lassen oder gar an systemloser Lectüre beliebiger Abhandlungen.“ Und in einem nicht übel gewählten Bilde hält er Tolstoj klar vor Augen, wie man ein recht guter Lehrer sein könne und doch ein ganz schlechter Theoretiker der Erziehung. Kann nicht z. B. irgend ein halbgebildeter Landrichter ein sehr guter und ehrenhafter Mann sein, mit seinen Clienten liebevoll umgehen, stets die Verhandlungen mit voller Gerechtigkeit führen? Und thut er das, so ist er ein ganz vortrefflicher Landrichter, und seine praktische Thätigkeit ist sehr nützlich. Aber ist er bei aller seiner Erfahrung und seinen guten Absichten fähig, ein Gesetzgeber zu sein, wenn er weder juristische Bildung noch die Kenntnis des allgemeinen Charakters der Überzeugungen unserer Zeit besitzt? „Sie haben viel Ähnlichkeit — fährt er fort — mit diesem Landrichter. Entschließen Sie sich, entweder keine theoretischen Abhandlungen mehr

zu schreiben oder zu studieren, um die Fähigkeit dazu zu erwerben."

Die Kinderbücher findet der Kritiker des Zeitgenossen nur in Hinsicht des Stils lobenswert. Im übrigen sieht er auch in ihnen nur Systemlosigkeit und unsicheres Tasten.

Fast in gleichem Geiste spricht sich kurz darauf (im Maiheft des „Russischen Boten" 1862) in dem Aufsatze: „Theorie und Praxis der Schule von Jasnaja Poljana" einer der ersten Pädagogen Rußlands, E. Markow, aus. Markow war damals Gymnasiallehrer in Tula. Seit Jahren stand er in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Gutsherrn von Jasnaja Poljana, und die Schulbestrebungen der jüngsten Zeit erweckten natürlich seine Teilnahme. Er hatte oft und viel mit dem Grafen über die Frage der Volksbildung gesprochen, ihm auch nie verhehlt, daß er seine Anschauungen gar nicht teile; aber auch er hatte große Sympathien für die Praxis der Tolstojschen Schule.

Nach Markows Ansicht übertrifft die Schule von Jasnaja Poljana alle Volksschulen, die ihm bekannt sind. Aber nicht in den pädagogischen Anschauungen des Begründers und Leiters sieht er ihre Vorzüge, sondern in der glücklichen Ausnahmestellung der Schule. Die Schule bilde, wie er mit Recht sagt, den Gegenstand der eifrigsten Sorgfalt eines gebildeten, talentvollen und gänzlich sorgenfreien Mannes. Darum aber könne die Schule von Jasnaja Poljana noch immer nicht das Muster der Volksschule werden. In ihr ist alles ganz anders, als es in der wirklichen Volksschule sein könnte. Ihren Erfolg schrieb er

hauptsächlich Vorbedingungen zu, die an einem anderen Orte unmöglich wären. „Die Hauptursache für den erfolgreichen Fortgang der Schule von Jasnaja Poljana liegt darin, daß sie eine Familie und keine Schule ist, und daß das Haupt dieser Familie ein Mann mit höchst seltenen Vorbedingungen ist. Graf Tolstoj hat die Kinder mit dem Herzen des Künstlers lieb gewonnen, weil er für alles, was prosaischen Naturen unzugänglich ist, den Blick besitzt. Die Kinder haben seine Liebe begriffen und ihm mit Gegenliebe vergolten.“

Über die Theorien Tolstojs, die nach Markows Ansicht mit dem Fortgange der Schule von Jasnaja Poljana durchaus nicht zusammenhängen, ist er gleicher Ansicht wie der Kritiker des „Zeitgenossen“. Auch er hat sofort den innern Widerspruch in den Anschauungen Tolstojs herausgefunden. Er versucht ihn aus einer Überschätzung des Volkes und aus einer falschen Auffassung des Begriffes „Volk“ zu begreifen. Aus seiner persönlichen Kenntnis des Mannes und seines Werkes und aus der gründlichen Beschäftigung mit seiner Zeitschrift gelangt er zu folgendem Urteil: „Nach meiner Meinung schätzt Graf Tolstoj das Volk über Gebühr. Er verehrt es bisweilen in einem solchen Grade, daß er die Heiligkeit vieler unverständiger Erscheinungen anerkennt, wenn sie nur den Stempel des Volkes tragen, und aus diesem Grunde verwirft er oft als ungesetzlich alles, was einem andern Boden entsprossen ist. Er übersieht die engen Beziehungen der Stände und mehr noch — den Vorrang, den die gebildeten Klassen vor den ungebildeten haben. Die enthusiastische Natur des Künstlers hat ihn in diesem Falle zur Ungerechtigkeit geführt.“ — „Für den Grafen

Tolstoj bedeutet Volk ausschließlich niedriges Volk, er trennt die gebildeten Klassen vollkommen von ihm, er sieht in ihnen beiden zwei Wesen, die einander fremd sind, die einander in allen ihren Neigungen und Bedürfnissen widersprechen; daher darf die gebildete Klasse ihre Bildung dem Volke nicht aufdrängen. Nicht diese braucht es, meint Graf Tolstoj. Das könnte man zur Not von Rußland behaupten, wenn man an Peter denkt; aber er sagt es von Deutschen und Franzosen. Ich glaube, in die Begriffe vom Volk haben sich mancherlei Illusionen eingeschlichen. Das Volk erscheint mir in der That stets als etwas überaus Frisches, Kräftiges und Sympathisches, aber ich mag mich nicht täuschen lassen von meinem Gefühl. Ich sehe wohl, ich betrachte es nur als die Voraussetzung vieles Guten, als einen Stoff, aus welchem die Hoffnung alles bilden kann, was ihr beliebt."

Markow wirft Tolstoj ferner vor, daß er die Musteranstalten in Deutschland und der Schweiz, welche jene pädagogischen Methoden, die Tolstoj tadelt, zum Teil verhöhnt, längst überwunden haben, nicht erwähnt, daß er einfach ein Ultimatum unterzeichnet, ohne ausführlich die Einrichtungen der Schule, ihre Statistik, hervorragende Thatsachen aus ihrem Leben mitgeteilt zu haben, um daraus berechtigte Schlüsse zu ziehen. Er gelangt endlich zu dem Schlusse, 1) daß Graf Tolstoj unter dem Einfluß der alten Pädagogik handle; 2) daß die vollkommene Freiheit der Schule, wie sie Graf Tolstoj auffaßt, unmöglich und, wenn möglich, schädlich sei.

Trotz aller Einwürfe sieht er in der neuen Zeitschrift die Vertreterin der bessern Bestrebungen der neuen Pädagogik, Bestrebungen, die allerdings in radikaler Form

ausgesprochen werden, im großen und ganzen aber berechtigt seien. Wenn auch Jasnaja Poljana selbst jeden Zusammenhang mit der zeitgenössischen Pädagogik leugne, so sei er trotzdem vorhanden, und er sei sogar ein sehr enger. Sondert man aus den Betrachtungen der Zeitschrift die allzu schroffen aus, so biete sie uns viele erfreuliche Erscheinungen: 1) Das Bestreben, die Bildung des Volkes auf den Weg selbständiger organischer Entwicklung zu leiten, ohne die Einmischung der Bureaukratie und der Reglements; 2) das Streben nach einer weit größeren Freiheit des Unterrichts und der Schuleinrichtung; 3) eine natürliche Methode; 4) Achtung vor den geistigen Bedürfnissen des Volkes und gleichzeitig ein gründliches Studium seines Charakters und seines Lebens. Und „diese Grundbedingungen, meint der Verfasser, haben eine so ernste Bedeutung, daß von ihrem geringeren oder größeren Erfolge die Entscheidung vitaler Fragen des Volksglücks abhängt."

Und gerade Graf Tolstoj sei der geeignete Mann, diese Fragen in Angriff zu nehmen. Er liebt das Volk und liebt die Kinder, er ist ein Künstler und Seelenkündiger. Sein Rechenschaftsbericht, das ist auch Markows Ansicht, sei geradezu eine dichterisch belebte Erzählung, reich an wertvollen psychologischen Betrachtungen.

„Wollten wir eine vollständige Charakteristik der Zeitschrift Jasnaja Poljana geben, so hätten wir bei weitem mehr Stoff zu aufrichtigsten Lobeserhebungen gefunden. Aber wir halten unsere Anerkennung für unnötig gegenüber den kapitalen Vorzügen der großartigen Leistung des Grafen Tolstoj, deren Kraft in ihren innern Mitteln ruht. Unsere Aufgabe war nur, nach unserer besten

Überzeugung auf manche Irrtümer und Übertreibungen der Zeitschrift aufmerksam zu machen. Wir stellen Jasnaja Poljana im allgemeinen sehr hoch, wir sprechen ihr die Fähigkeit zu, eine ganze fruchtbare Schule pädagogischer Schriften zu erzeugen."

Sein pädagogisches Glaubensbekenntnis, wenn man es so nennen darf, stellt Markow den Anschauungen Tolstojs in folgenden acht Sätzen gegenüber: 1) Wir erkennen dem einen Geschlecht das Recht zu, sich in die Erziehung des andern einzumischen; 2) wir erkennen den höheren Klassen das Recht zu, sich in die Volksbildung zu mischen; 3) wir stimmen nicht mit der Definition der Bildung überein, wie sie Jasnaja Poljana giebt; 4) wir meinen, die Schulen können und dürfen nicht den historischen Bedingungen entzogen werden; 5) wir meinen, die zeitgenössischen Schulen entsprechen weit eher den zeitgenössischen Bedürfnissen, als die Schulen des Mittelalters; 6) wir halten unsere Erziehung nicht für schädlich, sondern für nützlich; 7) wir meinen, eine vollkommene Freiheit der Erziehung, wie Graf Tolstoj sie auffaßt, ist schädlich und undurchführbar; 8) wir meinen endlich, daß die Einrichtung der Schule von Jasnaja Poljana den pädagogischen Anschauungen des Redakteurs der Jasnaja Poljana widerspricht.

* *
*

Gegen diese Thesen des befreundeten Pädagogen richtet Tolstoj in dem letzten Hefte seiner Zeitschrift eine geharnischte Antwort unter dem Titel „Der Fortschritt und die Definition der Bildung." Zum ersten male entwickelt er hier eine bestimmte, in sich geschlossene Weltanschauung.

Die Verschiedenheit der Meinungen, die sich in seinen und in Markows Aufsätzen aussprechen, sucht er alle aus einem Punkte zu erklären, aus der Auffassung des Fortschritts. Markow glaube, wie die meisten Zeitgenossen, an das Zauberwort „Fortschritt", er (Tolstoj) erkenne es nicht an. Die jüngste Zeit habe seit Hegels berühmtem Worte „Alles, was ist, ist vernünftig" sich die sogenannte historische Betrachtung angeeignet. Jede Erscheinung der Geschichte weiß sie unterzubringen, sie hat aber darüber das Bedürfnis verloren, das allgemeine Ziel jeder Lebensäußerung der Menschheit zu erfassen. Die historische Betrachtung bringt in gleicher Weise die Anschauungen Rousseaus, Schillers, Luthers am rechten Platze unter und weiß ihren Zusammenhang mit der Zeit zu erklären. Die historische Betrachtung sagt uns: sowohl Rousseau als Luther waren Produkte ihrer Zeit. Und während wir den ewigen Urquell suchen, der in ihnen zum Ausdruck gekommen ist, spricht man uns von der Form, in der er sich ausgesprochen hat. „Man sagt uns, das Kriterium bestehe darin, daß man den Zeitbedürfnissen entsprechend lehre und das, meint man, ist sehr einfach. Den Dogmen der christlichen oder mohammedanischen Religion gemäß zu lehren, das verstehe ich, aber den zeitgenössischen Bedürfnissen gemäß — von dieser Redensart verstehe ich absolut kein Wörtchen." . . . „Meine Aufgabe aber war es, das Kriterium der Pädagogik auszusprechen und zu definieren." Die historische Betrachtung nennt solche Fragen metaphysisch und hält sie für unfruchtbar, sobald sie den historischen Vorbedingungen widersprechen, d. h. um es einfacher zu sagen, den herrschenden Anschauungen. Die herrschende An-

schauung aber glaubt an ein Gesetz, das sie Fortschritt nennt. Aus dem Vergleiche vergangener Zeiten eines Volkes mit der Gegenwart schließt sie auf einen Fortschritt, sie übersieht dabei, daß sie nur einen kleinen Bruchteil der Menschheit ihrer Betrachtung zu Grunde legt, und daß der Vergleich der heutigen Gesamtheit mit der früheren Gesamtheit — wenn ein solcher überhaupt möglich wäre — das Vorhandensein eines solchen Gesetzes nicht bestätigen würde. In dem kleinen Hohenzollern-Sigmaringen mit seinen 3000 Seelen mag die Geschichtsbetrachtung einen Fortschritt erkennen, bei den 200 Millionen Chinesen wird sie ihn nicht finden. Und selbst auf dem eigenen Boden ist es nur die herrschende Minderheit, die in den wechselnden Verhältnissen einen Fortschritt sieht, die arbeitslose Klasse der Menschen. Die arbeitende erkennt ihn nicht an und widerstrebt dem sogenannten Fortschritt, wo sie kann; und so widerstrebt auch das Volk der Bildung, die ihm die herrschende Klasse aufzwingt, weil sie darin einen Fortschritt erblickt.

In dieser Verschiedenheit der Anschauungen erblickt Tolstoj die Quelle für die Verschiedenheit der pädagogischen Meinungen. Er stellt den acht Punkten Markows der Reihe nach acht Entgegnungen gegenüber, die alle auf eben diese Verschiedenheit zurückführen.

Markow erkennt 1), dem einen Geschlecht das Recht zu, sich in die Erziehung des andern zu mischen, weil dies natürlich sei, und weil jedes Geschlecht seine Handvoll zu dem Häufchen des Fortschritts wirft. Tolstoj erkennt den Fortschritt nicht an, folglich auch nicht dieses Recht.

Markow erkennt ferner den höheren Klassen das Recht zu, die Volksbildung zu beeinflussen. Tolstoj

zeigt, daß die fortschrittsgläubige Minderheit der oberen Klassen gar kein Verständnis habe für die Bedürfnisse des Volkes, und daß ihnen als Recht erscheint, was ihr Vorteil ist.

Markow meint 3), die Schule könne den geschichtlichen Bedingungen nicht entzogen werden. Tolstoj erwidert, es könne überhaupt nichts den geschichtlichen Bedingungen entzogen werden; und wenn jemand die Gesetze zu erforschen sucht, nach welchen die Schule sich entwickelt hat und nach welchen sie sich zu entwickeln hätte, so handelt auch er unter den gegebenen geschichtlichen Bedingungen.

Markow meint 4), die zeitgenössischen Schulen entsprächen mehr dem Bedürfnisse der Zeit, als die mittelalterlichen. Tolstoj bedauert, seinem Gegner Gelegenheit zu dieser Betrachtung gegeben zu haben, und bekennt sich schuldig, hier der historischen Anschauung selbst seinen Tribut gezollt zu haben, indem er geschichtliche Thatsachen seinen vorgefaßten Gedanken angepaßt habe.

Markow hält 5) unsre Erziehung für nicht schädlich, sondern nützlich. Natürlich, (sagt Tolstoj), denn sie dient dem Fortschritt, an den er glaubt. Wer nicht an den Fortschritt glaubt, wird unsre Erziehung für schädlich halten.

Markow meint 6), die völlige Freiheit der Erziehung sei schädlich und undurchführbar; schädlich, weil er die Menschen für den Fortschritt und nicht schlechthin Menschen erziehen will; undurchführbar, weil wir ein fertiges Programm zur Erziehung der Menschen des Fortschritts besitzen und kein Programm zur Erziehung von Menschen schlechtweg.

Wenn Markow ferner meint, die Einrichtung der Schule in Jasnaja Poljana widerspreche den Überzeu-

gungen des Redakteurs, so sei Tolstoj in dieser persönlichen Angelegenheit auch seiner Meinung. Er stehe ebenso unter dem starken Einfluß der historischen Vorbedingungen, und so unterliege die Schule von Jasnaja Poljana der Einwirkung zweier Kräfte: der Überzeugung des Lehrers und den historischen Bedingungen. Aus diesem Kampf ergebe sich die Form der Schule. Markow schreibt den Erfolg der Schule der Liebe zu. Das ist richtig, aber die Liebe ist das Erzeugnis der Freiheit. „In allen Schulen, die nach den Anschauungen von Jasnaja Poljana gegründet wurden, hat sich diese Erscheinung wiederholt. Der Lehrer hat seine Schule lieb gewonnen; und ich weiß, derselbe Lehrer hätte, bei der allergrößten Idealisierung, eine Schule nicht lieb gewinnen können, wo man auf den Bänken sitzt, nach dem Läuten der Glocke kommt und geht und am Sonnabend prügelt."

In dieser Widerlegung hat Tolstoj die dritte Markowsche These übersprungen, um ihr eine gesonderte Widerlegung zu widmen. Es handelt sich um die Definition der Bildung. Tolstoj giebt zu, er habe sich vielleicht nicht vollkommen klar ausgedrückt; er habe dem Leser etwas zu raten übrig gelassen, und daraus sei das Mißverständnis hervorgegangen. Er habe die Frage aufgeworfen, warum lehrt ein Mensch den andern? und habe darauf eine bestimmte Antwort erteilt, — eine vielleicht unrichtige und nichts beweisende, aber doch eine kategorische, wie auch die Frage kategorisch gestellt war.

Markow, und nicht er allein, sondern alle Fortschrittsgläubigen lassen nicht bloß die Frage unbeantwortet, sie erkennen sie gar nicht, und „in dieser Frage und Antwort liegt der Kern dessen, was ich über

Pädagogik gesagt, geschrieben und gedacht habe.“ Ich habe gesagt: Bildung ist die Thätigkeit des Menschen, welcher das Bedürfnis zur Gleichheit zu grunde liegt und das unabänderliche Gesetz, die Bildung zu fördern. Wir müssen bei dem Werk des Unterrichts zwei Dinge auseinanderhalten: die Thätigkeit des Bildung-Empfangenden und die Thätigkeit des Bildung-Gebenden. Die Thätigkeit des Bildung Empfangenden hat zum Ziel, dem Bildung Gebenden im Wissen gleich zu kommen. Sobald diese Gleichheit erreicht ist, hört der Unterricht auf. Die Thätigkeit des Bildung Gebenden hat zum Ziel, den Bildung Empfangenden im Wissen sich selbst gleich zu machen. Ist das geschehen, so hört die Thätigkeit des Bildung Gebenden auf. Diese einleuchtende Wahrheit wird nur dadurch von so vielen nicht erkannt, weil sie durch allerlei Nebenumstände verdunkelt wird. Der Mensch lernt aus Gehorsam, aus Eitelkeit, aus materiellem Vorteil, aus Ehrgeiz; und mit großer Klugheit hat man darauf auch pädagogische Schulen gegründet. Die protestantische Schule beruht auf dem Gehorsam, die katholisch-jesuitische auf der Erweckung des Wetteifers, unsere russische auf dem materiellen Vorteil, den Standesvorrechten und dem Ehrgeiz. Ebenso wirken bei dem Bildung Gebenden mancherlei Nebenumstände mit. Aber das letzte Ziel aller bleibt doch immer die Gleichstellung im Wissen. Die Definition, die er früher gegeben habe, meint Tolstoj, habe nur von der Gleichheit gesprochen, und es war eine Unklarheit, nicht bald Gleichheit des Wissens zu sagen. Wenn er ferner von dem unabänderlichen Gesetz der vorwärts schreitenden Bildung gesprochen hatte, was wohl Markow auch nicht verstanden, so sei dies nur ein natür-

licher Schluß der gegebenen Definition, denn die Gleichheit könne nicht erreicht werden auf einer niederen, sondern auf einer immer höheren Stufe: wir können uns die Ideenwelt vergangener Geschlechter zu eigen machen, die vergangenen Geschlechter können aber nicht unsere Ideenwelt besitzen. Damit den Beweis zu führen, daß man sehe, es schreite alles zum Besseren vor, geht nicht an, man müßte eben vorher gezeigt haben, ob wirklich alles zum Besseren fortschreitet oder nicht.

* * *

Die Begriffsbestimmung des Wortes „Bildung" hatte Tolstoj schon Jahre lang Pein gemacht. Es reizte ihn förmlich körperlich, daß er bei den bedeutendsten Vertretern der landläufigen Pädagogik keine Klarheit darüber fand. Bei seinen Studien im Auslande beschäftigte ihn besonders die scharfe Abgrenzung der pädagogischen Vorstellungen. Sein Besuch bei Diesterweg in Berlin z. B. scheint nur den Zweck gehabt zu haben, diesen berühmten Lehrer über die Begriffe Erziehung, Unterricht und Bildung zu befragen, oder gar nur auszuforschen, ob nicht auch er an der Unsicherheit leide, welche der Pädagogik Erbteil zu sein schien.

Die kurze Unterhaltung mit Diesterweg war vielleicht gar die erste Anregung zur schriftlichen Ausführung der Gedanken, die in der Antwort auf Markows Kritik auf geschichtsphilosophischer Grundlage erörtert wurden. Denn diese Replik war nicht die erste Formulierung dieser Ideen. Tolstoj hatte sie schon früher in seiner Zeitschrift (im Juliheft) in ähnlicher Fragestellung behandelt, in dem Aufsatze: „Erziehung und Bil-

dung". Auch diese Abhandlung war die Antwort auf eine Beurteilung seiner Bestrebungen, und zwar auf eine Kritik Gljebows in Nummer 5 der Zeitschrift „Wospitanie" („Die Erziehung".) Aber sie ist mehr in dem Tone ruhiger wissenschaftlicher Beweisführung, als persönlicher Bekämpfung geschrieben. Sie greift auch nicht so tief und erweitert sich nicht zur Darlegung einer allgemeinen Weltanschauung, wie die Zurückweisung der kritischen Einwürfe Markows, der als ein typischer Vertreter der Schule gelten konnte.

Zu den Begriffen, deren Definition schwankend ist (meint Tolstoj), gehören auch: Erziehung, Bildung und Unterricht, selbst die Pädagogen unterscheiden nicht genau zwischen Bildung und Erziehung. Wir gebrauchen vielleicht instinktiv diese Begriffe nicht in ihrem genauen Sinne; die Begriffe selbst aber haben ein Recht, jedes für sich zu existieren.

In Deutschland unterscheidet man Erziehung und Unterricht. Die Erziehung schließt den Unterricht ein. Der Unterricht ist ein Haupterziehungsmittel. „Er enthält ein erziehliches Element". Der Begriff Bildung aber wird bald mit Erziehung, bald mit Unterricht verwechselt. Die deutsche Definition wird lauten: Erziehung ist die Bildung der besten Menschen, entsprechend dem von einer gewissen Epoche entwickelten Ideal menschlicher Vollkommenheit. Der Unterricht ist nicht das ausschließliche Mittel, dies Ideal zu erreichen. Es gehört auch noch dazu, daß man den zu Erziehenden in ganz bestimmte Verhältnisse bringe, die der Erziehung entsprechen — die Disciplin und der Zwang, „die Zucht." Der Geist muß gezüchtigt werden, sagen die Deutschen,

(Tolstoj bedient sich bei diesen Ausführungen stets der deutschen Worte — ein Beweis, wie stark gerade die pädagogische Wissenschaft Deutschlands auf ihn eingewirkt hat.)

Bildung wird in Deutschland entweder mit Unterricht und Erziehung häufig verwechselt oder als eine gesellschaftliche Erscheinung angesehen, die nichts mit der Pädagogik zu thun hat. Das Französische hat gar keinen Ausdruck dafür; éducation, instruction, civilisation sind ganz andere Begriffe. Auch dem Englischen fehlt das Wort Bildung.

Tolstoj will nun die Herkunft dieser Begriffe, ihre Grenzen und die Ursachen der Unsicherheit in ihrer Auffassung klar zu stellen versuchen.

Bei den Pädagogen schließt die Erziehung den Unterricht ein. Die Pädagogik beschäftigt sich nur mit der Erziehung und betrachtet den zu bildenden Menschen als ein Wesen, das dem Erzieher vollkommen in die Hand gegeben ist. Nur durch ihn empfängt er bildende und erziehliche Eindrücke jeder Art. Die ganze Außenwelt darf auf den Schüler nur insoweit einwirken, als der Erzieher es für angemessen findet. Der Erzieher sperrt seinen Zöglingen die Außenwelt ab, und läßt durch seinen wissenschaftlich erziehlichen Schultrichter nur hindurch, was ihm nützlich scheint. Die Pädagogik thut das, weil sie sich das Recht zuerkennt, zu wissen, was zur Bildung des besten Menschen notwendig ist und hält es für möglich, von dem Zöglinge jeden außererziehlichen Einfluß abzuhalten. Auch die Praxis der Erziehung handelt so. So wird Erziehung und Bildung natürlich verwechselt; denn es gilt der Grundsatz: ohne

Erziehung keine Bildung. In jüngster Zeit, wo man das Bedürfnis der Freiheit der Bildung anzuerkennen beginnt, sind die besseren Pädagogen zu der Überzeugung gekommen, daß der Unterricht das einzige Mittel der Erziehung ist. Die Erziehung aber ist Zwangspflicht, und so wurden die drei Begriffe unter einander geworfen: Erziehung, Bildung und Unterricht.

Nach den Begriffen des pädagogischen Theoretikers ist die Erziehung die Einwirkung eines Menschen auf den anderen und schließt in sich: 1. den sittlichen oder gewaltsamen Einfluß des Erziehers; 2. Unterricht und Erziehung; 3. die Einflüsse des Lebens auf den Zögling. Der Irrtum kommt daher, weil die Pädagogik die Erziehung und nicht die Bildung für ihre Aufgabe hält und keine Möglichkeit für den Erzieher sieht, alle Einflüsse des Lebens voraus zu bestimmen, abzugrenzen und zu definiren. Jeder Pädagoge kennt den Einfluß des Lebens; aber er sieht darin nur einen Mangel der Wissenschaft und Kunst der Pädagogik. Ich gebe zu, Unterricht ist ein Teil der Erziehung, Bildung aber schließt eines und das andere ein.

Die Bildung im allgemeinen wird als die Folge aller der Einflüsse aufgefaßt, welche das Leben auf den Menschen ausübt, oder als der bloße Einfluß der Lebensbedingungen auf den Menschen. Wir haben es mit diesen letzterem zu thun. Erziehung ist die Einwirkung eines Menschen auf den anderen mit dem Ziele, dem Zöglinge bestimmte sittliche Gewohnheiten beizubringen. Unterricht ist die Weitergabe von Kenntnissen von einem Menschen an den andern, Lehren, eine Nüance des Unterrichts, ist die Einwirkung eines Menschen auf

den anderen mit dem Ziele, dem Schüler gewisse physische Geschicklichkeiten beizubringen (Tanzen, Rudern). Unterricht und Lernen sind Mittel der Bildung, wenn sie frei sind, und Mittel der Erziehung, wenn das Lehren gewaltsam und wenn der Unterricht ausschließlich ist, selbst wenn er nur das bietet, was der Lehrer für nothwendig hält. Unterricht ist gewaltsame Bildung, Bildung ist frei.

Tolstoj hatte in seinem ersten Aufsatz in der Zeitschrift „Jasnaja Poljana" („über Volksbildung") gezeigt, daß wir kein Recht haben, Zwang auszuüben. Die Erziehung, meint er, ist das zum Prinzip erhobene Streben zu sittlichem Despotismus. Sie kann nicht die Grundlage einer vernünftigen menschlichen Wirksamkeit, einer Wissenschaft sein.

Die Erziehung ist das Bestreben eines Menschen, den andern zu seinem Ebenbilde zu machen. „Ich bin überzeugt, der Erzieher vermag nur darum mit solchem Eifer sich der Erziehung des Kindes zu widmen, weil seinem Streben der Neid auf die Reinheit des Kindes zu Grunde liegt und der Wunsch, es sich selbst ähnlich, d. h. verderbter zu machen."

Tolstoj führt nun in einem Überblick über die bestehenden hohen und niedrigen Schulen noch einmal aus, daß ein Recht der Erziehung nicht existiert.

Wenn ich aber auch, fährt er fort, ein Recht der Erziehung nicht anerkenne, so muß ich doch die Erscheinung selbst, die Thatsache der Erziehung anerkennen und muß sie erklären.

Die Ursachen des tausendjährigen Bestandes einer so abnormen Erscheinung müssen in der menschlichen Natur

wurzeln. Ich sehe sie 1. in der Familie, 2. in der Religion, 3. im Staat und 4. in der Gesellschaft (im engeren Sinne). Vater und Mutter haben den Wunsch, das Kind sich oder ihrem Ideal ähnlich zu machen; der Religionsbekenner hat den Wunsch, seinem Kinde die Seligkeit zu geben, an die er glaubt. („Ich wiederhole noch einmal: Die Religion ist die einzige gesetzliche und vernünftige Grundlage der Erziehung.") Das Bedürfnis der Regierungen — und hierin liegt die Hauptursache der Erziehung — ist, Menschen für bestimmte Zwecke zu erziehen; die Gesellschaft (im engeren Sinne) hat das Bedürfnis, für ihre Zwecke die Menschen zu erziehen. Staat und Gesellschaft aber erziehen in ihrem Dünkel nach Begriffen, welche dem Volke widerstreben. Könnte das Volk sich durch das gedruckte oder gesprochene Wort verständlich machen, dann würden wir seine Stimme hören; so — müssen wir darauf hinhorchen.

Man beobachte nur alle vorhandenen Anstalten und man wird eine unbegreifliche und doch niemandem auffällige Erscheinung finden. Alle Eltern beklagen sich, daß ihre Kinder in Anschauungen erzogen werden, die ihrer Sphäre fern liegen. Dieser Vorwurf trifft, ohne Ausnahme, alle vorhandenen Anstalten.

Tolstoj entwirft nun ein kurzes Bild der in Rußland vorhandenen Unterrichtsanstalten, ganz besonders der Universitäten.

Er gelangt endlich, das Gesagte zusammenfassend, zu folgenden Thesen:

1. Bildung und Erziehung sind zwei verschiedene Begriffe:

2. Die Bildung ist frei, darum gesetzlich und be-

rechtigt; die Erziehung ist gewaltsam, darum ungesetzlich und unberechtigt — sie kann nicht durch die Vernunft gerechtfertigt werden und darum nicht der Gegenstand der Pädagogik sein.

3. Die Erziehung als Erscheinung hat ihren Ursprung a) in der Familie, b) im Glauben, c) in der Regierung, d) in der Gesellschaft.

4. Die Grundlagen des Unterrichts, soweit sie Familien, Religion und Regierung angehen, sind natürlich und haben die Entschuldigung der Notwendigkeit für sich. Die gesellschaftliche Erziehung aber hat keine andere Grundlage, als den Dünkel der menschlichen Vernunft.

Nachdem diese Grenzen festgestellt sind, können die Fragen beantwortet werden, die Herr Gljebow gestellt hat, die Fragen, die sich zuerst und natürlich darbieten, wenn man ernstlich in das Werk der Bildung eindringt. Was soll die Schule sein, wenn sie sich nicht in das Werk der Erziehung mischen soll? Zweitens, was heißt die Nichteinmischung der Schule in das Werk der Erziehung, und drittens, kann man die Erziehung von dem Unterricht, besonders von dem elementaren Unterricht trennen, wenn das Erziehungselement sogar in den höheren Schulen in die jungen Geister hineingetragen wird?

Diese von Gljebow aufgeworfenen Fragen stellt Tolstoj der größeren Klarheit willen um:

1. Was bedeutet die Nichteinmischung der Schule in die Erziehung?

2. Ist eine solche Nichteinmischung möglich? und

3. Was soll die Schule sein, wenn sie sich in die Erziehung nicht einmischt?

Ich verstehe unter Schule die bewußte Einwirkung

des Bildung Gebenden auf den Bildung Empfangenden, also einen Teil der Bildung, gleichviel worin die Einwirkung sich ausdrückt. Rekrutenunterricht ist eine Schule, öffentliche Vorlesungen sind eine Schule, eine Sammlung im Museum, für jeden zugänglich, ist auch eine Schule. Die Nichteinmischung der Schule in die Bildung heißt die Nichteinmischung der Schule in die Bildung (Entwicklung) von Anschauungen, Überzeugungen und des Charakters der Bildung Empfangenden. Man erreicht dies, indem man dem Bildung Empfangenden die volle Freiheit läßt, das aufzunehmen, was seinen Bedürfnissen entspricht und abzuweisen, was er nicht braucht und was er nicht mag. Öffentliche Vorlesungen und Museen sind die besten Muster von Schulen. Auch für die unteren Kreise giebt es eine Menge freier Schulen; Bilder und Bücher, Erzählungen und Lieder u. s. w. u. s. w.

Die Beantwortung der ersten Fragen ist zum Teil auch die Beantwortung der zweiten. Theoretisch läßt sich die Möglichkeit einer solchen Einmischung nicht nachweisen; die Beobachtung aber zeigt, daß Menschen, die gar nicht erzogen sind, d. h. die nur frei bildenden Einflüssen ausgesetzt waren, Leute aus dem Volk, frischer, kräftiger, stärker, selbständiger, gerechter, menschlicher und vor allem — nöthiger sind als die Menschen, die irgend welche Erziehung genossen haben.

Was muß also die Schule sein, wenn sie sich nicht in das Werk der Erziehung mischen soll? Ihr Ziel muß das eine sein: die Wissenschaft, nicht aber die Resultate ihres Einflusses auf die menschliche Persönlichkeit. Ich glaube nicht an die Möglichkeit eines theoretisch ersonnenen harmonischen Wissenschaftskodex; ich glaube aber daran,

daß jede Wissenschaft durch freien Unterricht sich bei jedem Menschen zu einem Kodex des Wissens harmonisch ordnet. Man wird mir entgegnen, daß der Bildung Gebende stets durch seinen Unterricht einen bestimmten erziehlichen Einfluß wird üben wollen. Dies Bestreben sei so natürlich; es abzuwehren unmöglich. Seine Existenz beweist mir nur um so mehr die Notwendigkeit der Freiheit bei dem Werke des Unterrichts.

Wenn man sagt, die Wissenschaft trage das erziehliche Element in sich, so ist das wahr und nicht wahr und in dieser These liegt der Grundirrtum drr gegenwärtigen paradoxen Betrachtung der Erziehung. Die Wissenschaft ist Wissenschaft und enthält nichts weiter in sich. Das erziehliche Element liegt im Unterricht der Wissenschaft, in der Liebe des Lehrers zu seiner Wissenschaft und in ihrer freiwilligen Übermittlung, in dem Verhältnis des Lehrers zum Schüler. Willst du durch die Wissenschaft einen Schüler erziehen, habe deine Wissenschaft lieb, beherrsche sie, und die Schüler werden sowohl dich, als die Wissenschaft lieb gewinnen, und du wirst sie erziehen. Wenn du sie aber selbst nicht lieb hast, magst du noch so viel lehren, die Wissenschaft wird keinen erziehlichen Einfluß ausüben.

Was also wird die Schule sein, wenn sie sich nicht in die Erziehung mischt?

Eine vielseitige und die mannigfaltigste bewußte Einwirkung eines Menschen auf den anderen mit dem Ziele, Wissen zu übermitteln (instruction), ohne daß der Lernende unmittelbar mit Gewalt oder durch Kniffe gezwungen wird, das anzunehmen, was uns beliebt. Die Schule wird vielleicht nicht eine Schule nach unseren

Vorstellungen sein — mit Tischen, Bänken, Kathedern —; sie wird vielleicht eine Schaubude, ein Theater, eine Bibliothek, ein Museum, eine Vorlesung sein. Der Kodex der Wissenschaften, die Programme werden vielleicht überall verschieden sein. (Nach meiner eigenen Erfahrung hat sich der Plan meiner Schule beständig verändert.) Der Gedanke (schließt Tolstoj wenig tröstlich), den ich vielleicht nicht klar, nicht gewandt, nicht überzeugend ausdrücke, wird wohl auch in hundert Jahren noch nicht Gemeingut sein. Auch in hundert Jahren werden all die bestehenden Anstalten: die Volksschulen, die Gymnasien, die Universitäten wohl noch nicht ausgelebt haben und die frei entwickelten Anstalten entstehen, deren Grundlage die Freiheit der lernenden Generation sein wird.

* * *

Wir müssen auf die Stimme des Volkes horchen. Das ist die Grundidee der Tolstojschen Pädagogik. Diese Idee ist das Ergebnis einer — wie Markow schon treffend bemerkt hat — übertriebenen Anbetung alles Volkstümlichen; sie ist die Grundlage für den Gedanken einer „freien" Schule. Nur ein Schritt war noch zu machen zu der Behauptung, wir müßten bei dem Volke in die Schule gehen und nicht das Volk bei uns.

Tolstoj that diesen Schritt. Im fünften Hefte seiner Zeitschrift stellt er unerschrocken die Frage auf: „Sollen die Bauernkinder bei uns oder wir bei den Bauernkindern schreiben lernen?"

Im ununterbrochenen Verkehr mit den jungen, unter seiner Leitung sich entfaltenden Kinderseelen und „hinhorchend" auf alle ihre Regungen und Äußerungen fielen ihm die unmittelbaren Beziehungen auf, welche zwi-

schen dem schlichten Denken und der schlichten Ausdrucksweise der Kinder bestanden. Das Übermaß von Liebe, das er ihnen entgegenbrachte, die andere Seite seiner Abwendung von Wesen und Sitten der höheren Gesellschaft, die in ihrem blinden Fortschrittsglauben sich immer mehr von dem Natürlichen entfernt, führten ihn zur Bewunderung der einfachen Poesie, welche die Kindheit umgiebt.

Die Kinder schrieben unter seiner Anleitung ihre Gedanken nieder: allgemeine Betrachtungen und Erzählungen aus ihrem eigenen Leben. Die Arbeiten der Begabtesten fesselten Tolstojs Aufmerksamkeit ganz besonders. Er beobachtete sie während der ganzen Thätigkeit des Schaffens, wenn man so sagen darf: ihre Erregung, wenn sie mit dem Ausdrucke rangen, ihre Freude, wenn sie die passendste Form für ihren Gedanken gefunden hatten, ihr Gefühl für das künstlerische Maß, ihren Fleiß und ihre Ausdauer; und er freute sich bei dieser Arbeit der Beobachtung, als ob er alle Seligkeit der Welt errungen hätte. Er glaubte erlauscht zu haben, was niemand in der Welt je das Recht zu erlauschen hat, das Keimen der geheimnisvollen Blume Poesie. „Mir war bang und zugleich freudig zu Mute, wie einem Schatzgräber, der in der Johannisnacht die Johanniswurzel gefunden hat — freudig, weil ich plötzlich ganz unerwartet den Stein der Weisen vor mir sah, den ich zwei Jahre hindurch mühsam gesucht hatte — die Kunst zu lernen, wie man seine Gedanken ausdrückt; bang, weil diese Kunst neue Bedürfnisse, eine ganze Welt von Wünschen hervorrief, die, wie ich im ersten Augenblicke glaubte, der Sphäre, in welcher die Kinder lebten, nicht entsprachen. Ein Irrtum war nicht möglich; das war kein Zufall, das war bewußtes Schaffen."

Tolstoj erläutert nun an einem Beispiele, das er den Arbeiten der Kinder entnimmt, wie alle Anzeichen eines wahrhaft schöpferischen Talentes darin zu Tage treten. „Man fühlt, daß alles vortrefflich ist, und daß es so und nicht anders sein kann. Jedes künstlerische Wort, es mag Goethe oder Fedka angehören, unterscheidet sich eben dadurch vom unkünstlerischen, daß es eine endlose Zahl von Gedanken, Vorstellungen und Erklärungen weckt." Und diese Merkmale des Künstlerischen sieht Tolstoj in der Arbeit des kleinen Bauernknaben.

Er war nach dieser Wahrnehmung so erregt, daß er den Unterricht abbrechen mußte, und die Wirkung dauerte noch lange fort. „Noch am folgenden Tage glaubte ich kaum, was ich gestern erfahren hatte. Es erschien mir so sonderbar, daß ein Bauernknabe, der kaum lesen und schreiben kann, eine so bewußte Künstlerkraft offenbaren sollte, wie sie auf seiner ganzen unermeßlichen Höhe der Entwicklung Goethe nicht erreichen kann. Es erschien mir so sonderbar und kränkend, daß ich, der Verfasser der ‚Kindheit', dem die gebildete Welt Rußlands einigen Erfolg und einiges künstlerische Talent zuerkannt hatte, daß ich in Bezug auf die Kunst dem elfjährigen Semka und Fedka nicht nur nicht imstande war, Weisungen zu geben oder zu helfen, sondern daß ich kaum — und zwar nur in glücklichen Augenblicken der Erregung — imstande war, ihm zu folgen oder ihn zu begreifen."

Mitten in dieser sein ganzes Sein aufwühlenden Beobachtung mußte Tolstoj auf einige Tage verreisen. Die Erzählung blieb unvollendet, und als der Lehrer von seiner Reise zurückkam, war die angefangene Arbeit verloren.

Er stellte seinen kleinen Schülern eine neue Aufgabe,

die sie ganz allein, d. h. ohne seine Hilfe lösen sollten. „Und wieder,“ sagt Tolstoj, „zeigte sich dasselbe Gefühl für Schönheit, Wahrheit und Ebenmaß.“

Im Sommer, wo keine Schule war, wohnten einige Knaben bei dem Grafen. Wenn sie im Teiche gebadet und gespielt hatten, beschäftigten sie sich wieder unter seiner Leitung. Eines Tages stellte er ihnen die Aufgabe einer Autobiographie. Sie sollten die Geschichte des Knaben erzählen, dessen armer lüderlicher Vater unter die Soldaten gesteckt wird und dann gebessert wieder heimkommt. Die Erzählung ist wie die andere oben erwähnte in den Volksbüchlein abgedruckt und hat den Titel „Soldatenleben.“ Es konnte sie also jedermann lesen und Tolstojs Ansichten daran prüfen.

Tolstoj ist geradezu entzückt von diesem Meisterwerke seines Schülers Fedka. Er analysiert ausführlich jedes einzelne Kapitel und weist die großen Schönheiten in künstlerischer Hinsicht nach. Eine Stelle, die Heimkehr des Vaters, begeistert ihn so, daß er nicht zögert auszusprechen: „In der russischen Litteratur finde ich nichts diesen Seiten Ähnliches. In dieser ganzen Begegnung ist nicht der geringste Hinweis darauf, daß es rührend war. Es wird nur erzählt, wie die Sache vor sich ging. Aber von allem, was geschah, wird eben das erzählt, was unbedingt nötig ist, damit der Leser die Lage aller Personen verstehe.“

Was sollte nun durch all dies bewiesen werden; welche Bedeutung konnte in pädagogischer Hinsicht diese Erzählung haben, die ein Knabe mit vielleicht ungewöhnlichen Anlagen geschrieben hat?

Tolstoj glaubt alle Einwürfe, die man ihm etwa machen wollte, entkräften zu können. Man könnte ihm sagen,

die Hilfe des Lehrers, der ja ein Schriftsteller sei, habe sich, wenn auch unmerklich, geltend gemacht. Die Erzählung sei hübsch, aber sie sei doch nur eine einzige litterarische Gattung. Fedka und die anderen Knaben, deren Arbeiten gedruckt wurden, seien glückliche Ausnahmen, und schließlich könnte man sagen, aus allem ließen sich keine allgemeineren Grundsätze oder Theorien herleiten.

Darauf antwortet Tolstoj: „Das Gefühl für das Wahre, Schöne und Gute hängt gar nicht von dem Grade der geistigen Entwickelung ab. Das Schöne, Wahre und Gute sind Begriffe, welche nur die Harmonie der Verhältnisse im Sinne des Wahren, Guten und Schönen ausdrücken. Die Lüge ist nur das Inkongruente der Verhältnisse im Sinne der Wahrheit. Absolute Wahrheit giebt es nicht. Ich lüge nicht, indem ich sage, daß die Tische sich rücken, sobald ich sie mit meinen Fingern berühre, wenn ich das glaube; ob es gleich unwahr ist. Aber ich lüge, wenn ich sage, daß ich kein Geld habe, während ich doch nach meiner Vorstellung welches habe. Keine noch so große Nase ist häßlich; aber sie ist häßlich in einem kleinen Gesicht. Häßlichkeit ist Disharmonie in Bezug auf Schönheit. Ob ich mein Mittag einem Bettler gebe oder es selbst esse, ist an sich nichts Häßliches; aber ob ich es weggebe oder selbst esse, während meine Mutter Hungers stirbt, ist eine Disharmonie der Beziehungen im Sinne des Guten. Wenn ich das Kind erziehen, bilden, entwickeln oder wie immer auf dasselbe einwirken soll, haben wir oder sollten wir unbewußt das eine Ziel haben: die höchste Harmonie im Sinne des Wahren, Schönen und Guten zu erreichen. Wenn die Zeit nicht vorwärts ginge, wenn das Kind nicht in allen seinen Ausstrahlungen

lebte, könnten wir in Ruhe diese Harmonie erreichen. ... Aber das Kind lebt weiter, jede Seite seines Wesens strebt zur Entfaltung; eine eilt der anderen voraus, und meist halten wir die bloße Vorwärtsbewegung dieser Seite seines Wesens für das Ziel und fördern nur die Entwicklung, aber nicht die Harmonie der Entwicklung. Darin liegt der ewige Irrtum aller pädagogischen Theorien. Wir sehen unser Ideal vor uns, während es hinter uns liegt."

Tolstoj ist nun ganz auf dem Wege Rousseaus. „Der Mensch kommt vollkommen auf die Welt," lautet das große Wort, das Rousseau gesprochen hat, und dieses Wort bleibt wie ein Stein hart und wahr, sagt Tolstoj.

In seinen Schlüssen aber entfernt er sich ganz von dem französischen Erzieher. Denn Rousseau glaubt nicht wie Tolstoj, daß der Mensch mit jedem Tage, mit jeder Stunde sich von dem Urbilde der Harmonie des Wahren, Schönen und Guten, entferne, und Rousseau kommt nicht zu dem Schlusse, daß der entwickelte, gebildete, der Kulturmensch zu lernen habe bei dem unentwickelten Bauernknaben, Rousseau kommt nicht zu dem negativen Ergebnis Tolstojs: „Die Erziehung verdirbt die Menschen und bessert sie nicht. Je verderbter ein Kind ist, desto weniger darf es erzogen werden, desto mehr bedarf es der Freiheit."

Nach Tolstoj bedarf das Kind nur des Materials; dies muß ihm der Erwachsene, der Lehrer bieten, damit es sich harmonisch und vielseitig nach eigenem Instinkte vervollkommne.

X.

Poetische Probleme.

Tod, Ehe, Volk, Kultur, Eigentum. — Drei Tode. — Eheglück. — Polikuška. — Die Kosaken. — Cholstomêr.

Starke Schöpferkraft kennt keine lange Rast; sie liegt nur für kurze Fristen brach, um desto köstlichere Früchte zu reifen. Nicht die Ruhelosigkeit der Wanderzeit, nicht die Unstetigkeit der Ziele, nicht der große Schmerz um den verlorenen Bruder, auch nicht die eifrige Hingabe an das Werk der Volkserziehung vermochten das Bedürfnis, dichterisch zu gestalten, das seit dem ersten Erfolge die ganze Seele Leo Tolstojs erfüllte, abzuschwächen. Die Ereignisse dieses bewegten Lebens wirkten vielmehr befruchtend auf seine Einbildungskraft und gaben der Wahl seiner poetischen Stoffe die Richtung.

Die Probleme, die ihn bei der Betrachtung der Wirklichkeit antraten, reizte es ihn poetisch zu erfassen und in der Empfindung dichterischer Geschöpfe wiederzuspiegeln. Der Wert der Kultur war für ihn lange schon in Frage gestellt; in dem kulturfremden Menschen, dem Sohne des Volks, sah er den Träger nicht bloß reinerer Empfindungen, sondern auch größerer künstlerischer Fähigkeiten. Alle Formen, in welchen sich die Minderheit

der Menschen, welche sich selbst die Gesellschaft nennt, auslebt, schienen ihm erkünstelt, greisenhaft, glückzerstörend, die anerkannten sowohl, als die geduldeten, die darum nicht weniger ein Vorrecht der Wohlhabenden und Gebildeten sind. Und prüfend tritt er — als wäre noch nie eine Lösung versucht worden — an die großen Menschheitsfragen heran.

In dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren schafft er fünf Dichtungen: Drei Tode (1859), Eheglück (1859), Polikuška (1860), Die Kosaken (1861), Cholstomêr (1863) (Leinwandmesser). Das Problem der ersten kurzen Erzählung ist das Verhältnis des Menschen zum Tode; das Problem von Eheglück: die Liebe in der Ehe; Polikuška dringt tief in das Seelenleben eines der tausend Mühseligen und Beladenen ein; die Kosaken erfassen in größter Allgemeinheit den Gegensatz von Natur- und Kulturleben und Leinwandmesser erkennt die Wurzel alles Menschenleids in dem Begriff des Eigentums.

Immer wieder und wieder hatte Tolstoj das Rätsel des Todes künstlerisch zu lösen versucht. Von dem ersten Schmerz, den der Tod der Mutter dem Knaben bereitet, schreitet er fort bis zu der teilnahmslosen Betrachtung des Denkers, der dem Ende des Menschen nicht anders gegenübersteht, als jeder der tausendfältigen Naturerscheinungen. Wie ein Wesen stirbt, ist ihm Maßstab und Zeugnis für seine innere Kraft. Die Mutter Irtenjews (Kindheit) schließt die Augen ohne Todesfurcht, einen Dank für ihren Gatten und einen Segen für ihre Kinder auf den Lippen, Natalia Ssawischna hat aufgehört zu leben, da die Herrin und Freundin, der all ihr Lieben gehörte, nicht mehr ist; der Krieger auf dem Schlachtfelde (Kaukasische Erzählungen und

Sewastopol) trägt Schmerz und Ende mit unvergleichlicher Ruhe, der eine, weil in ihm schweigend das Bewußtsein lebt, daß sein nichtiges Ich nur als ein Glied des Ganzen Bedeutung hat, dem er sterbend dient, der andere, weil die erhabene Anschauung der Vaterlandsliebe und der Pflicht seinen Tod mit dem Strahlenkranze des Ruhmes umgiebt. Das große Sterben der Massen vor Sewastopol ist der Willensausdruck einer verblendeten Gemeinschaft, der ruhmlose Selbstmord des jungen Nechljudow (Aufzeichnungen eines Markörs) das Ende einer Verzweiflung.

Den Tod Einzelner hatte Tolstoj geschildert, nun galt es den Tod in seiner Allgemeinheit zu begreifen, den Übergang von dem Sein zum Nichtsein, das Verhältnis alles Bestehenden zu seiner Auflösung. Wie trägt der höher gebildete Mensch, der Zögling der Zivilisation, den Tod, wie sieht der Sohn des Volkes der Auflösung entgegen, wie endet das Leblose, der Baum? „Drei Tode," jeder das notwendige Ergebnis verschiedener Voraussetzungen; die einen von der Natur gegeben, die andern von dem „Fortschritt" geschaffen.

Auf der großen Landstraße, die von X. nach Moskau führt, ziehen an einem feuchten Herbsttage zwei große Reisewagen hin. In dem einen sitzt die kranke Baronin und ihre Dienerin, in dem andern ihr Gatte und der Arzt. Sie will in Italien Heilung suchen. An einer abgelegenen Station hält der Wagen, damit die Kranke sich erhole und ihre Begleitung sich erfrische. Auch der Postillon hat hier ein Geschäft. Im Posthause liegt ein kranker Bauer auf dem Ofen, und der junge Postknecht möchte ihm seine neuen Stiefeln abschwatzen, da er sie ja doch nicht in's Grab mitnehmen könne. Und

Onkel Feodor giebt sie ihm auch. Er nimmt ihm nur das Versprechen ab, daß er ihm dafür einen Grabstein kaufen solle. — Nun geht's weiter. Aber noch in derselben Nacht stirbt Feodor. Die Baronin bleibt auf halbem Wege in einem kleinen Städtchen — und mit dem Nahen des Frühlings naht ihr auch der Tod. Vier Wochen nach der Beerdigung der Baronin erhebt sich auf ihrem Grabe ein schönes Denkmal von Granit. Feodors Grab entbehrt noch immer des Denkzeichens. Aber Sergius löst sein Wort doch ein. Kann er auch einen Stein nicht erschwingen — der ohne die Transportkosten anderthalb Rubel kostet —, so will er wenigstens ein Holzkreuz auf den Erdhügel pflanzen. Er geht in den Wald, und unter seinen Hieben stirbt — ein Baum.

Die Natur kennt keinen Todeskampf und keine Todesangst. Der Mann aus dem Volke mit seinem natürlichen Empfinden steht seinem Ende beinahe so gleichmütig gegenüber, wie der Baum im Walde, und seine Umgebung verhält sich zu ihm, wie die andern Bäume zu ihrem toten Bruder. Die Bäume tragen „mit stolzerer Freude in dem neuen Raume ihre unbeweglichen Zweige," und der arme Postknecht freut sich der neuen Stiefel, die der Sterbende nicht mehr braucht. Nur der Mensch, der sich von der Natur entfernt hat, leidet, wenn er sein Ende nahen fühlt.

Dieser Gedanke ist in einer so kunstvoll ersonnenen und doch so einfachen Handlung zu überraschend klarem Ausdruck gebracht. So klein der Umfang dieser Erzählung ist, durch die Gegenüberstellung der Menschen aus zwei so himmelweit von einander abliegenden Welten erhält sie Größe und Tiefe, durch ihre Einfachheit und Sachlichkeit

gewinnt sie einen Stimmungsgehalt, wie die eindrucksvollste Lyrik. Wäre Tolstoj nicht ein geschworener Feind des Verses, so hätte sich ihm dieser Gegenstand unwillkürlich in der Form des Gedichts darbieten müssen.

Das Problem der Ehe hatte Tolstoj nie aufgehört zu beschäftigen, es dichterisch zu formen hatte er noch nicht versucht. Alles, was in seiner Dichtung mit dieser tieferregenden Frage im Zusammenhange steht, ist Selbstschilderung. Sein ganzes Jugendleben war von der Sehnsucht nach einer Genossin seines Strebens beherrscht, und mitten in dem Strudel hauptstädtischer Vergnügungen peinigten ihn die Zweifel, die seine sittliche Natur ihm aufdrängte, Zweifel über die Berechtigung des Verkehrs mit dem Weibe außerhalb der anerkannten Form des Zusammenlebens. Nun war durch eine bestimmte Herzensneigung die schlummernde Sehnsucht zu einem drängenden Wunsch geworden. Er war über die erste Jugendblüte hinaus, das Mädchen seiner Wahl wuchs knospend an seiner Seite auf. Er war ein Freund, ein Altersgenosse ihrer Mutter — konnte es ein Glück geben zwischen ihnen beiden?

So verwob sich in der arbeitenden Seele das Allgemeine mit dem Persönlichen, und die Frage des Glücks in der Ehe beschäftigte so das Herz des werbenden Mannes, wie die Einbildung des Dichters. Es ist kein Zufall, daß das Landgut Maschas in der Erzählung, Pokrowskoje, den Namen des Sommerwohnorts der Familie Behrs trägt.

Seine Mascha aber gehörte ihm noch nicht. Und so ist die Erzählung „Eheglück“ gewissermaßen ein Zukunftstraum, die Schilderung dessen, wie es sich dereinst

gestalten könnte, wie es sich bei dem Unterschied der Jahre und Charaktere gestalten müsse.

Um der stärkeren Kontrastwirkung willen müssen in der Dichtung manche Verhältnisse der Wirklichkeit verändert werden. Sergej Michajlowič wird aus einem Freunde der Mutter zu einem Freunde des Vaters. Stand der Dichter im Leben allein, seinem Ebenbild in Eheglück giebt er eine Mutter zur Seite; und hatte seine jugendliche Liebe in der Wirklichkeit das Glück, beide Eltern zu besitzen, das Seelenleben des Weibes, das in Eheglück in allen Stadien erschöpft werden sollte, ließ sich tiefer erfassen, wenn Maria Aleksandrowna allein dastand, ganz auf sich gestellt, ohne das Eingreifen von Vater und Mutter. Bei solcher Verschärfung der Gegensätze konnte die Absicht des Dichters desto klarer zur Anschauung kommen.

Mascha ist nicht bloß jugendlich an Jahren, sie ist auch ein Kind in ihrem Denken. Die Siebzehnjährige trägt andere Wünsche und Ideale im Herzen als der sechsunddreißigjährige Mann, dem die Hälfte des Lebens in ernsten Kämpfen und Erfahrungen schon verflossen ist. Er nähert sich ihr zaghaft, seine Liebe ist die eines Vaters oder Onkels, denn er will es sich selbst noch nicht gestehen, daß er sein kleines Mündel wie ein Weib liebt. Mascha tritt ihm wie einem Freunde entgegen. Aber allmählich keimt in ihr ein tieferes Gefühl. Gleicht Sergej auch nicht ihrem Mädchenideal, so gewinnt er doch durch seine edle Natur Macht über sie. In ihre Landeinsamkeit und ihre Menschenverlassenheit bringt er Heiterkeit, Leben, Bethätigung edler Gefühle hinein. Sie schätzt ihn schon lange, und wie sie sich allmählich in seine sittlichen Anschauungen hineinlebt, deren oberster Grundsatz lautet

„es giebt nur ein unzweifelhaftes Glück: das Leben für andere,“ wie sie mit ihm für die Mühsal des Volkes Verständnis bekommt, wie sie durch ihn zur Bescheidenheit und Demut, zum Verständnis des Buches der Bücher geführt wird — so erwächst unwillkürlich zwischen ihnen eine Gemeinsamkeit, die man nicht anders als Liebe nennen kann. Mascha, das unfertige in allen Lebenszielen schwankende Kind, entwickelt sich an seiner Seite zum Menschen. Sie eignet sich seine Neigungen, seine Denkweise, seine Empfindungswelt an, und die Freude an der Kunst — auch hier ist es wie öfter bei Tolstoj (besonders in spären Werken) die werbende Kraft der Musik — führt sie endlich zusammen. Sie leben in einem Freudenrausch, ihr Glück kann von nichts überboten werden, selbst ihre Wünsche gehen über die Wirklichkeit nicht hinaus. Aber der Unterschied ihrer Anschauungen wird, nachdem der Traum der ersten Monate verflogen, immer aufdringlicher. Sie hatte noch nicht gelebt, und die Einsamkeit des ländlichen Glücks war zur Gewohnheit geworden. Es genügt ihr nicht mehr, ihren Gatten zu lieben, es fehlt ihr an Bethätigung. Sie fühlt, daß ihr ein Überschuß von Kraft innewohnt, der in diesem stillen Leben keine Verwendung findet.

Sergej war sich stets klar gewesen über die Gefahr seiner Ehe. In dem Augenblick, wo Mascha von dem jungfräulichen Kinde zum Weibe geworden war, füllte sie die Liebe dieses Mannes, der sie wie ein Kind verhätschelt, nicht aus.

Sie wollte „gleichberechtigt“ sein. Sergej wußte wohl, was in ihr gährte. Wenn er ihr auch spöttisch entgegenhielt, ob sie etwa darum nicht gleichberechtigt

sei, weil er sich mit dem Bezirksvogt und den betrunkenen Bauern plage, statt es ihr zu übertragen, so hatte er doch schon den Entschluß gefaßt, mit ihr nach der Hauptstadt zu gehen und sie in die Gesellschaft einzuführen. Die blühende Frau sehnte sich nach den Triumphen eines glänzenden Gesellschaftslebens. Mascha erobert mit ihrer Schönheit und ihrem ungekünstelten Wesen, das von der Art der Städterinnen sich günstig abhob, schnell aller Herzen. Sie ist die gefeierte Königin der Bälle, und Männer der vornehmsten Lebensstellungen suchen ihre Nähe. Ein Ball ist ihr die höchste Lebensfreude. Sergej sieht scheinbar gleichgültig ihrem veränderten Wesen zu. Nur in gewissen Augenblicken entfährt ihm ein Wort, welches die ganze Kluft, die zwischen ihnen liegt, wie ein Blitz erleuchtet. Sie sollen Petersburg verlassen, aber noch ein Ball steht bevor. Mascha schwankt zwischen ihren Wünschen und der Rücksicht auf ihren Gatten. Schon will sie nachgeben, da erdrückt ein barsches Wort ihres Gatten ihre Nachgiebigkeit, und beide gewinnen die traurige Überzeugung, daß wirklich das beglückende Band für ewig zerrissen sei. Was ihr als ein harmloses Vergnügen erschienen war, ihm ist es Schmach, Trägheit, Luxus, alberne Gesellschaft.

Mascha muß den Ball besuchen. Die Cousine hat ihr den Wunsch ausgesprochen, denn der Prinz M. komme nur ihretwegen. Der Prinz und seine durchaus in den gesellschaftlichen Formen sich haltende Aufmerksamkett wird auch die Ursache zu einem letzten heftigen Streit.

Drei Jahre gehen die Ehegatten ruhig, freundlich, kühl nebeneinander her. Die einzigen Ereignisse in dieser Zeit sind die Geburt eines Kindes und der Tod der

Schwiegermutter. Zur Erholung gehen Mascha und Sergej Michajlowič ins Ausland. Mascha ist in Baden-Baden wieder der Mittelpunkt eines Gesellschaftskreises, die Herrenwelt vergöttert sie. Ein Marquis D. wagt sich ihr über Gebühr zu nahen und sie zu küssen. Von einem ihr unerklärlichen Gefühl überwältigt, hat sie nicht die Kraft, ihn von sich zu stoßen. Aber sie hat den Abgrund kennen gelernt, an dessen Rande sie ahnungslos dahingeschritten war. Sie eilt zu ihrem Manne zurück. Sie will ihm alles sagen. Unmöglich. Er ist kühl, freundlich, ruhig. Sie sehnt sich nach der Heimat, nach Rußland. — Da in Nikolskoje ein Umbau nötig ist, ziehen sie auf Maschas Gut. Die Erinnerungen der Jugendjahre erwachen, die Freuden der Brautzeit stehen vor ihrem Gedächtnis. In dieser inneren Erregung macht sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie glaubt dazu ein Recht zu haben. „Warum ließest Du mich allein den Weg suchen? Oder ist es meine Schuld, daß Du jetzt, nachdem ich erkannt habe, was not thut, und mich seit nun beinahe einem Jahre abquäle, zu dir zurückzukehren, mich abweisest, als ob Du nicht verständest, was ich will?"

Aber Sergej begreift sie gar nicht. Ihm ist die eingetretene Veränderung natürlich. Daß das Vergangene wiederkehre, wünscht er gar nicht, ebenso wenig, wie er wünscht, „daß ihm Flügel wüchsen." — „Jede Zeit hat ihre besondere Art von Liebe." .... „In jenem Jahre, als ich Dich kennen lernte, brachte ich die Nächte schlaflos zu und dachte an Dich und gab selbst meiner Liebe immer neue Nahrung .... und diese Liebe wuchs und wuchs in meinem Herzen .... Aber auch in Petersburg und im Auslande schlief ich nicht, und das waren schreckliche

Nächte, in denen ich diese Liebe, die mich peinigte, zu zerbrechen, zu vernichten suchte. Ich habe sie nicht vernichtet, nur was mich gequält hat, habe ich von mir geworfen, habe mich beruhigt und liebe dich noch immer . . . nur mit einer andern Liebe."

„Wir alle — besonders ihr Frauen — müssen erst die ganze Thorheit des Lebens durchmachen, um uns in das eigentliche Leben zurückzufinden. Einem andern zu glauben sind wir nicht imstande. . . . . Du mußtest selbst Erfahrungen sammeln . . . . das hast Du gethan."

„Wir wollen nicht versuchen, das frühere Leben zu wiederholen, wollen uns nicht selbst belügen! . . . Gott sei Dank, daß die alte Unruhe, die alten Aufregungen vorüber sind. Wir haben uns nicht mehr aufzuregen; haben nicht mehr zu suchen . . . . wir haben gefunden, und es ist Glück genug auf unser Teil gekommen. Jetzt müssen wir uns bestreben, diesem den Weg zu bahnen . . . ." Mit diesen Worten weist Sergej auf den kleinen Sohn, den die Wärterin eben in's Zimmer bringt, zieht seine Frau an sein Herz und küßt sie. „Aber es war nicht der Kuß eines Liebenden, sondern der eines alten Freundes."

Der Gedanke des Dichters ist klar: Das Glück des Liebesrausches ist ein vorübergehendes; er ist an die Jugendzeit gebunden und wandelt sich mit dem Fortschritt der Jahre in ein Gefühl der Dankbarkeit und Zusammengehörigkeit. Um in diesem veränderten Glück Genüge zu finden, muß man die Erregungen der Jugend hinter sich haben. Aber das veränderte Glück ist kein geringeres. Es vereinigt die Liebenden neu in der Zukunft ihres Kindes, während sie bisher in dem eigenen Zusammen-

leben den Kreis ihrer Empfindungen und Wünsche beschlossen sahen. Eheglück ist nicht der Rausch der ersten Liebe, sondern die dauernde Gemeinsamkeit in der Sorge um das Kind, welches dem Zusammenleben der Eltern die Weihe giebt.

Polikuška ist wiederum eine Gegenüberstellung der Herrin und Besitzerin und des armen Volks, das in seiner Dumpfheit das Bewußtsein der Menschenwürde verloren hat und allen Launen dessen preisgegeben ist, dem es mit Leib und Seele gehört. Aus dem Verhältnis der Leibeigenschaft und dem Zustande der Unwissenheit und Trägheit ziehen, neben der Herrschaft und mehr noch als diese, Verwalter und Starosten ihren Nutzen.

Polikuška ist ein armer Teufel, in ungeordneten Verhältnissen aufgewachsen, in Armut und Elend groß geworden, von einer Thätigkeit zur andern hinübergeworfen, bald Stallknecht, bald Roßarzt, nach dem Willen der Herrin verheiratet und mit Weib und Kind „in einen Winkel" des engen massiven Hauses gesteckt, das man für eine ganze Anzahl von Familien hat erbauen lassen. Eine Laune weckt in der Herrin den Wunsch, den verkommenen Polikuška, der nichts herumliegen sehen kann, ohne es mitzunehmen, zu einem ordentlichen Menschen zu machen. Sie will dem Verwalter beweisen, daß Polikuška ehrlich sein kann, und schickt ihn in die Stadt, damit er von dort 1500 Rubel hole. Der arme Kerl widersteht allen Versuchungen, die ihm unterwegs entgegentreten. Er bringt das Geld, in seine Mütze eingenäht, glücklich bis in die Nähe des Herrenhauses. Da nimmt er, um sich zu vergewissern, daß er es auch noch habe, die Mütze herunter und schiebt, ohne es zu merken,

den Brief mit den Kassenscheinen heraus. Er wendet um und sucht den ganzen Weg ab. Vergebens! Das Geld ist nicht zu finden. Darum hat er der Verführung so tapfer widerstanden, darum das Vertrauen der Herrin so glänzend gerechtfertigt, damit schließlich doch der Verwalter Recht behalte, der ihn für einen ausgemachten Schurken hält! In der Verzweiflung erhängt er sich auf dem Boden, seine arme Frau läßt bei der Schreckensnachricht ihr Kleinstes in einen mit Wasser gefüllten Trog fallen und wird über der Leiche ihres Mannes und ihres Kindes wahnsinnig. Die gnädige Frau kommt hinzu, spielt eine Komödie des Mitleids und zieht sich, krank von diesen Erregungen, in ihre Zimmer zurück.

Da meldet sich der alte Dutlow als Finder des Geldbriefs. Er hatte eben erst seinen Neffen zu den Soldaten gehen lassen, weil er, wie er sagte, zu arm war, ihn loszukaufen. Die Gemeinde hatte drei Mann zu stellen. Über zwei herrscht im Dorfe Einmütigkeit, zweifelhaft war nur, ob der dritte Polikuška oder einer von den drei jungen Dutlows sein sollte. Polikuška wollte die Herrin nicht hergeben, und so mußte der Neffe des alten Dutlow dran glauben. Der geizige Oheim wollte für ihn das Opfer von 300 Rubeln nicht bringen. Sie hatten sich eben unter Zanken und Fluchen getrennt. Auf dem Heimwege hatte der Alte das Geld gefunden. Er wollte dem eignen Glücke kaum trauen, als die Herrin ihm sagen ließ, er solle das Geld behalten, sie wolle von den Scheinen, an welchen so viel Unheil klebt, nichts haben. Erst als sie es ihm selbst, schwach und krank wie sie war, in ihrem Zimmer sagte, da glaubte er's. Und da er sich glückstrunken zum Schlafen auf den Ofen

legt, erscheint „er“ ihm und peinigt ihn wegen der Grausamkeit gegen den Neffen. Er läßt anspannen, jagt ihm nach und findet glücklicherweise bald jemanden, der nichts zu verlieren hat und ihm für Geld Leib und Leben und Zukunft verkauft.

Das Abbild russischen Volkslebens ohne Neigung nach der einen oder anderen Seite! Nicht die Tugenden der niederen Schichten werden in dieser Erzählung beleuchtet, sondern nur seine Not. Und gerade in dieser (bei Tolstoj bisher so seltenen) Gegenständlichkeit liegt die herzergreifende Wirkung der ausgesucht schlichten Erzählung. Hier hat niemand ein Unrecht, niemand eine Schuld. Wie es eben ist, ist es entsetzlich und schreit nach Mitleid und — Besserung.

Der Grund der furchtbaren Leiden des Volks liegt in der durch die Jahrhunderte entwickelten Auffassung des Eigentums. Daß ein Mensch vom andern sagen kann, er sei sein — auch eine Anschauung, welche die Kulturwelt erzeugt hat, und welche die selbstsüchtige Gesellschaft nicht preisgeben will —, gebiert Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit und schafft eine öffentliche Ordnung, in der der eine nichts thut und praßt, während der andere unter der Überlast der Arbeit keucht und zusammenbricht. „Leinwandmesser“ (Cholstomêr) spricht diesen Gedanken in einem poetischen Gleichnis aus. Die Erzählung ist eine Art Tier- und Menschenfabel, in welcher die Ausnutzung eines Lebewesens durch ein anderes geschildert wird. Es ist das erste Werk Tolstojs, das nicht unmittelbar aus seinen eigenen Beobachtungen hervorgegangen ist. Denn die Geschichte des „Leinwandmessers“ ist die Erfindung eines anderen, des früh verstorbenen Dichters

M. A. Stachowič. Der Bruder des Dichters, ein vieljähriger Freund des Hauses Tolstoj, hat ihm den Stoff zu dem „Leinwandmesser“ mitgeteilt.

Aber in der Geschichte des unglücklichen scheckigen Wallachs, der durch sein eigentümliches Äußere die Aufmerksamkeit der Liebhaber erregt, lag ein Gedanke verborgen, der mit der Weltanschauung Tolstojs zusammentraf, derselbe Gedanke, den er eben auch in Polikuška in eigener Weise bearbeitet hatte. Dort war es ein armer Teufel, den der Zufall der Geburt zum bedauernswerten Leibeigenen gemacht, hier ist es ein alter Gaul, der von einem Herrn zum anderen gestoßen wird, als ob er keine Empfindung hätte, als ob er kein Wesen, sondern eine Sache wäre. Wer erkennt in der Geschichte „Leinwandmessers“ nicht sofort das Spiegelbild des geknechteten, umhergestoßenen Volks, das für den prassenden, ausschweifenden Herrn arbeitet und nur so lange gehegt und gepflegt wird, als die jugendliche Arbeitskraft ihm Wert giebt?

Und alles das nur, weil er den Begriff von Mein und Dein erfunden hat. „Leinwandmesser“, dem unter dem Gesetz des persönlichen Eigentums sein Leben zerstört wird, denkt darüber nach und kommt zu folgendem Ergebnis: „Die Menschen nehmen im Leben nicht Thaten, sondern Worte zur Richtschnur... Solche Worte, welche ihnen für sehr wichtig gelten, sind: mein, meine, meines, die sie von verschiedenen Dingen, Wesen und Gegenständen, auch von dem Boden, von Menschen und von Pferden, brauchen... Wer nach diesem zwischen ihnen vereinbarten Spiel von der größten Menge der Dinge sagt: mein — der gilt bei ihnen für den Glücklichsten.“

Später überzeugt sich Leinwandmesser, „daß nicht bloß auf Bezug auf uns Pferde der Begriff mein keine andere Grundlage hat, als den niedrigen und tierischen Instinkt der Menschen, der von ihnen Eigentumssinn oder Eigentumsrecht genannt wird. Der Mensch sagt mein Haus und wohnt nie darin ... Es giebt Menschen, welche Grund und Boden ihr Eigentum nennen, aber diesen Boden nie gesehen und nie betreten haben. Es giebt Menschen, welche andere Menschen die ihren nennen, aber diese Menschen nie gesehen haben; alle ihre Beziehungen zu diesen Menschen bestehen darin, daß sie ihnen Böses zufügen ... Und die Menschen streben im Leben nicht danach, das zu thun, was sie für gut halten, sondern danach, so viel Dinge als möglich die ihren zu nennen."

Leinwandmesser, der sich für dreifach unglücklich hält, einmal weil er sehr scheckig, zweitens weil er ein Wallach ist und drittens weil die Menschen der Ansicht sind, daß er nicht „Gott und sich selbst gehört, wie dies allen Lebewesen eigentümlich ist", sondern dem Stallmeister, kommt zu dem Resultat, daß die Pferde auf der Stufenleiter der lebenden Wesen höher stehen als die Menschen.

„Leinwandmesser" ist so betrachtet in dem Augenblick der Aufhebung der Leibeigenschaft ein letzter Aufschrei des geknechteten Volkes. In keinem seiner größeren Werke hat Tolstoj mit solcher Bestimmtheit, mit solcher Energie und Deutlichkeit den rackernden Leibeigenen dem Adligen gegenüber gestellt. An den Leiden Leinwandmessers nehmen zwei Adlige Anteil, der eine hat ihn vor zwanzig Jahren als jugendlich stürmisches Tier gekauft und ihn benutzt, wenn er in Ungeduld zu seiner Geliebten

fuhr. Sie war die teuerste, die man aushalten konnte, aber er hatte es dazu. Eines Tages lief sie ihm davon. Er hatte sie die Seine genannt, und sie gehörte einem anderen. Seit damals hat er sich dem Trunke ergeben und ist jetzt ein elend herabgekommener Schmarotzer, der die Brosamen an dem Tische eines anderen auffammelt, des jetzigen Herrn des Leinwandmessers. Und dieser treibt es ganz so. Auch er hat die teuerste Geliebte, auch er trinkt die teuersten Weine, auch er glaubt ein Eigentumsrecht an sie zu haben, und alles, was ihm der herabgekommene Serpuchowskij von seiner glänzenden Vergangenheit und von seinem wunderbaren Pferde, dem Leinwandmesser, erzählt, langweilt ihn. Denn ein Herz hat er für den Bedauernswerten nicht, und das kommt ihm gar nicht zu Sinn, daß er in Serpuchowskijs Jammergestalt etwa gar das Bild seiner eigenen Zukunft sehen sollte.

Aus allen diesen Dichtungen spricht es mahnend: Glaubet nicht an den „Fortschritt.“ Eure Kultur bringt euch um die reinen Daseinsfreuden, die das Leben mit der Natur gewähren kann. Zugleich aber tönt aus ihnen die Verzweiflung: Es giebt kein Zurück. Olenin („Die Kosaken“) kann nicht wie Lukaschka werden, und die ungekünstelte Empfindung einer Marjanka, die wertvoller ist, als die berechnete Gefallsucht der Gesellschaftsdamen, erschließt sich nicht dem empfindsamen Zögling europäischer Bildung.

„Die Kosaken“ haben Tolstoj zehn Jahre hindurch beschäftigt — am 18. Oktober 1852 ward der Plan entworfen, 1861 wurden sie vollendet, 1863 sind sie erschienen —, sie zeigen klarer als irgend eine andere Dichtung seiner ersten Lebensperiode das unablässige

Ringen des Denkers. Sie berühren sich mit dem „Morgen des Gutsherrn“ in der Idee der Selbstverleugnung und des Wirkens für andere und zugleich mit seinen pädagogischen Aufsätzen in dem Gedanken, daß wir bei dem Volke in die Schule gehen müßten. Ihr Leitmotiv aber ist die Überzeugung, die leiser oder vernehmlicher aus allen seinen Werken heraustönt: die Kultur ist die Feindin des Glücks.

XI.

Eheglück.

Familie Behrs. — Junggesellenleiden. — Die Kumyskur in Samara. — Werbung, Verlöbnis, Heirat. — Flitterwochen. — Höchstes Glück.

Die Schulen von Jasnaja Poljana hatten Sommerferien. Der rastlose Leiter des Unterrichts und der Zeitschrift war der Erholung bedürftig. Er litt seelisch und körperlich. Die alte Unrast und Zweifelsucht waren wieder über ihn gekommen, und die Befürchtung, daß in seiner Brust dieselbe tückische Krankheit wohne, die den geliebten Bruder Nikolaus hingerafft hatte, erwachte mit erneuter Angst.

Mitten in den Bestrebungen für Volkswohl und Volksbildung peinigte ihn schon der Gedanke, daß alle Bemühung vergeblich war, und die vermeintlichte Teilnamslosigkeit der Persönlichkeiten, welche schon durch ihr Amt dem Werke der Schulgründung und Volkserziehung ihre Aufmerksamkeit hätten schenken müssen, kränkte ihn tief. In dieser Stimmung entschloß er sich zu einer merkwürdigen Sommerreise nach Samara.

Zwei seiner Schulkinder, die durch ihr Betragen und ihre Leistungen eine Belohnung verdient hatten, Wassjka

Morozow und Jegor Černow, nahm er zu seiner Begleitung mit, als er im April sein Herrenhaus in Jasnaja Poljana verließ. Zuerst ging er nach Moskau, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen und allerlei Geschäftliches zu besorgen. Denn gerade damals verhandelte er mit Katkow über den Abdruck der „Kosaken", die in dem Neujahrshefte des „Russischen Boten" von 1863 erscheinen sollten. Es stand auch in materieller Hinsicht nicht alles, wie es stehen sollte. Der ernste Pädagoge von Jasnaja Poljana konnte sich unter den Genossen in Moskau noch immer nicht von den Neigungen der Jugend frei machen, und ein leidenschaftlicher Spielabend hatte ihn um das Honorar der „Kosaken" gebracht. Katkow, der einen Mitarbeiter wie Tolstoj nicht preisgeben konnte, zahlte ihm gern die gewünschte Summe im vorhinein, und mit den 1000 Rubeln, einem Honorar, das für die Verhältnisse als ein geringes zu betrachten ist, tilgte Tolstoj seine Spielschuld.

Das waren die letzten Zuckungen eines bewegten Junggesellenlebens. Denn schon damals beweinten in Moskau das Mißgeschick des Dichters zwei schöne Augen mit mehr Innigkeit, als die bloße Teilnahme an dem Loos eines Schriftstellers erwarten ließe. Die Thränen galten dem Manne der Liebe, wenn vielleicht auch das Mädchen, dem sie entflossen, sich ihrer Empfindungen noch nicht voll bewußt war.

Tolstoj verkehrte in Moskau viel in dem geselligen Hause des Dr. Behrs. Dr. Behrs war von deutscher Abstammung und evangelischem Glaubensbekenntnisse. Er war ein schöner, stattlicher Mann; seinen Vollbart trug er unter dem steifen Hemde versteckt, wie die Alt-Russen

pflegen, weil Kaiser Nikolaus das Tragen der Vollbärte verboten hatte. Dr. Behrs war ein Original in seinen Ansichten wie in seiner äußern Erscheinung, in Kleidung und Manieren. In dem deutschen Ärzteverein, dem er sein halbes Leben hindurch als Mitglied angehörte, hielt er Vorträge über die sonderbarsten Gegenstände, und stets trug er sich mit neuen medizinischen Ideen, die alle gleich unausführbar waren. Die Kollegen hörten ihm gern zu, wenn er seine kuriosen Pläne entwickelte; denn er war ein jovialer Herr und guter Kamerad. Er hatte in der Blüte seines Lebens die Tracheotomie überstanden und trug seit dieser Zeit ein silbernes Röhrchen.

Seine ärztliche Thätigkeit führte ihn besonders in die hohen Adelskreise. Er war bei den Damen der vornehmen Welt sehr beliebt und selbst ein großer Damenfreund. Mit seiner amtlichen Stellung als Arzt der Kommandantur und des Theaters war eine Kronswohnung im Kreml verbunden. In späteren Jahren wurde er Oberinspektor der militärärztlichen Anstalten in Tula.

Seine Heimat waren die baltischen Provinzen Rußlands, und er betrachtete das Deutsche als seine Muttersprache. Aber er hatte eine starke Vorliebe für das Französische und verkehrte mit denen, die sich seiner ärztlichen Fürsorge anvertrauten, meist in dieser Sprache. Seine Gattin, eine geborene Islenjew, war russischer Abstammung und orthodoxen Glaubens. Nach dem Gesetze müssen Kinder aus gemischten Ehen, wenn einer der Ehegatten der russischen Kirche angehört, in dieser erzogen werden. Dies gab dem Hause des Doktors einen eigentümlichen Charakter. Die Kinder wuchsen, so zu sagen, mit drei Sprachen

auf, den Muttersprachen der beiden Eltern und der Verkehrssprache ihrer Kreise.

Die Familie des Dr. Behrs bestand aus acht Kindern. Um diese Zeit — 1862 — konnte man drei Töchter als erwachsen oder, genauer gesagt, als heranwachsend bezeichnen: Maria, Sofia und Tatjana. Die Brüder, von welchen der eine später Vizegouverneur in Orel, der zweite Polizeimeister in Klin wurde, waren damals noch Kinder. Die Töchter und die Mutter machten das Haus zu dem Sammelpunkt eines vorzugsweise adligen Kreises, der sich in seiner Weise unterhielt. Es wurde viel Musik getrieben — eine Kunst, der, wie wir wissen, auch Leo Tolstoj huldigte —, und die schöne Altstimme der dritten Tochter allgemein bewundert. Die Leitung des Hauses lag ganz in den Händen der Frau, denn sie war ihrem Manne an Geist und Charakter weitaus überlegen.

Leo Tolstoj war seit seiner frühesten Jugend mit der Familie Islenjew durch innige Freundschafts-Beziehungen verbunden. Sein Vater und der alte Islenjew waren Nachbarn und Busenfreunde gewesen, und Tolstoj war mit der Tochter des Hauses, der späteren Frau Dr. Behrs, die nur anderthalb Jahre älter war als er, gemeinsam aufgewachsen. Aus dem Kreise der Familie Islenjew hatte er sich auch die Urbilder des Vaters und der Gouvernante Mimi in seiner Erzählung „Die Kindheit" geholt; denn der Vater der „Kindheit" ist (wie die Tochter, die jetzige Gräfin Sofia Andrejewna Tolstoj bezeugt) eine sehr genaue Abschilderung des Charakters ihres Großvaters und die Gouvernante Mimi ein treues Abbild der Erzieherin ihrer Mutter und der anderen Kinder des alten

Islenjew. Leo Tolstoj, der nun zum Manne gereift war und sich den Ruhm eines Dichters errungen hatte, und die Gattin des Moskauer Arztes, jetzt die Mutter dreier erwachsener Töchter, hatten so tausend gemeinsame Jugenderinnerungen.

Tolstojs Freunde wußten, daß er mit Vorliebe das Haus des deutschen Arztes besuchte; es war ihnen auch nicht entgangen, daß er sich mit Heiratsgedanken trug. Aber welcher Tochter des Hauses sein Herz geneigt war, wußten auch die allernächsten nicht, vielleicht wußte es auch Tolstoj selbst noch nicht. Es zog ihn in den Kreis, in dem man ihn nicht nur bewunderte, sondern herzlich lieb hatte, wo man jedem seiner Worte mit der Neugier innigster Teilnahme lauschte, wo man sich seiner Erfolge, wie eigenen Glückes freute und mit seinem Mißgeschicke fühlte, als ob man es selbst erfahren hätte.

Als Tolstoj hier erzählte, daß er seine „Kosaken“ an Katkow für 1000 Rubel verkauft, weil ihm die Summe unentbehrlich war, lauschten die Töchter des Hauses, die um den Tisch saßen, mit gespannter Aufmerksamkeit. Ob sie nun die ganze Bedeutung des Mitgeteilten verstanden, ob sie instinktiv mit dem Freunde ihrer Eltern mitfühlten, ob Sofias Schmerz die Schwestern bewegte — während der Erzählung traten ihnen die Thränen in die Augen, und sie eilten hinaus, um in ihrem Zimmer unbemerkt weinen zu können.

Von Moskau ging Tolstoj mit den zwei Dorfbuben nach Nižnij-Nowgorod, und ein Wolgadampfer brachte die kleine Kolonie von Jasnaja Poljana nach Samara. Tolstoj machte hier eine Kumyskur durch. Der Genuß der eigentümlich zubereiteten Milch von Steppenstuten,

damals im westlichen Europa noch wenig bekannt, wurde in Rußland schon lange als ein wirksames Mittel gegen Schwindsuchtsanlagen betrachtet, und auch Tolstoj befand sich bei dieser Kur wohler und kehrte gestärkt, jedenfalls aber überzeugt von seiner gekräftigten Gesundheit, wieder heim.

Im Juli begrüßte er sein Herrenhäuschen von Jasnaja Poljana und die Frauen, welche in seiner Abwesenheit das Gut verwaltet hatten, seine Schwester Maria und die gute Tante Jorgolskaja. Aber es duldete ihn nicht mehr in dem freudlosen Junggesellenheim. Mit aller Macht zog es ihn nach Moskau; denn nun stand der Gedanke bei ihm fest, dem Hause von Jasnaja Poljana eine Herrin zu geben. Sein ganzes Leben hindurch war ihm das Glück immer nur in der Vereinigung mit einer geliebten Frau erschienen. Schon der Jüngling, der in überschwenglicher Begeisterung sich auf sein Landgut zurückzog, um seinen Gutsherrn-Pflichten zu leben, hatte davon geträumt, wie er und seine Gattin gemeinsam die Wohlthäter ihrer Leute werden sollten. Dem ruhelosen Manne hatte in dem abwechselungsreichen Treiben des Residenzlebens beständig das Bild der reinen Frau vorgeschwebt, die ihm Frieden in die Seele gieße, an deren Seite er ein volles, heiliges Glück genießen wollte. Jetzt schien der Augenblick der Erfüllung gekommen. Er wußte es. Immer deutlicher, immer klarer empfand er, daß die Sehnsucht, die ihn nach Moskau zog, der zweiten Tochter des deutschen Arztes galt.

Die Familie Behrs wohnte in ihrem Sommerhäuschen in Pokrowskoje Glebowo, zwanzig Werst von Moskau entfernt. Tolstoj hatte ein Stübchen in der Stadt. Aber

wer ihn dort aufgesucht hätte, hätte ihn gewiß nicht gefunden; denn er brachte den lieben langen Tag, soweit es nur schicklich war, in dem Hause der Freunde zu.

Während dessen hatten sich in Jasnaja Poljana merkwürdige Dinge ereignet. Wer hätte ahnen können, daß die Behörde die Schule von Jasnaja Poljana mit Mißtrauen verfolgte! Die Regierung selbst hatte ja eben erst einen neuen Schulentwurf veröffentlicht, und die Arbeit des Friedensvermittlers Grafen Tolstoj war eine unmittelbare Förderung ihrer Absichten. Was hatte Tolstoj gethan, daß am 3. August die Sendlinge der Polizei das Haus in Unruhe und die Frauen, die vielleicht der Unschuld ihres geliebten Leo nicht ganz sicher waren, in Angst versetzten? Tolstoj hatte im reinsten Wohlthätigkeitsbestreben Zöglinge der Moskauer Universität und der Moskauer Lehrerseminare für seine Schule angeworben und sie zu Dorfschullehrern in seinem Sinne und nach seiner Methode ausgebildet. Nützte er einerseits dadurch seinem Werke, so war es ihm doch auch nicht minder darum zu thun, mittellosen, strebsamen jungen Leuten ihr Vorwärtskommen zu erleichtern. Allein die Behörde witterte etwas Schlimmeres. Jeder Student galt als politisch verdächtig, eine ganze Gruppe war um so verdächtiger; und hatte man zu fürchten, daß ein Geist von der Bedeutung und dem Einflusse Tolstojs eine Art Führer einer politischen Gruppe sein könnte, so mußte rechtzeitig eingeschritten werden. Herr Durnowo erschien eines Tages im Auftrage der Behörden in Jasnaja Poljana, um alles, was an jungen Leuten im Umkreise der Schulen zu treffen war, einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Natürlich ermittelte er nichts weiter, als daß alle durch den ge-

meinsamen Eifer im Unterricht der Dorfjugend verbunden waren, und daß sie in dem Gutsherrn ihren Lehrer und Wohlthäter anerkannten. Der schlechte Scherz der Behörde, den ein Freund Tolstojs spöttelnd die „Schlacht bei Dresden“ nannte, hatte weiter keine Folge, als daß Leo Tolstoj eiligst von Moskau nach Hause kam.

Nun folgten frohe Tage für Jasnaja Poljana. Die halbe Familie Behrs kam zum Besuch hierher: die Mutter, die drei älteren Töchter und ein Sohn. Sie waren auf der Reise nach Iwicy, dem Gute des Großvaters Islenjew, das 50 Werst hinter Jasnaja Poljana lag. Frau Dr. Behrs aber mochte an Jasnaja Poljana nicht vorüberfahren, ohne der Gräfin Maria, ihrer Jugendgespielin, einen Besuch zu machen. Man verweilte einige Tage auf dem Gute Tolstojs in angeregter Unterhaltung, in glücklicher Jugenderinnerung, dann erst ging die ganze Familie nach Iwicy.

Sie waren erst wenige Tage hier, als Lew Nikolajewič unerwartet — vielleicht auch nicht für alle unerwartet — ihnen nachgeritten kam. Wohl mochte die Mutter ahnen, daß sie eine Werbung um ihre Tochter zu erwarten habe, aber sie zweifelte gar nicht daran, daß Tolstoj um die Hand ihrer Ältesten, Maria, anhalten würde. Denn wie es bei seinem langjährigen zwanglosen Verkehr im Hause möglich war, konnte sich keine der Töchter einer Bevorzugung rühmen, die das Auge eines andern hätte bemerken können.

In Iwicy vollzog sich nun im geheimen die Verlobung des Dichters mit der zweiten Tochter, Sofia. Ganz, wie er es später in „Anna Karenina“ geschildert hat, war es im Leben geschehen.

„Ich wollte Sie schon lange etwas fragen" — sagte er und setzte sich neben sie. Er blickte in ein Paar freundliche und gleichzeitig erschreckte Augen.

„Bitte, fragen Sie."

„Hier" — sagte er, nahm die Kreide und schrieb die Anfangsbuchstaben des folgenden Satzes: „Als Sie mir sagten, es könne nicht sein, bedeutete das niemals oder nur damals?"

Es schien kaum möglich, daß sie diesen komplizierten Satz entziffern sollte. Aber er sah sie an, als ob sein Leben davon abhinge, daß sie die Worte enträtsele. Sie sah ihn ohne Scheu an, dann stützte sie die nachdenklich gerunzelte Stirn auf die Hand und studierte die Buchstaben. Zuweilen sah sie ihn fragend an: ob es wohl das ist, was ich denke?

„Ich habe verstanden," sagte sie errötend.

„Was bedeutet dieses Wort?" fragte er und zeigte auf das n, das „niemals" bedeutete.

„Das soll „niemals" heißen," sagte sie, „aber das ist nicht wahr."

Er löschte es schnell wieder aus und reichte ihr die Kreide: D. k. i. n. a. a. Er hatte begriffen. Die Buchstaben bedeuteten: Damals konnte ich nicht anders antworten.

Er sah sie fragend, schweigend an.

„Nur damals?"

„Ja," antwortete ihr Lächeln.

„Und — und jetzt?" fragte er.

„Nun, so lesen Sie. Ich schreibe nieder, was ich innig wünschte." Sie schrieb die Anfangsbuchstaben von: Ich bitte, daß Sie mir verzeihen und das Geschehene vergessen.

Er ergriff die Kreide. Sie zerbröckelte unter seiner erregt zitternden Hand, und er schrieb: Ich habe nichts zu vergeben und zu vergessen, ich habe nie aufgehört, Sie zu lieben.

Sie sah ihn an, ihr Atem stockte.

„Ich habe verstanden," flüsterte sie.

Er setzte sich und schrieb einen langen Satz.

Sie verstand alles, nahm die Kreide und antwortete sofort. Er konnte es lange nicht entziffern und sah ihr immer wieder in die Augen. Wie eine Verfinsterung kam es über ihn vor lauter Seligkeit. In den reizenden, vor Glück strahlenden Augen las er alles, was er lesen wollte, und nun schrieb er drei Buchstaben. Aber er hatte sie noch nicht zu Ende geschrieben, als sie sie schon enträtselt hatte und zur Antwort schrieb: „Ja!"

Dies ist die treue Schilderung des Verlöbnisses Leo Tolstojs mit Sofia Behrs.

Sofia Behrs war ein frühgereiftes, stattliches Mädchen von außerordentlich schöner, hoher Gestalt. Ihr edles Gesicht, von vollem, kastanienbraunem Haar umrahmt und von großen in's Blaue schimmernden Augen belebt, zeugte von Geist und Begeisterungsfähigkeit. Sie hatten eine gute, harmonische Erziehung genossen. Ihre Bildung war weder einseitig schöngeistiges Schwärmen, noch einseitige Verstandesübung gewesen. Einbildungskraft und Denkvermögen waren gleichmäßig angeregt worden. Sie verständigte sich in vier Sprachen und las die Meisterwerke der russischen, deutschen, französischen und englischen Litteratur in der Sprache, in der sie geschrieben waren. Dieses Mädchen verstand den Vollwert eines Mannes wie Leo Tolstoj zu schätzen; sie sah ihren höchsten Glücks-

traum erfüllt, als der vielbewunderte Dichter ihr seine Liebe gestand.

Niemand im ganzen Hause wußte von dem bedeutungsvollen Ereignis, das sich vollzogen hatte. Es hatte es auch noch niemand erfahren, als die Moskauer Gäste ihren Heimweg antraten und wie auf der Hinreise wieder über Jasnaja Poljana fuhren.

In Moskau erst trat Tolstoj offen mit seiner Werbung hervor. Der Vater war erstaunt und unwillig. Er wies den Grafen ab. Er wollte die jüngere Tochter nicht vor der älteren aus dem Hause geben.

Lew Nikolajewitsch war in schmerzvoller Enttäuschung. Unter dem ersten Eindrucke seiner verfehlten Werbung schrieb er an Dr. Behrs einen verzweifelten Brief. Sein Lebensglück hinge von dieser Werbung ab, er würde sich den Tod geben, wenn der Vater sich ferner seiner Verbindung mit Sofia Andrejewna entgegenstellte. Da willigte der alte Herr endlich ein.

Am 23. September (a. St.) ward die Hochzeit gefeiert, und das junge Paar verlebte die Flitterwochen in Jasnaja Poljana.

Den Freunden war der schnelle Wechsel in Tolstojs Leben unerwartet gekommen. Alle waren erstaunt, als sie erfuhren, daß seit dem 23. September in Jasnaja Poljana eine junge Hausfrau waltete. Selbst diejenigen, die in fast ununterbrochenen Beziehungen zu Tolstoj standen, die von seinem Verkehr im Hause der befreundeten Familie wußten und wohl ahnten, daß er sich seine Gattin unter den Töchtern des deutschen Arztes suchen würde, waren überrascht.

Die Überraschung aber war für alle eine freudige.

Denn es war ein vollkommener Umschlag in Tolstojs Wesen eingetreten, der näheren und ferneren Freunden nicht entgehen konnte. Die unbestimmte Sehnsucht nach dem Glück war dem Bewußtsein, ein beschränktes Glück gefunden zu haben, gewichen; das ewige Suchen nach einem neuen Wirkungskreise erschien ihm als ein Irrtum, nachdem ihm das neue Band seine Bestimmung vorschrieb. Er war in einem Glücksrausch.

„Seit zwei Wochen bin ich verheiratet und glücklich, ein neuer, völlig neuer Mensch," schreibt er an Fjet; „ich wäre gern persönlich bei Ihnen gewesen, aber es geht schlecht." —

In der zwei Jahrzehnte später erschienenen „Beichte" schildert Tolstoj selbst diese ganze Übergangszeit in folgender Weise:

„Als ich vom Auslande zurückgekehrt war, ließ ich mich auf dem Lande nieder und verfiel auf die Beschäftigung, Dorfschulen zu errichten. Diese Beschäftigung entsprach ganz meinen Wünschen, denn sie hatte nicht jene mir klar gewordene Lüge an sich, die mir während meiner Thätigkeit des schriftstellerischen Belehrens die Augen geblendet hatte. Auch hier handelte ich im Namen des Fortschritts, aber ich verhielt mich schon kritisch zu dem Fortschritt selbst. Ich sagte mir, der Fortschritt vollzieht sich in vielen seinen Erscheinungen unrichtig, und man habe sich gegen die ursprünglichen Menschen, die Bauernkinder, frei zu verhalten, indem man ihnen den Weg des Fortschritts bietet, den sie zu gehen wünschen. In Wirklichkeit aber drehte ich mich immer um ein und dieselbe Aufgabe herum, die darin bestand, daß ich lehren wollte, ohne zu wissen, was. In den höheren Sphären der schriftstellerischen Thätigkeit

konnte man, das begriff ich wohl, nicht lehren, ohne zu wissen, was man lehrte, denn ich sah, daß jeder etwas anderes lehrte, und daß die Schriftsteller, im Streite mit einander, ihre Unwissenheit nur vor sich selbst verbergen. Hier bei den Bauernkindern, glaubte ich, würde man diese Schwierigkeit dadurch umgehen können, daß man den Kindern überlasse, zu lernen, was sie wollen. Jetzt kommt es mir lächerlich vor, wenn ich daran denke, wie ich mich wand, um meiner Laune nachzugehen, der Laune, zu belehren, obwohl ich selbst im Innersten der Seele wohl wußte, daß ich nichts lehren konnte, was notwendig war. Nachdem ich mich ein Jahr mit der Schule beschäftigt hatte, reiste ich zum zweiten Male in das Ausland, um dort kennen zu lernen, wie man es wohl anstellt, andere belehren zu können, ohne daß man selbst etwas weiß.

Und ich glaubte das im Auslande gelernt zu haben. Ausgerüstet mit dieser ganzen Weisheit kehrte ich im Jahre der Bauernemanzipation nach Rußland zurück, nahm die Stellung eines Friedensvermittlers an und begann zu belehren — das ungebildete Volk in Schulen und die gebildeten Leute in der Zeitschrift, die ich herausgab. Die Sache schien gut zu gehen, aber ich fühlte, daß ich nicht völlig geistig gesund war, und daß das nicht lange so gehen könnte; und ich wäre vielleicht damals zu der Verzweiflung gekommen, zu der ich fünfzehn Jahre später kam, wenn es nicht für mich noch eine Seite des Lebens gegeben hätte, die ich nicht erforscht hatte, und die mich Rettung hoffen ließ: das Familienleben.

Ein Jahr hatte ich mich mit dem Friedensvermittleramt, den Schulen und der Zeitschrift beschäftigt. Ich war so außerordentlich davon erschöpft, daß ich wirr wurde.

Der Kampf im Friedensvermittleramt wurde mir so schwer, meine Thätigkeit in den Schulen wurde so unklar, mein Hin- und Herwinden in der Zeitschrift, das immer in ein und derselben Sache bestand — in dem Wunsche, alle zu belehren, und zu verbergen, daß ich nicht weiß, was ich zu lehren hätte, — so peinlich, daß ich mehr geistig als körperlich erkrankte, alles aufgab und zu den Baschkiren in die Steppe fuhr, um freie Luft zu atmen, Kumys zu trinken und ein rein animales Leben zu führen. Als ich von da zurückkam, heiratete ich. Die neuen Bedingungen eines glücklichen Familienlebens lenkten mich ganz und gar davon ab, dem allgemeinen Sinn des Lebens nachzuforschen. Mein ganzes Leben konzentrierte sich damals in der Familie, in der Mutter, in den Kindern und in der Sorge, die Mittel zum Lebensunterhalte zu verschaffen. Das Streben nach Vervollkommnung, das schon früher zum Streben zur Vervollkommnung in allgemeinen, zum Fortschritt geworden war, wurde jetzt schlechtweg zu dem Streben danach, mir und meiner Familie das möglichste Glück zu erringen."

Dieser Rückblick ist in den Zeitangaben nicht zutreffend. Denn die Schulen hörten keineswegs mit der Begründung der Familie auf; im Gegenteil, die junge Frau das Hauses wurde eine rüstige Mitarbeiterin in der Schule nicht minder, als in der Wirtschaft. Ein Jahr später erst wurden die Schulen geschlossen. Und auch da nicht für immer, denn nach einem Jahrzehnt kam Tolstoj wieder auf diesen Lieblingsgedanken seines Lebens zurück.

Die junge Frau wurde von der Tante Tatjana Alexandrowna (Jorgolskaja) und von allen Freunden, die zu Besuche kamen, geradezu verhätschelt. Sie verdiente

aber auch die Bewunderung und die Liebe, die man ihr entgegenbrachte. Sie war im vollen Sinne, was die Gattin dem Manne sein soll, eine Teilnehmerin an allem, was ihn beschäftigte. Sie ging in den Arbeitsstunden mit dem großen Schlüsselbund im Garten umher, und schaute nach allem in der Wirtschaft, sie durchsprach mit ihm alle litterarischen Pläne und arbeitete sogar mit an den kleinen Volks- und Jugendschriften.

Um die geselligen Freuden des Winters zu genießen, fuhr das junge Ehepaar zur Weihnachtszeit nach Moskau. Den Freunden hatten sie sich nicht gemeldet. Sie nahmen ihre Wohnung in dem Gasthause Chevrier, früher Chevalier im Gazetnyj Pereułok (man erinnert sich, daß das Gasthaus Chevalier in dem ersten Kapitel der Kosaken eine Rolle spielt), lebten sehr zurückgezogen und besuchten nur fleißig das ausgezeichnete Theater der alten Hauptstadt. Lange natürlich konnten sie sich den Augen der vielen Freunde nicht entziehen und mußten gern oder ungern sich deren Besuche und Einladungen gefallen lassen.

Mitte Januar 1863 kehrten sie wieder nach Jasnaja Poljana zurück und empfingen schon im Anfange des nächsten Monats den Besuch des befreundeten Ehepaares Fjet.

Der Winter ging in der gewohnten Thätigkeit hin: in litterarischen Arbeiten, im Unterricht, in der Wirtschaft.

Leo Tolstoj war sehr fleißig. Die gehobene Stimmung wirkte auch auf sein künstlerisches Schaffen ein. „Polikuška" und „die Kosaken" waren eben erschienen, und schon schrieb er wieder an einer neuen Erzählung, an der „Geschichte eines scheckigen Walachs", die er im Herbst schon zu drucken gedachte — und das inmitten der Wirt-

schaftsarbeit. „Ich stecke bis tief über die Ohren im Rackern, und Sonja ist an meiner Seite. Wir haben keinen Verwalter, nur Gehülfen für die Feldwirtschaft und die Bauarbeit. Sie allein führt das Comptoir und die Kasse. Ich habe auch Bienen, Schafe, einen neuen Garten und eine Branntweinbrennerei. Es geht alles recht gut, wenn auch natürlich schwach im Vergleiche zu meinem Ideal.“

Flüchtig kommt dem glücklichen jungen Ehemanne wohl einmal der Gedanke, er könnte aus diesem Glück durch die politischen Ereignisse herausgerissen werden. Der polnische Aufstand war ausgebrochen. Tolstoj, der noch immer Soldat war, hatte zu befürchten, er würde „wieder das Schwert von dem verrosteten Nagel nehmen müssen.“ Aber es ging an ihm vorüber. Nichts hinderte ihn, sich ganz und gar seinem Glücke hinzugeben, das jetzt noch durch die Hoffnung auf ein bevorstehendes Familienereignis gesteigert wurde.

Leo Tolstoj und seine jugendliche, kaum dem Kindesalter entwachsene Gattin lebten in Jasnaja Poljana ein wundervolles Idyll. Fjet, der oft genannte Freund und häufige Gast des gräflichen Paares, schildert uns den Augenblick seiner Ankunft in Jasnaja Poljana so: „Kaum war ich zwischen den Türmen in die Fichtenallee eingebogen, als ich Lew Nikolajewitsch begegnete. Er war damit beschäftigt, über die ganze Breite des Teiches ein Netz auszuspannen, und wandte alle möglichen Mittel an, damit die Karauschen nicht entschlüpften . . . .

Ach, wie freue ich mich, rief er, während seine Aufmerksamkeit zwischen mir und den Karauschen geteilt war. — Wir stehen sofort zur Verfügung. Iwan, Iwan,

zieh das linke Ende fester an. Sonja, hast Du Afanasij Afanasjewitsch schon gesehen?

Der Anruf kam, wie ich sah, zu spät, denn die Gräfin kam mir, ganz in Weiß gekleidet, die Allee herauf, schon entgegengeeilt, stürmte ebenso schnell, mit einem ungeheuren Bund schwerer Wirtschaftsschlüssel am Gürtel, ohne ihres Zustands zu achten, auf den Teich zu und hüpfte über die Balken einer niedrigen Umzäunung hinweg.

Was machen Sie, Gräfin? rief ich erschreckt, wie unvorsichtig Sie sind!

Das thut nichts, antwortete sie und lachte heiter — ich bin das gewohnt.

Sonja, schicke Nesterka nach einem Sack in den Keller. Dann wollen wir nach Hause gehen.

Die Gräfin löste sofort einen riesigen Schlüssel vom Gürtel und gab ihn einem Knaben, der eiligst davonstürzte, um den Auftrag auszuführen.

Da sehen Sie, sagte der Graf, die vollkommene Anwendung unserer Methode: die Schlüssel bei sich zu behalten und alle Handgriffe in der Wirtschaft mit Hilfe kleiner Knaben auszuführen. (Diese Bemerkung bezieht sich auf ein halb im Ernst, halb im Scherz von Tolstoj einmal ausgesprochenes Wort: Ich habe eine wichtige Endeckung gemacht: .... Gehilfen und Verwalter und Starosten sind nur ein Hindernis in der Wirtschaft; versuchen Sie einmal, alle Vorgesetzten fortzujagen und bis zehn Uhr im Bett zu liegen, und es wird sicherlich nicht schlechter gehen.)

An der lebhaften Mittagstafel wurden uns bereits die gefangenen Karauschen gereicht. Alle schienen gleichmäßig frei und heiter gestimmt ....

Diesen Abend hätte man mit Recht einen hoffnungsreichen nennen können. Es war eine Freude, zu sehen, mit welchem Stolz, mit welch glänzender Hoffnung die Augen der guten Tante Tatjana Alexandrowna die geliebten Neffen und Nichte musterten und wie sie auf mich gerichtet deutlich sagten: Sehen Sie, bei mon cher Léon kann es gar nicht anders sein.

Was die junge Gräfin betrifft — fügt Fjet dieser Schilderung hinzu —, so mußte natürlich, wenn sie bei ihrem Zustand über Balken hüpfen konnte, ihr Leben von der freudigsten Hoffnung erfüllt sein. Der Graf selbst, der sein ganzes Leben in unermüdlichem Suchen nach Neuem hingebracht hatte, war jetzt in eine ihm bisher unbekannte Welt eingetreten, an deren mächtige Zukunft er mit der ganzen Begeisterung eines jungen Künstlers glaubte." — —

Am 28. Juni 1863 wurde der gutsherrlichen Familie ein Sohn geboren, und nun fehlte dem Hause von Jasnaja Poljana nichts von alledem, was das erreichbare Glück eines Menschen ausmacht.

XII.

Auf der Höhe.

Allmälige Anerkennung. — A. W. Družinin. — Die Kritik nach dem Krimkriege (1856—1863). — Kritik der „Kosaken“: Grigorjew, Edelson, Polonskij, Annenkow, Tur. — Leitende Idee seiner Werke. — Weltanschauung.

Das Jahr, in dem Tolstoj sein häusliches Glück begründete, brachte ihm auch nach langem, nie ermüdendem Schaffen die allgemeine Anerkennung. Tolstoj hatte nie auf die Stimmen der Kunstrichter gehorcht. Er war von seinen ersten Schritten an zu selbständig gewesen, um sich dem Urteile andrer fügen zu können, und zu eigenwillig, um es zu wollen. Er ging auch zu bewußt einen Weg, der fernab von den lautumstrittenen Richtungen des Tages lag, als daß die zünftige Kritik sein bestimmtes Wollen und sein scharfgeprägtes Wesen so schnell wie das Wirken eines minder starken Eigenwesens hätte erfassen und mit den ästhetischen Schlagwörtern der Zeit schildern können.

Seine ersten Werke: Kindheit, Knabenalter, Der Morgen des Gutsherrn waren als die Zeugnisse einer starken Begabung und das Unterpfand einer großen Zukunft begrüßt worden. Wortführer der Kritik wie Peter Annenkow und K. S. Aksakow hatten dem jungen Dichter seinen Platz neben den anerkannten Großen angewiesen. Aber über

den engeren Kreis der Schriftsteller und Litteraturliebhaber hinaus drang der Name des neuen Talents nur langsam. A. W. Družinin zeichnet den Weg, den der wachsende Ruhm Tolstojs ging, in einer Besprechung des Schneesturms und der Zwei Husaren (Biblioteka dlja čtenija, Band 139) treu in folgenden Worten: Die „Jugendjahre" bestätigten all die Hoffnungen, die man auf den neuen Autor gesetzt hatte. Die „Aufzeichnungen eines Markörs" ließen in ihm einen Mann erkennen, der die zahlreichen Schattenseiten des Lebens unserer Zeit wohl begriffen hat. Die Reihe kaukasischer Schilderungen, die, wenn wir nicht irren, „Überfall" heißen (Družinin irrt sich in der That: „Überfall" heißt eine der kaukasischen Erzählungen), trug dem Grafen Tolstoj die Sympathie vieler Leser militärischen Berufes ein. Der volle, unbestrittene, beneidenswerte Erfolg des neuen Novellisten begann mit seinen Sewastopoler Skizzen aus dem Anfange, dem Höhepunkte und dem Ende der berühmten Belagerung. Jetzt wurde jedes Wort, jeder meisterhafte Einzelzug, jede Beobachtung des talentvollen Schriftstellers, der Zeuge der großartigen Scenen des großartigen Dramas gewesen, gewürdigt und mit allgemeiner Sympathie aufgenommen. Das ganze lesende Rußland geriet in Entzücken über Sewastopol im November, Sewastopol im Frühling, Sewastopol im August. Das ganze lesende Rußland sah in den poetischen Erzählungen des Grafen Tolstoj nicht bloß interessante Thatsachen in der Wiedergabe eines Augenzeugen, nicht bloß begeisterte Erzählungen von Heldenthaten, die auch den leidenschaftslosesten Erzähler hätten fortreißen können. Jeder Leser von gesundem Menschenverstande sah und erkannte, daß auf dem kleinen

Fleckchen Erde, das durch die außerordentlichen Ereignisse, die sich daselbst abspielten, die Blicke der Welt auf sich gezogen, ein echter russischer Militärschriftsteller lebte, der mit einem scharfen Auge, mit dem Stil eines wahren Künstlers begabt war, ein Schriftsteller, der mit seinen Lesern alles teilen wollte, was er während der Belagerung Sewastopols beobachtet und durchlebt hatte.

Družinin verfolgte auch das weitere Schaffen Tolstojs mit Liebe und Bewunderung und suchte in ausführlichen Kritiken den Charakter des neuen originellen Talents dem Publikum näher zu bringen.

Aber er stand nahezu allein. Die russische Gesellschaft und die führende Kritik hatte nur für die Erzeugnisse des Schrifttums eine wärmere Teilnahme, welche als Träger der Zeitideen gelten wollten. Turgenjew mit seiner feinen Empfindlichkeit für jede Regung der öffentlichen Meinung, für jeden Gedanken, der neu die Gesellschaft erfaßte und beschäftigte, mit seinem nie trügenden Blick für die neuen Menschen und der unvergleichlichen Fähigkeit, sie in poetischen Gestalten wiederzuspiegeln, beherrschte die Geister. Und ein zweiter Liebling der Gebildeten war Ostrowskij. Er sprach zu dem Zuschauer in der eindringlichen Sprache der plastischen Bühnenkunst und führte ihm Typen vor, die ihm als die Verkörperung des innersten Volkslebens erschienen. Pisemskij, Ščedrin standen auf dem zweiten Plane.

Die theoretisierende Kritik forderte von dem schöpferischen Schriftsteller die engste Beziehung zu dem politischen und sozialen Leben der unmittelbaren Gegenwart. Sie sah in ihm nur den Vorkämpfer oder den Gegner einer Idee und in seinem Werke nur eine Waffe im Streite

der Parteien. Sie machte aus der selbstherrlichen Kunst eine Magd der Zeitmeinungen. Wie der Dichter zu einer der herrschenden Schulen stand, bestimmte den Maßstab der ästhetischen Wertschätzung. Die Slawophilen mit ihrem glühenden Haß alles „Westlichen“ und die „Theoriker“ mit ihren Nützlichkeitsforderungen waren die lautesten Sprecher; ihnen gehörten die einflußreichsten Zeitschriften; und die Zeitschriften sind in Rußland mehr als irgendwo die Centren ausgesprochener litterarischer Richtungen.

Die Alleinherrschaft dieser Kritik, die in die Welt der Dichtung den Maßstab des Lehrhaften und Nützlichen einführt, fällt mit der Zeit zusammen, wo das schmachvolle Ende des Krimkriegs und die verheißende Reformthätigkeit Alexanders II. die Geister erregten. Anklagen gegen das Alte und dichterische Verlebendigung der neuen Hoffnungen bilden den Inhalt der Litteratur. Nur was diesen Ideen Worte lieh, galt. Kritik und Publikum krankten an dem gleichen Übel der Einseitigkeit. Scharfsinnig sagt Edelson, alle ästhetische Kritik lasse sich jetzt auf die zwei Fragen zurückführen: wer besser sei, der Nihilist oder der Nichtnihilist? und wer Recht habe, Krasnow oder seine Frau?*)

Tolstojs von der Unruhe des Tagesstreits fernabliegendes Schaffen wurde kaum beachtet. Der Erfolg der Sewastopoler Skizzen war mit dem Kriegslärm verhallt, und es währte ein halbes Jahrzehnt, ehe die Kritik

---

*) Die Bemerkung geht auf die Meinungsverschiedenheiten über Turgenjews Roman „Väter und Söhne“ und Ostrowskijs Drama „Wer weiß sich frei von Sünde!“

sich auf die Pflicht besann, von neuem auf das unabhängige, in sich selbst ruhende Talent des jungen Dichters hinzuweisen. Kein Wunder, daß Tolstoj wohl auch einmal der Mißmut erfaßte (vergl. S. 123). Die Petersburger Freunde hatten sein Eigenwesen nicht verstehen wollen; nun schienen auch die Bewunderer seiner Erstlingswerke ihn vergessen zu haben. Selbst ein Meisterwerk wie „Eheglück“ wurde kaum bemerkt.

Erst die „Kosaken“ brachen den Bann. Apollon Grigorjew, ein Kritiker, der sich nie einer Schule ganz zu eigen gegeben hatte, wies in umfangreichen Aufsätzen: „Erscheinungen der Litteratur der Gegenwart, die unsre Kritik übersehen hat“, die im Jahre 1862 in der „Wremja“ erschienen, auf die große Unterlassungssünde gegen Leo Tolstoj hin. Er suchte die Ursachen für die Vernachlässigung einer so bedeutenden Kraft zu erklären und in einem Rückblick über die Werke eines Jahrzehnts das Wesen des Dichters zu bestimmen. Es war im Grunde ein und dasselbe. Aus dem Charakter seiner selbständigen Persönlichkeit erklärte sich die Teilnahmslosigkeit der Leser und ihrer kritischen Leiter.

E. Edelson wiederholte den Vorwurf Grigorjews. Seine Worte sind schärfer und klarer. Auch er suchte den leitenden Gedanken in Tolstojs Thätigkeit aufzudecken und aus ihm die Gleichgültigkeit seiner einstigen Bewunderer begreiflich zu machen. Ein volles Lob der eben erschienenen „Kosaken“ sollte die Leser zu dem vergessenen Dichter zurückführen.

Grigorjew und Edelson hatten nicht vergeblich ihre strafende Stimme erhoben. Gelang es ihnen auch nicht, den Standpunkt der Kritik Tolstoj gegenüber zu verrücken,

so hatten sie doch wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und glücklicherweise bei dem Erscheinen eines Werkes, das man nicht mit wenigen Worten abthun konnte, zu dem man, gern oder ungern, ein Verhältnis finden mußte.

Selbst der Lyriker J. P. Polonskij, dessen Amtes die litterarische Kritik nicht war, fühlte das Bedürfnis, sich über die „Kosaken" auszusprechen und dem Publikum zu sagen, „was ich dem Verfasser selbst gesagt hätte, wenn ich ihm, wie einst, begegnen und er mich um meine Meinung fragen würde." Für Polonskij sind die „Kosaken" „das Werk eines hervorragenden Künstlers und doch kein Kunstwerk." Er tritt nach hergebrachter Art — d. h. in der russischen Kritik hergebrachter Art — an die Hauptgestalt der Kosaken mit der Forderung des Typischen heran. Er vergleicht Olenin mit dem Aleko der (Puschkinschen) „Zigeuner" und sucht die mangelnde Folgerichtigkeit in seinem Charakter zu erweisen. Sein Urteil ist von vorgefaßten Theorien beherrscht: die gewollte Inkonsequenz eines vom Dichter geschaffenen Menschen wird bei ihm zu einer Inkonsequenz des Dichters. Aber er bewundert auch die Vorzüge des Werkes, besonders die Treue der Schilderungen, für die er aus seinem eigenen Aufenthalt im Kaukasus ein besonderes Verständnis hat. „Die Schönheiten dieses Werkes überwiegen seine Mängel; die ganze Erzählung ist von der Luft des Kaukasus umweht. Das ist nicht der unechte, nicht der geschminkte, nicht der romantische Kaukasus mit seinen romantischen Helden. Jeder Zug, der die Natur des Landes zeichnen soll, ist treu, und erst die Kosaken! Lukaška, Onkel Jeroška, der Fähnrich! ... besonders Mariana. Auch ich bin in jungen

Jahren durch die Kosakendörfer gekommen und habe auf der Fahrt Kosakenmädchen kennen gelernt; die Marianas und Ustjenkas tauchen auch jetzt noch nebelhaft in meiner Phantasie auf. Ihr Bild ist klarer geworden, nachdem ich Tolstojs Erzählung gelesen."

Auch Peter Annenkow sprach seine Bewunderung der Kosaken in einer geistvollen Betrachtung aus, die für das gesamte dichterische Schaffen Tolstojs und für seine pädagogische Wirksamkeit den gemeinsamen Ausgangspunkt aufsuchte und ihn in der „Analyse" fand, in der von dem eigenen Bekenntnisdrange eingegebenen Durchforschung der wechselnden Seelenzustände, in dem, was wir oben (S. 42) die Anatomie der Seele genannt haben. Annenkow findet auch den Faden, der den scheinbar einsam dastehenden Tolstoj mit dem Geistesleben seines Landes verknüpft. „Der denkende Teil unserer Gesellschaft ist erfüllt von dem Streben nach Einfachheit, Natürlichkeit, nach neuen Maßstäben zur Bestimmung des sittlichen Werts des Menschen und nach neuen Mitteln seiner politischen und bürgerlichen Erziehung. Die Litteratur thut eigentlich auch nichts anderes: das trifft in gleichem Maße für die gelehrte, politische und wirtschaftliche Litteratur wie für die Kunst und die Belletristik zu. Eine ähnliche Bewegung kann man auch in den europäischen Litteraturen wahrnehmen, aber zwischen ihnen und uns herrscht ein radikaler, ungeheurer Unterschied. Dort suchen die Menschen im Volke und in den sprachlosen Schichten der Gesellschaft neue Quellen der Empfindung und der Lebensoffenbarungen, um neue Säfte zu gewinnen für ihre gefestigte Civilisation, die sie — was sie auch in Ausbrüchen des Zorns und des Unwillens

sagen mögen — nie gegen etwas anderes eintauschen würden. Wir suchen ein anderes: wir suchen, ob es nicht irgendwo bei uns in den fundamentalen Schichten der Bevölkerung eine abgerundete, volle Kultur gäbe, die alle berechtigten Fragen des Menschen und der Gesellschaft beantworten und uns mit eins in der Mitte einer völlig fertigen, nationalen Kultur einen Platz geben könnte. Das Suchen der europäischen Litteraturen entspringt dem Bemühen, das bestehende Gebäude für alle Zeit in seiner ursprünglichen Schönheit, Neuheit und Frische zu erhalten; unser Trachten ist noch ein Umherirren in der Wüste nach einer Stätte, die, wie unsere Schriftsteller meinen, nicht erobert zu werden braucht, die unser harret, ganz dazu eingerichtet, um all unser Wünschen und Sehnen zum Schweigen zu bringen." — Auch Ewgenija Tur stimmte, obgleich sie Tolstoj wegen der „Poetisierung des Trunks, des Raubs, des Diebstahls, der Blutgier u. s. w." herbe Vorwürfe macht, mit Ausdrücken des höchsten Lobes in den Chor der Bewunderer ein.

War aber der Blick erst wieder auf Tolstoj gelenkt, so mußte das Verständnis für seine Bedeutung schnell kommen.

Das harmonische Verhältnis der künstlerischen Form zu dem reichen Gedankeninhalte, das in allen Werken Tolstojs waltete, begriffen die Zeitgenossen, die von der Tendenz beherrscht waren, kaum. Aber für die Kraft, mit der Tolstoj Menschen aller Gesellschaftsklassen: Bauern und Adlige, Bürger und Krieger, Gemeine und Offiziere, Europäer und Asiaten in allen Lebensäußerungen zu erfassen wußte, mit der er die Seele des Mannes wie der Frau in allen Regungen durchforschte, hatte der russische Leser die rechte Schätzung. Neu war ihm, daß

in Tolstojs Werken dem Gefühl der Liebe bei weitem nicht die hervorragende Bedeutung gegeben war, wie in den erzählenden Dichtungen der andern, daß er rücksichtslos, mit der ganzen Naivetät des Reinen vermeintliche Heiligtümer in ihrer unheiligen Nacktheit zu zeigen sich erkühnte, daß er der versteckten Lüsternheit der vornehmen Kreise die Maske abriß und grausam die Geheimnisse des Heiratsmarkts ausplauderte (wie in dem 23. Kapitel der „Kosaken“), daß er einen Stand, der sich selbst mit einem Nimbus umgab und der, begünstigt von dem allgemeinen Vertrauen, eine Art Priesterherrschaft ausübte (s. Polikuška am Schlusse des zweiten Kapitels), wie die Ärzte, der Lächerlichkeit preisgab.

Aber wie auch das Verhältnis des Lesers zu Tolstoj im einzelnen sein mochte, die große Reihe seiner Werke kennzeichnete ihn als einen eben so fruchtbaren als vielseitigen Dichter.

Er hatte mit einem Ich-Roman begonnen, einer Geschichte des geistigen und sittlichen Werdens eines Menschen. Wie das Kind zum Knaben, der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Manne reift, wird durch die Bloßlegung der feinsten Veränderungen im Denken und Fühlen dargestellt. Die Einflüsse der ersten Umgebung, der Genossen in der Schule, der Freunde und ihrer näheren Anverwandten werden beobachtet; es wird die Summe gezogen aus dem Verhältnis der natürlichen Anlagen zur Erziehung im weitesten Sinne.

So ist die künstlerische Aufgabe des Romans die Darstellung des Strebens nach Vervollkommnung, das wesentliche Kunstmittel des Dichters die psychologische Analyse. Die psychologische Analyse war von je ein be-

liebtes Kunstmittel der russischen Dichter; sie ist darum auch in keiner andern Litteratur zu solcher Höhe ausgebildet. Tolstoj aber zeigte gleich in seinem Erstlingswerke die größte Meisterschaft in der Zergliederung der Seelenzustände, eine Meisterschaft, in der ihm nur der eine Dostojewskij gleichkommt. Die Idee des Romans aber war für Rußland durchaus neu. Schon darin, daß sie auf etwas Positives ging, daß sie ein Ideal hinstellte, unterschied sie sich von dem pessimistischen und satirischen Geiste, der das ganze Schrifttum Rußlands durchdrang. Und nicht ein Ideal, das außerhalb menschlicher Erreichbarkeit liegt, oder das nur wenigen Auserwählten zu erreichen beschieden wäre. Wer immer mit schonungsloser Ehrlichkeit sich selbst prüft, kann Nikolaj Irtenjew in seinem Vervollkommnungsstreben gleichkommen; denn er hat nichts gemein mit den erhabenen Gefühlen einer Gesellschaft, die alle Natürlichkeit eingebüßt hat.

Den Widerstreit des Unaufrichtigen, das von dem Kulturleben untrennbar zu sein scheint, und des Harmlosen, das nur da eine Stelle hat, wo die Bildung nicht hingedrungen ist, schildert Tolstoj auch in seinen jüngeren Werken. Aber stets erfaßt er das Problem von einer andern Seite.

Der Morgen des Gutsherrn zeigt die Unversöhnlichkeit der großen Gegensätze in der Sphäre des russischen Landlebens. In den Erzählungen, deren Schauplatz die Residenz oder die Weltstadt ist, werden uns die Auswüchse der höheren Bildung mit verzweifelter Klarheit vor die Augen gerückt. Wo, wie im Kaukasus und im Sewastopoler Kampfe, der Mann aus dem Volke und der Sohn der Gesellschaft neben einander leben, ist der Stärkere,

Bessere — der Mann des Volkes. Alle Empfindung der Gesellschaft ist unaufrichtig, unsittlich. Selbst das Gefühl der Liebe hat sich von dem Natürlichen so weit entfernt, daß es Selbstzweck geworden ist — der Natur ist es nur ein Mittel. Und was geschaffen zu sein scheint, daß alle es mit gleichen Rechte genießen, hat eine verkrüppelte Menschheit nach dem Begriffe des Eigentums ungleich verteilt. Der Mensch selbst ist zum Eigentum geworden.

Um von diesen Fesseln der Kultur frei zu werden, müssen wir das junge Geschlecht außerhalb unserer Vorurteile erziehen. Wir haben kein Recht, dem Kinde die Wahrheit zu lehren, die wir selbst nicht ohne Zweifel anerkennen. Wir müssen vielmehr auf seine Instinkte lauschen und seine reine Natur zu voller Entfaltung führen. — Dies ist der Zusammenhang zwischen Tolstojs Dichtung und seinem pädagogischen Wirken.

In allen Werken Tolstojs ringt eine sittliche Anschauung nach Gestaltung. Nicht eine fertige, oder gar überkommene, sondern eine stetig sich erneuernde. Das war der fundamentale Unterschied zwischen Tolstoj und seinen Landsleuten und Zeitgenossen, den die Kritik nicht sogleich erkannte, den aber der eine oder der andere seiner Beurteiler unbewußt andeutete. Sie alle hatten sich einer Richtung verschrieben und dienten ihr mit der Kraft ihrer geringeren oder größeren Dichtergaben.

Tolstoj rang mit verzweifelter Anstrengung nach einer Weltanschauung, welche ihm den furchtbaren Widerspruch lösen sollte, der ihn überall antrat, wo die beiden Welten der Bildung und der Ursprünglichkeit sich berührten. Immer mehr neigte er sich in diesem Kampfe auf die Seite des Ursprünglichen. Der Selbstsucht stellt er die

Selbstverleugnung gegenüber, dem Kampf um den Besitz die hilfsbereite Menschlichkeit, den Feindseligkeiten der Völker den ewigen Frieden.

* *
*

In diesem Ringen hatte er jetzt, von seinem eigenen Glücke ganz beherrscht, gerade in den Jahren der höchsten Kraftentfaltung Ruhe gefunden. Jetzt konnte sich sein Talent zu den höchsten Leistungen emporschwingen, die ihm erreichbar waren: zu „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina". Sie bilden den Inhalt des kommenden Jahrzehnts von Tolstojs Leben.

Inhaltsübersicht.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Löwenfeld, Raphael,

Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung

Bd.: 1

Berlin 1892